# LEBENSERINNERUNGEN

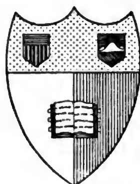
Leopold von Schroeder



# Zum Tag des Buches 1929

*überreicht von*

## Simmel & Co.





S… …unde
E… …biete
…ia
…ic
…na
…de
…re
…ur
…en
E… …und
n… …ften.

*Simmels Fachkataloge.*


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 067 548 473







Leopold v. Schroeder

# Lebenserinnerungen

von

**Leopold v. Schroeder**

Dr. phil. et theol. h. c.
weil. Professor an der Universität Wien
und Mitglied der Wiener Akademie
der Wissenschaften

herausgegeben

von

Dr. jur. et phil. Felix v. Schroeder
Oberregierungsrat

H. Haessel, Verlag, Leipzig 1921



Leopold v. Schroeder

# Lebenserinnerungen

von

Leopold v. Schroeder
Dr. phil. et theol. h. c.
weil. Professor an der Universität Wien
und Mitglied der Wiener Akademie
der Wissenschaften

herausgegeben

von

Dr. jur. et phil. Felix v. Schroeder
Oberregierungsrat

H. Haessel, Verlag, Leipzig 1921

Fa

Einbandzeichnung von
Professor Hermann Delitsch,
Satz und Druck von
Hesse & Becker, Leipzig.

# Vorwort.

Unter den nachgelassenen Schriften Leopold v. Schroeders hat sich ein Manuskript „Lebenserinnerungen" vorgefunden, das der Verfasser nach Inhalt und Anlage offenbar nicht nur für den engern Kreis seiner Familie bestimmt hat, sondern das auch seinen zahlreichen Freunden und Bekannten zugängig gemacht werden sollte. Die Erben Schroeders haben daher auch nicht gezögert, die Lebenserinnerungen durch den Druck der Öffentlichkeit zu übergeben und damit dem großen Kreise der Freunde, Verehrer und Schüler des Verewigten ein Blatt der persönlichen Erinnerung an ihn zu überreichen.

Bei der Herausgabe der Erinnerungen im Auftrage der Erben lag mir die Aufgabe ob, das nachgelassene Werk nicht nur äußerlich abzurunden, in Abschnitte zu gliedern und sonst druckfertig zu gestalten, sondern auch an dem Inhalte Berichtigungen, Kürzungen, kleinere Umstellungen und dgl. vorzunehmen, soweit sich solche als unbedingt nötig erwiesen. Weiter habe ich aber auch einige Zusätze aufgenommen, die für viele Leser eine willkommene Ergänzung der Erinnerungen bilden dürften. Der Anhang enthält außer dem von Schroeder in der Hauptsache selbst angefertigten Verzeichnisse seiner Schriften noch einige der in den Erinnerungen erwähnten Gedichte, die entweder überhaupt noch nicht veröffentlicht sind oder doch den Lesern der Erinnerungen auf anderm Wege nur schwer zugängig sein dürften.

Dem bewährten Verleger Leopold v. Schroeders, H. Haessel in Leipzig, der mit dem Schrifttume des Genannten seit der Indischen Literaturgeschichte untrennbar verwachsen ist, gebührt besonderer Dank für seine Bereitwilligkeit, bei der Veröffentlichung der nachgelassenen Schriften Schroeders, vornehmlich der vorliegenden Lebenserinnerungen, die Wege geebnet zu haben.

Ostern 1921. Dr. Felix v. Schroeder.

# Inhaltsverzeichnis.

### Viertes Kapitel. Student in Dorpat.



### Fünftes Kapitel. Studien in Deutschland.



### Sechstes Kapitel. Privatdozent.



### Siebentes Kapitel. Dozent an der Universität Dorpat.

Dreizehntes Kapitel. Innsbruck.



Vierzehntes Kapitel. Wien.



Fünfzehntes Kapitel. Die Reise in den Kaukasus.



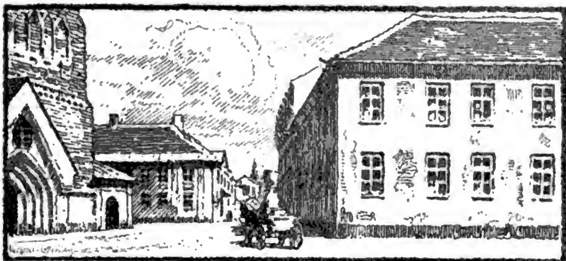
Sechzehntes Kapitel. 1906—1912.

# Lebenserinnerungen

# Einleitung.

Je älter der Mensch wird, um so teurer wird ihm die eigene Vergangenheit, — zumal die, von der er sich durch den weitesten Zeitraum geschieden sieht: Kindheit und Jugend. Er sieht sie, wohl von wenig Ausnahmen abgesehen, in einem Lichte der Verklärung, und Gegenstände, die an sich ganz unbedeutend sind, ein alter Gartenzaun, eine verfallene Heuscheune, ein elendes Haus, ein ungepflegter, verwilderter Garten, können ihm Tränen der Rührung entlocken. In gesteigertem Maße wird Solches dort zutreffen, wo mit der Kindheit und Jugend des Menschen auch die allgemeinen Lebensbedingungen, die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, zugleich verschwunden sind oder doch sich bis zur Unkenntlichkeit verändert haben. Mehr als anderen wird dem Menschen, der Ähnliches hat erleben müssen, Kindheit und Jugend wie ein verschwundenes Wunderland erscheinen. In diesem Falle aber befinden sich heutzutage fast alle Livländer, die im reiferen Mannesalter stehen. Sie brauchen noch keine Greise zu sein, und doch liegt jene Welt, in der sie erwuchsen, weit, weit zurück, für immer entschwunden! Man wird sie historisch zeichnen und festhalten müssen, damit sie nicht zur Sage wird. Solches zu unternehmen, kann mir nicht in den Sinn kommen, aber ein Stück von jener entschwundenen Welt haftet auch an meinen persönlichen Erinnerungen und mag mit ihm dem Gedächtnis späterer Zeiten aufbehalten bleiben.

Es waren gesunde und glückliche Verhältnisse, in denen wir aufwachsen durften. Mochte dem kindlichen Gemüte damals auch — wie das allgemein menschlich ist — das eigentliche strahlende Lebensglück in weiter Ferne, außerhalb des uns umgebenden Kreises zu liegen scheinen, der rückblickende gereifte Mann kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ihm kaum größeres Glück zuteil werden konnte als das Aufwachsen gerade in jenen Verhältnissen, in einer geistig und gemütlich reichen Umgebung, auf dem Boden einer Kultur, die in allen ihren Wurzeln gesund und tüchtig genannt zu werden verdient. Der jungen Generation, die unter neuen, weit ungünstigeren Bedingungen aufwachsen muß, kann der belehrende und kräftigende Rückblick in jene Vergangenheit nicht genug empfohlen werden.



Geburtshaus und Gymnasium in Dorpat.

# Erstes Kapitel.
# Jugendzeiten.

Dorpat, die Musenstadt am Embachstrande, die alte Universitätsstadt des Baltenlandes, vom Zauber der estnischen Sage umwoben, durch deutsche Geisteskraft zu einem leuchtenden Horte der Kultur geworden, ist meine Vaterstadt. Dort wurde ich am 12. Dezember a. St. (24. Dezember n. St.) 1851 geboren als Sohn des Gouvernements-Schulendirektors Julius v. Schroeder (1808—1888) und seiner Gattin Marie geb. v. Schrenck (1817—1895).

Die Vorfahren meines Vaters stammen aus Königsberg in Ostpreußen. Von dort her war mein zweiter Urgroßvater Johann Schroeder (1706—1782), dessen Vater Friedrich (1669—1713) und Großvater Heinrich (gest. 1692) in Königsberg das Kürschnerhandwerk betrieben hatten, nach Riga eingewandert, wo er es als Seidenkrämer zu hohem Ansehen und einigem Wohlstande gebracht hatte. Sein Sohn, mein Urgroßvater Johann Friedrich (1744—1791), durch Heirat mit Katharina Gesina Kröger mit angesehenen Rigaschen Familien verschwägert, war Landwirt, kaufte sich unweit Segewolds an und erlangte 1788 den deutschen Reichsadel. Mein Großvater, Johann Karl v. Schroeder (1771—1840), studierte in der Schiller-Goethischen Zeit Theologie in Jena, wurde Pastor in Lemsal und Propst des Wolmarschen Sprengels. Er war eine machtvolle Persönlichkeit, deren Andenken noch jetzt an der Stätte ihres Wirkens fortlebt. Auch mein Vater studierte Theologie, ging aber dann in das Schulfach über und

wirkte lange Jahre als hervorragender Pädagoge mit reichem Erfolge. Als Gouvernements-Schulendirektor in Dorpat hat er manche deutsche Schule ins Leben gerufen und insbesondere das Gymnasium in Dorpat und dessen Parallelklassen geleitet. Meine Mutter gehörte väterlicherseits einer bayerischen Adelsfamilie an. Ihr Großvater kam mit zwei Söhnen nach Rußland. Der Vater, Johann v. Schrenck, heiratete die livländische Baronin Leopoldine Clodt v. Jürgensburg, wodurch meine Mutter und damit auch wir Kinder in eine weitverzweigte und angesehene Verwandtschaft im livländischen Adel hineinkamen.

Wir waren zwölf Geschwister, sechs Brüder und sechs Schwestern, doch starben zwei Schwestern — die ältesten — schon als Kinder, eine dritte Schwester im vierzehnten Lebensjahre, so daß wir dann lange Jahre hindurch neun Geschwister blieben. Ich war das siebente Kind und der vierte Sohn in der ganzen Reihe, gleichsam in die Mitte hineingebettet. In liebevollster Weise betreute uns Kinder meine gute Großtante, Gräfin Henriette v. Münnich, geb. Clodt v. Jürgensburg, eine Schwester meiner Großmutter.

Das alte Haus, in dem wir wohnten und mit dem die frühesten Erinnerungen meiner Kindheit verknüpft sind, lag mitten in der Stadt neben der alten St. Johanniskirche. Es war ein schmuckloser massiger Steinbau, mit großer schwerer Türe und breiter Treppe, der angeblich aus der Zeit Gustav Adolfs stammte. Seinem ganzen Charakter nach dürfte es wohl von Anfang an einem öffentlichen Zwecke gedient haben. In den Tagen meiner Kindheit war der obere Stock die geräumige Amtswohnung meines Vaters, während die unteren Räume von einigen Oberlehrern des Gymnasiums bewohnt wurden. Das Haus bildete die eine Ecke des großen Häuservierecks der Gymnasialgebäude, die bequem alle Klassen sowie viele Amtswohnungen und Nebenräume aller Art in sich bergen konnten. Vor unsrer Haustür, zwischen Fußweg und Straße, war rechts und links je eine mächtig große eiserne Kanone zur Hälfte eingegraben, die in längst vergangene Zeiten des Kampfes zurückwies. Schräg gegenüber lag das Gefängnis des Landgerichts, an dessen stark vergitterten Fenstern wir oft die armen Gefangenen sitzen und Luft schöpfen sahen. Auch wenn sie auf die Straße hinausgeführt wurden zu irgendwelcher Arbeit, Eis zu hacken oder Wasser zu tragen, waren sie uns in ihrer Sträflingskleidung mit schweren Ketten an Händen und Füßen ein fesselnder, aber doch auch etwas grausiger Anblick. Schöner und erhebender war es, wenn

abends um die Stunde des Gebetes die Soldaten heraustraten, der Trommler einen Wirbel schlug, alle andächtig die Kopfbedeckung abnahmen und ein Gebet gesprochen wurde. War das vorüber, dann gingen sie wieder in das Gebäude hinein und nur die einsame Schildwache schritt vor der Tür des Gefängnisses auf und ab.

In dem alten, etwas kahlen und düsteren Hause mit den dicken Steinmauern spielte sich ein warmes, trauliches Familienleben ab. Da wachte die gute Großtante Münnich über unsern Kinderspielen, ließ uns kutschieren und Reisen machen, wo wir dann auf der Station etwas Gutes an Korinthen und Rosinen zur Erquickung vorfanden; sie lehrte uns lesen und sammelte uns abends vor dem Schlafengehen zum Gebet in einem dunklen Zimmer, aus dem man zu Mond und Sternen hinauf schauen konnte. Und die Mutter erzählte uns da, was wir am liebsten hörten, aus ihrer Kindheit, die sie in Südrußland, im Charkowschen Gouvernement, in sehr angenehmen Verhältnissen auf dem Lande, in Choteny, zugebracht hatte. Der Reichtum an Obst aller Art, die Tiere und die Gutherzigkeit des russischen Volkes spielten dabei eine Hauptrolle. „Mama, erzähle, wie du klein warst," war eine häufige Bitte.

Kam des Vaters Geburtstag heran, dann lehrte uns die Mutter, von ihr gedichtete Glückwunschverse aufsagen oder wohl auch Schillersche Gedichte. Das Mädchen aus der Fremde, die Teilung der Erde und die Kraniche des Ibykus gehörten zu meinen ersten Leistungen. Schiller war des Vaters Lieblingsdichter, ein Heiliger, den er unbedingt verehrte. Er pflegte den Wert der Menschen danach abzuschätzen, wie sie zu Schiller standen. Er glaubte an das Siegreiche der Schillerschen Ideen. Ihm und unzähligen anderen Balten galt der große weitschauende Idealismus Schillers als die eigentlich deutsche Weltanschauung. Und eben darum war ihnen Schiller selbst der Hort des Deutschtums. Zum Schiller-Feste des Jahres 1859 trat mein Vater mit strahlenden Augen in das Zimmer und stellte eine Anzahl hübsch gebundener kleiner dicker Bände auf den Tisch. „Das ist der ganze Schiller! Da habt ihr ihn. Nun lest nach Herzenslust." Diese Anrede galt uns Kindern, die wir uns auf den Ruf des Vaters um den Familientisch versammelt hatten. Je nach dem Alter der einzelnen wurde die Bedeutung des Augenblicks mehr oder minder deutlich begriffen. Das aber fühlten wir alle, daß es ein feierlicher Augenblick war. Wir sahen es an den leuchtenden blauen Augen des Vaters,

wir hörten es aus dem Tone seiner Stimme heraus. Und seiner Aufforderung, diese Schillerbände zu lesen, haben wir alle redlich und mit Begeisterung Folge geleistet. Auch ich habe die kleinen, blau gebundenen Bände früh und eifrig benutzt.

Der älteste Bruder Julius war sehr erfinderisch in allerlei Spielen und knabenhaften Arbeiten. Ich aber gehörte am engsten mit den Brüdern Woldemar und Theodor zusammen, die wir Woldi und Fedi nannten, jener ein Jahr älter, dieser ein Jahr jünger als ich. Großtante Münnich nannte uns drei ihre Troika.

Ganz anders als das Stadthaus war unser Sommerhaus, das am Rande der Stadt in der Steinstraße lag und zu dem ein großer Garten gehörte, der sich bergauf bis zur Landstraße hinzog, wo man durch eine Öffnung des Bretterzaunes die Birkenallee der Straße und die dahinter sich ausbreitenden Felder betrachten konnte. Es war aber auch sehr schön, auf der Höhe liegend über die Stadt und den Embachfluß hinzuschauen, der sich in den Wiesen der Umgegend verlor und die großen Lodjen*) auf seinem Rücken trug. In einer Laube hoher alter Linden saßen wir oft des Abends beisammen. Auch an Blumen, Früchten und Gemüse fehlte es in dem Garten nicht. Dort brachten wir durch eine Reihe von Jahren den ganzen Sommer zu. Das Haus war nicht groß, aber ausreichend. Im Hofe war ein Stall, in dem wir zwei Kühe hielten, Mustik und Walg, die Schwarze und die Weiße, genannt, für die der Hauswächter und seine Frau zu sorgen hatten. Morgens in der Frühe hörte man das Horn des städtischen Hirten, der die Kühe aus den einzelnen Höfen sammelte, um sie auf die Stadtweide hinauszuführen. Dann stießen auch Mustik und Walg zu ihrer Herde, um abends wieder heimzukehren, wo die Pforte des Hofes für sie schon geöffnet war, in die sie mit sicherem Instinkt einkehrten. Der Nachbar uns gegenüber hielt sich Ziegen, und die kleinen weißen Zicklein, die so hübsch spielten und sprangen, waren meine höchste Wonne. Seltsame Gedanken sind mir dabei durch den Kopf gegangen, die sich zum Gebete verdichteten. Wie man mir später erzählt hat, soll ich einstmals vorwurfsvoll geäußert haben: „Nun habe ich den lieben Gott schon so oft gebeten, er soll mich eine kleine weiße Zicke werden lassen, und er tut und tut es nicht.“ — Wie viele unerhörte Gebete der Menschen mögen vor

---

*) D. s. Holzbarken. Anm. d. Herausg.

Gottes Augen ähnlich dastehen wie dies Zickleingebet des Knaben in der Steinstraße.

Wenn Großtante Münnich uns im Sommerhause besuchte, war sie stets ganz weiß gekleidet. Ihr eigenes Haus lag ziemlich weit von dort entfernt, auf dem sogenannten Senffschen Berge. Es war ein schönes, geräumiges Gebäude mit großem Garten, in dem sie ihre Tulpen, Aurikeln, Maiglöckchen und Stiefmütterchen zog. Oft waren wir dort bei ihr zum Besuch, durften uns im Garten tummeln und zur Reifezeit an den Früchten laben. Der Garten trug außer den Beeren sehr schöne Birnen, Äpfel und Pflaumen. Als Großtante diesen Besitz ihrem Schwager, unserm Großonkel, dem Wirklichen Staatsrat Heinrich v. Schroeder*) verkaufte, behielt sie sich den oberen Stock als Wohnung vor. Dort waren wir Kinder oft ihre Gäste, und immer hatte sie etwas bereit, um uns zu erfreuen. Der Garten blieb nach wie vor unbeschränkt unsere Domäne. Wiegten wir uns auf den Ästen seiner Bäume, dann fühlten wir uns als Herren der Welt. Eine alte Kalesche, die Großtante von ihren Fahrten im inneren Rußland mitgebracht hatte, schenkte sie uns Kindern gemeinsam. Oft sind wir in dieser geräumigen Kutsche aufs Land hinaus, z. B. nach Walguta gefahren.

In meinen frühesten Kindheitserinnerungen leben auch ein Paar russische Dienerinnen, eine alte und eine junge. Die alte Marja war eine Leibeigene, die meine Eltern aus dem innern Rußland mitgebracht hatten. Sie hing mit großer Liebe und Treue an unsrer Familie und starb, als ich noch ein kleiner Knabe war. Die Gesänge der russischen Priester an ihrem Totenbette machten auf mich einen schauerlichen Eindruck und verfolgten mich noch lange. Ein Angsttraum, der mich öfters quälte, ließ mich einen hochgewachsenen russischen Popen erblicken, der langsam auf mein Bett zukam und sich über mich beugen wollte, bis die Qual mich erwachen ließ. Tatjana war ein hübsches junges Mädchen, das uns Kinder betreute, sich gern gut kleidete und sehr darauf achtete, daß wir beim Spazierengehen ihre blütenweißen Strümpfe nicht aus Unachtsamkeit bespritzten. Als ich Universitätslehrer war, saß sie als alte Frau auf dem Markt und

*) 1776—1864. Seine Frau Julie geb. Clodt v. Jürgensburg war eine Schwester der Gräfin Münnich und der Großmutter des Verfassers, Leopoldine Auguste v. Schrenck. Mit dem Vater des Verfassers war Staatsrat v. Schroeder nicht verwandt. Anm. d. Herausg.

hat mir manchen geräucherten Aal oder Jas*) verkauft. Ihre Schönheit war dahin, aber unsre Freundschaft war dieselbe geblieben.

Großtante Münnich hatte schon als junge Frau ihren heißgeliebten Mann verloren. Die lange Witwenschaft hatte einen Schleier der Wehmut über ihr ganzes Wesen gebreitet, der sie nur noch anziehender erscheinen ließ. Diese Wehmut wurde noch dadurch gesteigert, daß sie auch von ihrem geliebten einzigen Sohne Christoph fast beständig getrennt war. Er hatte in Oldenburg ein Majorat zu erwarten uud war daher am Oldenburgischen Hof in Dienst getreten, zuerst als Kammerjunker, dann als Kammerherr. Seine Briefe, die wir ihr bisweilen zutrugen, nannte Großtantchen ihr „Zuckerbrot". Seine Besuche waren für sie das größte Glück, an dem sie noch lange in der Erinnerung zehrte. So schmerzlich die Einsamkeit auch für sie war, sie ließ sich in dieser Empfindung nicht gehen, sondern hielt sich tapfer aufrecht und half sich auf die beste Art, indem sie ihr liebreiches und liebebedürftiges Herz sorgend und helfend anderen zuwandte. Wir Kinder waren es vor allem, die sie mit dem ganzen Reichtum ihrer Liebe umschloß und denen sie das Leben auf die mannigfaltigste und zartsinnigste Art fort und fort zu verschönen und zu verklären suchte. Wir hingen darum auch an ihr mit grenzenloser Liebe. Ich habe in meiner Kindheit wohl niemand so geliebt wie diese Großtante, die für mich der Inbegriff der reinsten Liebe und Güte und alles Verehrungswürdigen war. Mein Vater hat mir später erzählt, daß sie bisweilen den Gedanken aussprach: das menschliche Leben sei arm an Freuden, und es müsse darum in den Kinderjahren ein reicher Schatz der Erinnerung an solche aufgespeichert werden, damit man im späteren Leben reichlich davon zu zehren habe. Wahrlich, ein edler Grundsatz, dessen Wert und Wahrheit ich in einem langen Leben erfahren habe. Was Großtante Münnichs Liebe mir einst gewesen, was sie mir damit geschenkt hatte, das blieb mir durchs ganze Leben ein nie versiegender Quell des Trostes, aber auch ein nachahmenswertes Vorbild. Ein Beispiel für viele sei hier mitgeteilt, wie Großtante Münnich stets darauf bedacht war, uns Kinder zu erfreuen und zu unterhalten. An ihrem Geburtstage (dem 22. Dezember) durfte ihr niemand etwas schenken; vielmehr war sie es, die uns Kinder in irgendeiner besonderen Art überraschte, und darin bestand ihre Ge-

*) Dickfisch. Anm. d. Herausg.

burtstagsfreude. Auf unsern Spaziergängen mit Großtante durch die Stadt hatte ich einst in der Sickelschen Spielwarenhandlung ein ganz reizendes Gefährt entdeckt. Es war ein aus lackiertem Blech sehr fein gearbeiteter länglicher, gedeckter und geschlossener Wagen, auf dem das Wort „Omnibus" stand. Auf dem Bocke saß ein Kutscher mit hohem Hute, gezogen aber wurde der Omnibus von zwei zierlichen Apfelschimmeln, die sich auf und ab bewegten, als wenn sie wirklich liefen, wenn man den Wagen an einer Schnur durch das Zimmer zog. Ich war ganz entzückt von diesem Spielzeug und dachte nur, welches glückliche Kind wohl so etwas Schönes als Geschenk bekommen möchte. Als sich nun an Großtantchens Geburtstage die Flügeltüren des Saales öffneten, sahen wir an mehreren Tischen seltsame Männer sitzen, die allerlei Sachen vor sich stehen hatten. Den Leib dieser Männer bildete ein Zuckerhut; sie waren mit Kleidern und Mützen ausgestattet, die wir zum Geschenk erhielten; die Gesichter bildeten Larven, die dann auch uns gehörten, ebenso wie die Gaben, die vor den Männern auf den Tischen standen. Auf meinem Tische, vor meinem Mann aber stand — ich traute meinen Augen kaum — der Omnibus! Mein Entzücken kannte keine Grenzen. Der Omnibus wurde mein liebstes Spielzeug und hat dann, nachdem ich erwachsen war, noch manches andre Kind erfreut.

Onkel Christoph Münnich, Großtantens Sohn, der letzte männliche Nachkomme des berühmten Feldmarschalls Münnich, war ausgesprochen fromm und dachte als Jüngling ernstlich daran, Theologie zu studieren. Dagegen sträubte sich die vornehme Verwandtschaft, insbesondere der Vormund, als gegen eine Unmöglichkeit für den Träger dieses großen Namens. Onkel Christoph gab nach und fügte sich, aber er hat zeitlebens an der Empfindung getragen, daß er dadurch sein Leben auf ein falsches Geleis gebracht und im Grunde genommen verpfuscht habe. Äußerlich war er ganz der Hofmann, der er sein sollte, ein schöner Mann, von vollendeter Vornehmheit und Eleganz der Erscheinung. In seinem Innern aber trug er eine Welt, die nicht zur Entwicklung gekommen war. Die Mutter teilte auch diesen Schmerz mit ihm. Unvergeßlich ist mir sein letzter Besuch bei ihr und vor allem der Abschied. Es war ein schöner Sommermorgen. Großtantchen fuhr mit mir nach Ruhental, sechs Werst*) von Dorpat,

*) 1 Werst = 1,067 km. Anm. d. Herausg.

voraus. Dort saßen wir beide am Waldesrande, bis die Post mit dem Onkel ankam. Sie hielt, und er stieg aus, ließ als der einzige Reisende den Wagen eine Weile warten und nahm Abschied von der geliebten Mutter. Ich, der noch nicht zehnjährige Knabe, war der einzige Zeuge. Es war ein Abschied fürs Leben. Im nächsten Februar starb die gute Großtante nach kurzer Krankheit. Der Sohn kam im Sommer, um sie auf dem Erbbegräbnisse der ihm nahe verwandten Familie Nolken in Lunia zur letzten Ruhe zu betten. Sechs Jahre später besuchte ich ihn in Dresden, wohin er sich inzwischen zurückgezogen hatte, und durfte ihm als nun schon ziemlich Erwachsener persönlich nähertreten. Leider trat bald darauf zwischen ihm und meinem Vater eine Entfremdung ein, die auch mich in der Folge von ihm fern hielt.

In vollstem Gegensatze zu diesem früh schon innerlich gebrochenen Leben hatte sich der Lebensgang seines gleichalterigen Vetters Leopold v. Schrenck, des Bruders meiner Mutter, in seltener Harmonie entwickelt. Onkel Leopold, der mich aus der Taufe gehoben und mir seinen Vornamen gegeben hatte, war mit Onkel Christoph zusammen aufgewachsen, aber auf der Universität sollten ihre Wege sich trennen, obgleich sie noch beide zusammen in Großtante Münnichs Hause wohnten. Onkel Leopold trat in die Korporation Livonia ein und fand hier einen reichen Freundeskreis, während Onkel Christoph einsam lebte. Onkel Leopold studierte Zoologie und machte dann als junger Gelehrter eine Reise um die Welt mit, brachte auch mehrere Jahre im Amurgebiete zu und erforschte dieses gründlichst nach den verschiedensten Seiten. Während dieser Zeit hörte ich zum ersten Male mit Bewußtsein von ihm. Bilder aus der arktischen Welt, Reisende auf Hundeschlitten darstellend, vergegenwärtigten der Einbildungskraft des Knaben die Abenteuer des Onkels im Amurlande. Nach seiner Heimkehr wurde er bald Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Er heiratete seine Braut, Julie von Oettingen, mit deren Bruder*) er seit der Studentenzeit innig befreundet war. Diese Ehe war vielleicht die glücklichste, die ich jemals näher kennen lernen durfte. Die alljährlichen Besuche des jungen Paares mit den allmählich sich einstellenden und heranwachsenden Kindern in der livländischen Heimat waren für uns alle ein Fest, insbesondere aber für

*) August v. Oettingen, Gouverneur von Livland. Anm. d. Herausg.

mich. Mit schwärmerischer Liebe hing ich an diesem Onkel, der mich als seinen Taufsohn stets besonders bevorzugte und mit allerlei guten Gaben bedachte. Aus seiner Hand empfing ich nicht nur den Lederstrumpf und Kanes Nordpolfahrten, sondern auch eine schöne Ausgabe von Uhlands Gedichten, mit denen ich bald beständig lebte und die mich durchs ganze Leben begleitet haben. Später folgte eine Schillerausgabe, und als ich Student werden sollte, das große Petersburger Sanskrit-Wörterbuch von Böhtlingk und Roth, sowie die herrlichen „Indischen Sprüche" von Böhtlingk.

Onkel Leopold Schrenck wurde mir schon früh zum Ideale meines Lebens. Das Feine und Liebevolle seines ganzen Wesens, seine Weltkenntnis, sein gediegenes Wissen und die wundervolle Gabe, sich mitzuteilen sowie Andere zu belehren und zu fördern, fesselten mich immer stärker an ihn. Er hatte ein Talent zu erzählen und zu schildern, wie ich es kaum jemals wieder gefunden habe, so anschaulich, so fein, so lebendig und ruhig zugleich. Ich mußte bei ihm und seiner ganzen Art immer an Goethe und dessen abgeklärtes und vollendetes Wesen denken. Es fehlte ihm nicht an Leidenschaften, aber er wußte sich zu beherrschen und war immer maßvoll und besonnen. Das hatte etwas Beruhigendes und unendlich Anziehendes. Es wurde einem wohl in seiner Nähe, und man mochte ihm gern immerfort zuhören. Mich hat er durch guten Rat und Belehrung oft in entscheidender Weise gefördert.

Ein anderer, wenig älterer Bruder meiner Mutter, Onkel Woldemar v. Schrenck, war Offizier geworden und kam bisweilen auf Urlaub nach Dorpat zum Besuche. Wir hatten auch ihn sehr gern; doch kam er nur selten und auf kurze Zeit, so daß ich ihn eigentlich erst später kennen und sein edles Wesen schätzen lernte. Zu flüchtigen Besuchen kamen auch die drei Großonkel Clodt v. Jürgensburg, Karl, Oskar und Robert, Oheime meiner Mutter, die Söhne der alten Tante Natalie Clodt, die mit ihrer unverheirateten Tochter Lisinka durch lange Jahre unser ständiger Gast an Sonn- und Feiertagen war. Onkel Karl und Onkel Oskar waren Flottenoffiziere, der erste brachte es bis zum Admiral. Onkel Robert diente im Heere. Sie waren alle gute Balten, mit etwas russischem Anstrich durch das lange Dienen in russischer Umgebung, echte Typen jener Zeit, wo so viele Söhne baltischer Familien, insbesondere junge und weniger begüterte Söhne des Adels, mit Vorliebe ihren Weg im russischen Heer

oder in der russischen Flotte suchten. Wohl fast jede Familie hatte damals eine Reihe von Verwandten, die russische Offiziere waren, und die nicht selten im höheren Alter in die baltische Heimat zurückkehrten, um hier ihren Lebensabend zu genießen.

Nachdem mein Vater unser Sommerhaus — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — verkauft hatte, brachten wir ein paar Sommer auf dem Lande, in Heiligensee, zu, einem der schönsten Güter Livlands, etwa 50 Werst von Dorpat entfernt, das meinem Onkel Alexander v. Schrenck, dem ältesten Bruder meiner Mutter, gehörte. Er war von Hause aus Naturforscher, Mineralog und Botaniker, hatte in jungen Jahren größere Entdeckungsreisen durch die Tundren der Samojeden und in das Kirgisenland unternommen. Die erste Reise hatte er auch in einem umfänglichen Werke beschrieben. Durch die Heirat mit Julie v. Sivers aus dem Hause Euseküll, einer Cousine zweiten Grades, wohlhabend geworden, kaufte er sich das Gut Heiligensee und betrieb hier mit Vorliebe und Verständnis die Gartenkunst, pflegte auch die schönen bewaldeten Inseln des Sees. Daneben dichtete er und war insbesondere auf dem Gebiete der Fabel oft recht glücklich. Ein Bändchen „Fabeln" von ihm, sowie auch Romanzen und Balladen, „Aus der Nordmark" betitelt, gab er später*) bei J. J. Weber in Leipzig heraus. Mit der Landwirtschaft beschäftigte er sich nur wenig. Er überließ die Bewirtschaftung des Gutes durch mehrere Jahre seinem jüngsten Bruder Ernst, einem schönen und begabten Menschen, der sich leider durch unglückliche Leidenschaften das Leben selbst zerstörte und zuletzt durch Selbstmord endete.

Das Gutshaus in Heiligensee war ein sehr stattliches, mit reichem Gelaß und schönem Garten, der sich bis zum Rande des Sees hinzog. Wir wohnten meist in einem Nebenhause, der sogenannten Herberge. Der Hauptreiz des malerischen Ortes lag in dem großen See, der einst dem Estenvolke ein heiliger See gewesen sein soll. Es war herrlich, in dem spiegelklaren Wasser dieses Sees zu baden, zu angeln oder im Boot auf der weiten Wasserfläche umherzurudern. War größere Gesellschaft im Gutshause beisammen, etwa Onkel Leopold mit seiner Familie aus St. Petersburg oder auch andere Verwandte zum Besuche da, dann wurden bisweilen große Bootpartien über den See zu den Inseln hin unternommen, natürlich auch allerlei Proviant, ja

*) 1869/70.

wohl gar ein ganzes Mittagessen mitgeführt. Beim Bootfahren wurde dann wohl auch gerne gesungen. Das häufigste Ziel waren die am nächsten gelegenen schönen und wohlgepflegten Schwesterinseln, die durch einen bewachsenen Landstreifen miteinander verbunden waren. Eine beträchtlich weitere Fahrt brachte die Gesellschaft ein anderes Mal zur wunderschönen, dichtbewaldeten, einsam daliegenden Klosterinsel, wo einst vielleicht ein Kloster oder etwas dem Ähnliches gestanden haben mag. Die beiden ebenfalls schön bewaldeten Nachtigalleninseln, wo es keinen guten Landeplatz gab, blieben meist unberührt beiseite liegen.

Ganz anders als der heilige See war der etwas kleinere Jungfernsee. Seicht, stellenweise auch moorig und dicht mit Schilf und anderen Pflanzen bewachsen, barg er einen großen Reichtum von Fischen, insonderheit Schleien in seinem Wasser und Enten in seinem Schilfe. Man konnte nur auf einem flachen sogenannten Trog auf ihm umherfahren, wenn man fischen oder Enten schießen wollte. Uns Knaben war das noch verboten, da es uns leicht hätte gefährlich werden können.

Wir hatten für unsere Knabenspiele und Streiche, Spaziergänge, Fahrten und Unternehmungen aller Art einen Kameraden an dem jüngeren Sohne des Hauses, unserm Vetter August Schrenck, während mein älterer Bruder Georg mit dem älteren Vetter Hermann Schrenck zusammengehörte, der später durch die Verheiratung mit meiner ältesten Schwester Adele auch unser Schwager werden sollte und sich nach einigem Schwanken ganz der Malerei widmete. Auch unsere Großmutter Leopoldine Schrenck fanden wir in Heiligensee vor. Sie wohnte in Dorpat im Hause ihres ältesten Sohnes Alexander, trat uns aber nie so nah, wie die gute, schwärmerisch geliebte Großtante Münnich, ihre Schwester.

Das schöne Heiligensee zog auch fremde Sommergäste aus Dorpat an. Deutlich erinnere ich mich des kleinen alten Professors Mädler, des bekannten Astronomen, der stets in Begleitung seiner hochgewachsenen Frau, Minna, spazieren ging, die sich auch als Dichterin versucht hat, — eine lebhafte, schwärmerische Natur. Begegneten wir diesem Paare, dann grüßten wir stets höflich und ergötzten uns an dem unverfälscht berlinerischen „Juten Morjen“ des alten Professors. Seine Frau gewann unser Herz dadurch, daß sie uns bisweilen zu sich lud und mit Schokolade beschenkte.

In meinem neunten Lebensjahre verließen wir das oben beschriebene alte Haus und siedelten in das neuere, ehemals v. Huenesche Haus über, das nicht weit davon entfernt, an demselben Kirchplatze, gerade der Haupttür der alten St. Johanniskirche gegenüber lag. Hier wohnten wir über zehn Jahre lang.

In unsrer alten Wohnung, schräg gegenüber, wurden die von meinem Vater neugeschaffenen Parallelklassen des Gymnasiums eingerichtet, die wir bald auch als Schüler besuchen sollten.

Das neue Haus war ebenfalls Amtswohnung meines Vaters und zu diesem Zwecke von der Krone erworben, ein geräumiges, zweistöckiges Haus, in dem unsre zahlreiche Familie samt der Kanzlei des Vaters ausreichend Platz fand. Im oberen Stockwerke befand sich ein recht großer Saal, in dem ich manche Tanzgesellschaft mit erlebt habe, als meine älteren Geschwister ihre Tanzzeit hatten. Später wurde das Leben bei uns zu ernst für Derartiges, und als ich Student wurde, verließen wir auch dieses Haus. An den Saal stieß das sogenannte blaue Zimmer, in dem hinter einer aus Bilderschirmen gebildeten Scherwand Bruder Fedi und ich unsre Betten hatten. Dann folgte das geräumige Speisezimmer mit der alten Wanduhr, das Schlafzimmer der Mutter und der jüngsten Geschwister usw. Als wir größer wurden, erhielten Bruder Fedi und ich unsre Wohn- und Arbeitsstätte im unteren Stockwerke, wo wir lange friedlich zusammen gehaust haben.

Um diese Zeit eröffnete sich uns ein neuer Landaufenthalt für die Sommerferien, der für lange hinaus ein ständiger werden sollte und uns schließlich geradezu zu einer zweiten Heimat wurde. Das war das alte Walguta, ein schönes großes Rittergut, etwa 40 Werst von Dorpat entfernt, das unserm Onkel Ernst v. Sivers gehörte, dessen Frau, unsre Tante Ottilie, eine Schwester meiner Mutter war. Onkel und Tante freuten sich an dem muntern Leben, das durch uns Kinder bei ihnen einzog. Ihre eigenen beiden Kinder, Vetter Leopold und Cousine Ninja, waren gleichalterig mit unseren jüngsten Geschwistern, Christoph, Emmy und Ida. Das graue Haus, wie der Onkel später das Walgutasche Gutshaus mit Vorliebe benannte, war ein alter, großer Holzbau, mit Schindeln gedeckt, mit Veranda und seinem großen Oberbau. Es hatte fast unerschöpflich reiches Gelaß, o daß neben uns noch für viele andre Gäste, die namentlich im Sommer kamen und gingen, Platz genug vorhanden war, ein rechtes

behagliches Familienhaus, in dem sich eine zahlreiche Verwandtschaft versammelte. Der große Stall beherbergte eine Menge von Pferden, zum Fahren wie zum Reiten, und für den Notfall war immer noch die Pferdekoppel als Reserve da. Onkel Ernst betrieb die Pferdezucht mit Verständnis und gutem Erfolge; er hatte eine vortreffliche einheitliche, gelbbraune Rasse erzielt, die sehr leistungsfähig war. Der Wagenschauer enthielt alle möglichen Wagen — große und kleine Kaleschen, Coupees, Liniendroschken, Wasoks für Winterfahrten —, Sättel und Zaumzeug zur Genüge. In dem Viehstall gab es eine große und schöne Herde von Kühen, die Milch im Überfluß spendete; der mächtige Schafstall enthielt eine der größten Schafherden des Landes, die uns insbesondere zur Zeit der Schafschur manche Unterhaltung gewährte. Wir beteiligten uns gern an der großen Schwemme im Schafteich und saßen auch zeitweilig in dem Stalle vor dem Tisch mit dem Bogen Papier, auf dem es vermerkt werden mußte, wenn wieder eines der zahlreichen scherenden Estenweiber sein zappelndes Tier mit dem abgeschorenen Vließ herbeibrachte zur Begutachtung und zum Beweise getaner Arbeit. Nahe dem Gutshause fand sich der Ententeich, wo eine zahlreiche muntere Gesellschaft umherschwamm. Zum Baden mußte man einige Werst weit mit der Liniendroschke fahren. Ausnahmsweise ging es wohl auch bis zu dem sieben Werst entfernten schönen Wirzjärw mit seiner an 25 Quadratwerst umfassenden Wasserfläche, von dem ein Teil noch zu Walguta gehörte. Dort badeten wir besonders gern. Das waren aber immer schon Ausflüge größeren Umfangs, zu denen der ganze Tag verwendet und entsprechender Proviant mitgenommen wurde. Ein paar Holzhäuser im Walde nahe dem Strande boten Schutz und Unterkunft. Dort haben wir gelegentlich sogar einige Wochen lang gehaust und das Bad im Wirzjärw genossen.

Zum Walgutaschen Gutshause gehörte ein schöner Garten und Park, sowie auch ein großer Obstgarten, der insbesondere zur Beerenzeit unsre Wonne war. Im Garten liebte ich besonders das große runde Beet vor dem Hause, mit Rosen, Levkojen und Reseda, die so köstlich in der Abendkühle dufteten. Auf dem Rasenplatze, der sich daran schloß, traten zwei wundervolle große breitästige amerikanische Walnußbäume hervor, deren Früchte in unsern Kinderspielen Kühe vorstellten. Eine von hohen Haselnußsträuchern gebildete Laube war uns Kindern zu solchen Spielen eingeräumt. Da bauten wir uns

kleine Häuser, Ställe, die mit Tannenzapfen und Nüssen bevölkert wurden, legten Teiche und Wasserleitungen mit Drainröhren an u. dgl: m. Die „Nußlaube" war uns auch in späteren Jahren noch eine liebe Erinnerung an die Kinderzeit.

Das Gutshaus war mit vielen, zum Teil recht schönen und alten Ölgemälden geschmückt. Da waren mehrere große Salvator Rosas, Wouwermans, Stilleben von Tamm, ein vorzüglicher Pieter Codde — die Tanzschule — u. a. m. Diese Bilder regten so manche Gedanken und Betrachtungen an. Gern saßen wir auch gemütlich zusammen in dem sogen. Ahnenzimmer, einem behaglichen Wohnzimmer neben dem Salon, wo die Bilder der Eltern, Großeltern und anderer Vorfahren des Hausherrn hingen. Da war das eindrucksvolle Bild des Admirals Peter v. Sivers, der als erster der Familie aus Dänemark nach Rußland kam und Peter dem Großen seine Flotte schaffen half. Da hing auch das Bild der schönen Ahnfrau, wie wir sie nannten, der bildschönen Großmutter des Onkels Ernst, die den Eusekülls̈chen Sivers geheiratet hatte; sie war eine geborene Clodt v. Jürgensburg, die Schwester unsers Urgroßvaters Gustav Clodt, des Vaters unsrer Großmutter Schrenck und der Großtante Münnich. Das Clodtsche Blut verband die Schrencks und Münnichs mit der großen Siversschen Verwandtschaft, die naturgemäß in Walguta häufig einkehrte. Die schöne Ahnfrau hatte eine ganze Anzahl stattlicher Söhne hinterlassen, die sich ebenfalls in reichlicher Nachkommenschaft fortsetzten. Die Kusthofschen, Randenschen, Eusekülls̈chen, Kerjellschen, Warbusschen, Täddaschen, Rappinschen und andre Sivers gehörten zu dieser Verwandtschaft, durch weibliche Linie auch die Congutaschen Mühlens, wo die Hausfrau eine Schwester unsers Onkels Ernst war. Conguta gehörte zur nächsten Nachbarschaft von Walguta, und da der älteste Sohn unsers Onkels Karl v. Zur-Mühlen ungefähr mit mir im gleichen Alter war, hatten wir an ihm, dem gutherzigen Vetter Ernst Mühlen, einen Kameraden für unsere Kinderspiele und allerlei Unternehmungen. Er war in Dorpat auch unser Schulkamerad, und der Verkehr zwischen Walguta und Conguta war naturgemäß ein lebhafter.

Unter den Kusthofschen Cousinen Sivers war die eine auffallend schön und der schlanken blauäugigen Ahnfrau mit den herrlichen langen blonden Locken wie aus dem Gesichte geschnitten. Das fiel jedermann auf, besonders wenn man sie im Ahnenzimmer zu Walguta sah.

Zur Clodt-Siversschen Verwandtschaft gehörte auch die alte Großtante Emilie Cichorius, deren Mutter eine geborene Clodt und Schwester unsers Urgroßvaters Gustav gewesen war. Auch sie fand sich öfters in Walguta zu längerem Aufenthalt ein, eine kluge Frau und tiefgegründete Christin, der ich manche ernste Anregung verdanke. Sie war so etwas wie eine lebendige Familienchronik. Ich hatte es sehr gern, mit ihr allein zu sein, wenn die andern irgendwohin zum Besuch oder sonstwie ausgeflogen waren. Da kam so manche alte Familiengeschichte ganz unerwartet zum Vorschein, — manch schönes, sonniges, heitres, aber auch manch ernstes, trauriges, ja düsteres Bild. Lebhaft fesselte mich die etwas romanhafte Liebesgeschichte meines Ururgroßvaters Clodt und seiner Frau, einer geborenen Baronin v. Tiesenhausen, der Großeltern dieser Tante Emilie. Ururgroßvater Clodt und seine spätere Frau, Baronin Tiesenhausen, liebten sich; ihre Eltern aber wollten nichts davon wissen, da er mittellos war und sie die Tochter gern mit einem Reichen verheiraten wollten. Er mußte für längere Zeit außer Landes, nach Schweden, gehen. Sie schrieb ihm treulich fort und fort; seine Briefe aber wurden bald spärlich und blieben endlich ganz aus. Die Eltern suchten es ihr klar zu machen, daß er sie augenscheinlich vergessen habe. Sie trauerte und weinte viel, ließ sich aber endlich dazu überreden, in die Heirat mit dem reichen Bewerber einzuwilligen. Am Hochzeitstage aber kam mit Extrapost Ururgroßvater Clodt angefahren, der aus den letzten Briefen der Braut das drohende Unheil wittern mußte und der selbst ganz unschuldig war, denn niemand anders als die Mutter Tiesenhausen hatte seine Briefe unterschlagen, um ihr Ziel zu erreichen. Zum Glück noch rechtzeitig eingetroffen, verständigt er sich sofort mit der Braut, deckt alles auf und tritt — so lautete die Familienüberlieferung — noch bestaubt nach der eiligen Fahrt, im Reiseanzug, mit der glücklich wiedergewonnenen Braut, die nie aufgehört hatte ihn zu lieben, vor den Traualtar. Aus dieser Verbindung war dann ein reicher Nachkommenschaftssegen entsprossen.

Ungefähr vier Werst von Walguta entfernt lag Schloß Ringen, das Gut des Grafen Gotthard v. Manteuffell, dessen Frau eine geborene Baronin Wrangell aus Estland war. Zwischen Walguta und Schloß Ringen wurde stets gute Nachbarschaft gehalten, und die glanzvolle Geburtstagsfeier des Grafen Gotthard im Hochsommer war ein Fest für die ganze Umgegend. Ich habe so manche schöne Stunde

im Schloß und Park von Ringen zugebracht und verehrte insbesondere die schöne und liebreiche, leider kinderlose Gräfin, die sehr gut gegen mich war, von ganzem Herzen. Mein erster Besuch dort, in sehr früher Knabenzeit, war etwas abenteuerlich gewesen. Ich hatte mich nach einer Fahrt ins Bad von den andern verloren, mich verirrt und war so ganz zufällig nach Ringen geraten. Dort wurde ich sehr herzlich aufgenommen, von der Gräfin gelabt und mit allerlei schönen Bilderbüchern unterhalten, durfte auch im großen Park und Garten mir alles anschauen, bis ich dann von meinem inzwischen zufällig dort eingetroffenen Onkel Sivers wieder nach Walguta mitgenommen wurde. Dies kleine Abenteuer meiner Kinderzeit bildete durchs ganze Leben ein Band zwischen der Gräfin Auguste Mannteuffell und mir. Ich konnte die schönen Eindrücke jener Stunden nie vergessen, die nach der knabenhaften Angst des Verirrtseins eine so märchenhaft holde Auflösung brachten. Aber auch die Gräfin vergaß das nie und erinnerte mich noch Jahrzehnte später, fast immer, wenn wir uns sahen, heiter lächelnd an jenes Erlebnis. Leider gerieten die Mannteuffells später in bedrängte Umstände. Während meiner Knabenzeit aber war Ringen das glänzendste Haus in der Umgegend von Walguta. Mir blieb das schöne, prachtvoll eingerichtete, an Kunstschätzen und alten Büchern reiche Schloß Ringen mit seiner liebenswürdigen Herrin eigentlich durch mein ganzes Leben das Urbild eines rechten Schlosses. So stark wirkten die Eindrücke der Knabenjahre fort.

Schloß Ringen mit seinem Parke lag auf einer Anhöhe. Nicht weit von dem stattlichen Gebäude zwischen ihm und der Doktorswohnung sah man die arg zerschossene Ruine des alten Schlosses, das in früheren Jahrhunderten da gestanden hatte, umrauscht von Ahorn- und Lindenbäumen. Es waren nur wenige Reste, die gerade noch ausreichten, die Erinnerung an die Vergangenheit zu erhalten. Und dicht daneben erhob sich schön und lebenskräftig die Gegenwart, die keine melancholischen Gedanken aufkommen ließ.

Die Bibliothek des Schlosses, in der ich stille Stunden zubrachte, enthielt insbesondere viele Werke des 18. Jahrhunderts, viel Französisches und schöne alte Klassikerausgaben. Der Moniteur de Paris war durch viele Jahrgänge vertreten, auch gerade mit den bewegten Jahren der großen Revolution, die ich allerdings nie anders als mit Abscheu betrachten konnte. Das gräfliche Paar kümmerte sich wenig um diese Schätze, die ein Ahnherr erworben, und bat mich auf das

Freundlichste nur mitzunehmen, was mir irgend gefiel, wovon ich allerdings nur spärlichen Gebrauch machte. Ein paar englische Ausgaben des Horaz, Sallust und Juvenal, sowie die 1792 in Zürich erschienenen Gedichte vor Ephraim Moses Kuh zierten als Zeugen jener gräflichen Freigebigkeit meine Bibliothek. Kuh, den ich hier allein angetroffen und der mich wegen Auerbachs von ihm handelnden Roman „Dichter und Kaufmann" interessierte, fesselte mich insbesondere durch einige feine Sinngedichte. Eines davon, wohl das schönste, mag hier seinen Platz finden, da es gar gut zu diesen Schilderungen und Betrachtungen stimmt, die einer lang entschwundenen Vergangenheit gewidmet sind. Es lautet:

Sonst macht die Ferne alles klein,
Nur fernes Glück scheint groß zu sein.

Berthold Auerbach und Fritz Reuter, deren Werke in Walguta im Bücherschrank unsrer Tante Ottilie standen, gehörten zu unsrer Lieblingslektüre während der Sommerferien. Insbesondere Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten lasen wir mit Entzücken. Führten sie uns doch mitten hinein in das Leben, Denken und Empfinden des deutschen Volkes, das uns innerlich so nahe stand, räumlich aber so weit entrückt war. Weit mehr aber sollte uns dann noch Fritz Reuter bedeuten, mit seinen köstlichen, ebenso gemütstiefen wie humorvollen Schilderungen des kernfesten Volkes von Mecklenburg. In das Plattdeutsche fanden wir uns bald hinein und ergötzten uns sehr an seiner kräftigen Eigenart. Das Messingsche, wie es Onkel Bräsig spricht, hatte viel Verwandtes mit dem sogenannten „Halbdeutsch" in Livland. Schurr-Murr hatte uns unsre Tante Emilie schon als Kindern vorgelesen. Dann drangen wir selbst freudig forschend im Reuter vor, bis zu seinem Höhepunkt in der „Stromtid", — einem Buche, das mich so tief ergriffen hat, wie wohl nur wenige andre Bücher. Mein Vater liebte wieder ganz besonders den „Hanne Nüte" und schaffte sich eine schön illustrierte Ausgabe davon an. Es bedeutete für mich ein wirkliches Glück und einen Höhepunkt meines Lebens, als ich im 17. Lebensjahre, bei meiner ersten Reise durch Deutschland, in Thüringen ganz zufällig Fritz Reuter selbst persönlich kennen lernen durfte und aufs Liebevollste von ihm behandelt wurde. Daheim aber fiel durch diese Begegnung mit dem allverehrten und überall gelesenen Dichter ein Abglanz auch auf mein Jünglingshaupt. Ich habe oft davon erzählen müssen und trug die Erinnerung als Schatz in mir.

Onkel Ernst und Tante Ottilie Sivers nahmen unsre zahlreiche Familie mit stets gleichbleibender Freundlichkeit in ihrem Hause in Walguta auf und betrachteten es fast als selbstverständlich, daß wir unsre Sommerferien vom ersten bis zum letzten Tage bei ihnen zubringen mußten, wenn wir nicht irgendwelche wichtige Abhaltung hatten. Wir nahmen das gern hin und fühlten uns in Walguta ganz und gar heimisch. Was das aber bedeutete, ist mir eigentlich erst in späteren Jahren klar geworden. Daß ein Zuwachs von mehr als zehn Personen für anderthalb bis zwei Monate doch auch eine Belastung des Hauswesens darstellte, kam uns damals gar nicht in den Sinn. So sahen es aber auch der Onkel und die Tante offenbar nicht an, sondern freuten sich des munteren Lebens, das wir mit uns brachten. Onkel Ernst hatte die Unterhaltung sehr gern und liebte den Verkehr mit der Jugend. Er konnte sich dessen um so ungestörter freuen, als die Bewirtschaftung des großen Gutes ihn nicht sehr stark in Anspruch nahm. Er war ein kundiger, guter Landwirt, mit weitem Blick, die eigentliche Arbeit aber besorgte doch der alte Gentz, der wackere preußische Verwalter, der schon unter Onkel Ernsts Vater den Dienst begonnen hatte. Für die großen Wälder sorgte in gewissenhaftester Weise der alte Regelmann, ein ehemaliger Kavallerist aus Württemberg, ein Original erster Ordnung, an dem wir oft unseren Spaß hatten. Mit meinem Vater verband den Onkel eine fest gegründete, auf wirklicher Gesinnungsgemeinschaft ruhende Freundschaft, die nie ins Wanken geriet; wie mein Vater überhaupt mit seinem edlen Idealismus in der Siversschen Verwandtschaft sehr beliebt und angesehen war. Meine Mutter und Tante Ottilie aber waren durch die innigste schwesterliche Liebe fest miteinander verbunden, teilten alles miteinander und waren zur Zeit unserer Besuche in Walguta fast unzertrennlich.

Man lebte in Walguta so recht aus dem Vollen heraus. Das große Gut bot unerschöpfliche Nahrung. Fleisch lieferten die Herden der Rinder, Schweine und Schafe, dazu Hühner, Enten, Gänse und Jungwild. Die frisch gemolkene Milch wurde zweimal des Tages in ungeheuren Kübeln aus dem Milchstall in die Milchkammer getragen. Dort standen auch die Gefäße zum Butterschlagen bereit. In großen und kleinen Butten von Holz und Glas wurde die Milch gesäuert. Des Abends wurde gern saure Milch genossen oder warme Milch zu den würzigen Polten, d. h. aufgebratene Blutkuchen, ge-

trunken. Die in Livland landesüblichen Polten und hausgemachten köstlichen Blut-, Leber- und Reiswürste waren eine besonders bevorzugte Speise. Weißes und dunkles Brot wurde allwöchentlich im Hause gebacken und die noch warmen Kuckeln und Kümmelkuchen von Weizenmehl schmeckten besonders gut; auch als Zwieback getrocknet waren sie sehr beliebt. An Gemüsen, Beeren und Früchten aller Art lieferte der Garten eine unerschöpfliche Menge. Aus dem Walde trugen estnische Frauen und Kinder je nach der Jahreszeit Erdbeeren, Himbeeren, Schwarzbeeren oder Heidelbeeren dem Gutshause in Fülle zu. Es fehlte auch nicht an Honig, da der Obstgarten eine Menge von Bienenstöcken beherbergte. Fische lieferte der Wirzjärw und Krebse das Flüßchen. Bier wurde in einer eigenen Brauerei gebraut. Da mochten Gäste kommen, so viel wie immer wollten, es gab genug zu essen und zu trinken.

Ein besonderer Festtag war der 26. Juni, der Geburtstag des Onkels und zugleich auch seines einzigen Sohnes, des Vetters Leopold*). Dann kam die ganze Nachbarschaft, mit der man verkehrte, nach Walguta angefahren. Manche Verwandte waren dazu auch aus weiterer Ferne angereist und blieben gleich einige Tage da. Schon tags zuvor wurden Girlanden und Kränze geflochten, in denen namentlich der dann gerade blühende Jasmin stark hervortrat. Die Geburtstagstische und die Stühle der beiden Geburtstagskinder wurden damit bekränzt, ebenso aber auch die Ahnenbilder und was man sonst im Hause noch besonders festlich schmücken mochte. Des Morgens weckte wohl ein Ständchen der ländlichen Schulmeister und ihrer Gehilfen, ein Choral mit Hörnerbegleitung, den Hausherrn aus dem Schlafe. Dann folgte der besonders festliche Kaffeetisch. Allgemach kamen dann die Gäste angefahren. Es wurde getafelt, im Garten und Park umherspaziert, bisweilen auch gesungen, getanzt oder abends eine Illumination im Garten veranstaltet. Ziemlich spät nach dem Abendessen fuhr dann die Gesellschaft wieder auseinander. Etwas von der Weihe des alten Sonnenwendfestes lag auf dieser hochsommerlichen Doppelgeburtstagsfeier.

Wir hatten aber auch immer schon unmittelbar vorher, am Abend

*) Dieser gute treue Vetter, der nachmals die jüngere Generation, insbesondere die Kinder meines Bruders Fedi, ebenso liebevoll bei sich aufnahm, wie seine Eltern uns, hat leider ein tragisches Ende gefunden. Er wurde im Mai 1919 in Riga von bolschewistischen Letten im Gefängnis erschossen.

des 24. Juni, das eigentliche Sonnwendfest mit dem estnischen Landvolke zusammen gefeiert. Dann brannte auf einem bestimmten Platz abends auf hoher Stange die landesübliche Teertonne mit düsterem Lichte. Man zündete große Scheiterhaufen an, sprang durch die Flammen, und es wurde gefiedelt, gesungen, getanzt und Bier getrunken. Die Weiber standen dicht zusammen und sangen ziemlich schrille Gesänge. Es war Festfreude, aber doch mit einem etwas ernsten, düsteren, fast melancholischen Beigeschmack. Unter dem Eindruck einer solchen Feier schrieb ich als junger Student ein Gedicht „Johannisabend", das dann auch in den „Livonenliedern" und in meinen „Gedichten"*) zum Abdruck kam, nachdem es mir schon in der Livonia, der studentischen Korporation, der ich angehörte, einen Stiftungstags-Festpreis eingetragen hatte.

Mit diesen Mitteilungen und mit so manchen Zügen des Sommerlebens in Walguta habe ich schon vorausgegriffen und mich von der Schilderung der Kinderjahre entfernt, zu der ich nun wieder zurückkehren will. Unsre Sommerbesuche in Walguta dauerten etwa von meinem zehnten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre, die Schul- und Studentenzeit hindurch. Aber auch späterhin bin ich noch öfters zurückgekehrt zu diesem mir so lieb und traut, so wertvoll und so ganz heimatlich gewordenen ländlichen Aufenthaltsorte.

## Zweites Kapitel.

# Die Schulzeit.

Als unsre Sommeraufenthalte in Walguta begannen, besuchte ich noch die Elementarklassen der sog. Blumbergschen Schule. Ich war von Anfang an mit meinem Bruder Fedi zusammen unterrichtet worden, und so ging ich denn auch mit ihm in dieselbe Schulklasse, während Bruder Woldemar eine Klasse über uns saß. Die Schule, die mein Vater begründet hatte, darf wohl eine Musteranstalt genannt werden. Das verdankte sie hauptsächlich ihrem sehr talentvollen Leiter, Gustav Blumberg, der, ein Este von Geburt, das deutsche Lehrerseminar in Dorpat besucht und die deutsche Bildung sich vollkommen zu eigen gemacht hatte. Der zweite Lehrer, Dihrik, war Lette von Geburt, aber auf demselben Wege auch ganz deutsch ausgebildet. Zu

*) Leop. v. Schroeder, Gedichte, S. 82; vgl. auch u. Anhang I, S. 271.

beiden sahen wir mit Liebe und Verehrung auf. Sie verstanden vorzüglich zu unterrichten und waren als Charaktere tadellos. Ich freute mich sehr, ihnen noch in späteren Jahren öfters zu begegnen, als ich schon Dozent an der Universität Dorpat war, und ich arbeitete besonders gern mit meinem alten Lehrer Blumberg nachmals in der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, deren Schatzmeisteramt er lange Jahre verwaltete. Ein dritter Lehrer, Mader, ist mir nur durch seinen vortrefflichen Kalligraphieunterricht im Gedächtnis geblieben.

In der Elementarschule war von Anfang an neben Vetter Ernst Mühlen auch Adolf Strümpell unser Schulkamerad, der Sohn des Professors der Philosophie Ludwig Strümpell. Wir hielten gute Freundschaft mit ihm und blieben durch das ganze Gymnasium und auch auf der Universität noch treu zusammen. Sein Vater zog dann nach Leipzig, wo Adolf seine Studien beendete. Er wurde Professor der Medizin in Erlangen, Breslau, Wien und Leipzig. Seine Wiener Wirksamkeit brachte uns zu meiner Freude nach langen Jahren wieder zeitweilig zusammen.

Ein andrer mir sehr lieber Schulfreund, schon in der Blumbergschen Schule, und dann auch durchs ganze Gymnasium hindurch, war Artur Nußbaum, ein Feuerkopf, klug, energisch und unternehmend. Er hatte seine erste Kinderzeit in Amerika verlebt. Sein Vater, ein baltischer Apotheker, war Farmer in Texas geworden. Nach seinem frühen Tode kehrte die Witwe, eine französische Schweizerin, mit ihrem Sohn Artur und einer Tochter nach Dorpat zurück, wo sie früher Lehrerin gewesen war, — eine sehr gütige sanfte Frau, die mich gern als Kameraden ihres etwas wilden und leidenschaftlichen Sohnes sah. Ich hing an ihm mit großer Liebe und hörte ihn besonders gern von seinen Kindheitserinnerungen und von Texas erzählen. Uns allen war er dadurch interessant. Mit ihm, Adolf Strümpell und Bruder Fedi zusammen bauten wir uns im Strümpellschen Garten eine Indianerhütte auf und trieben darin unser Wesen, bis sie schließlich aus Versehen in Feuer aufging. Es war die Zeit der Lederstrumpfschwärmerei, und Nußbaum schien uns auf alles Derartige einen natürlichen Anspruch zu haben. War er unter uns doch der „Amerikaner“. Leider ist dieser gute Freund, nach etwas bewegtem Leben, schon als Student verstorben. Wir betteten ihn auf den Dorpater Friedhof. Nun ruht auch die alte Mutter längst neben ihm. Ich widmete ihm bei seinem Tode eine novellistische Skizze „Der Wilde“. Ein dritter Schul-

kamerad von Blumberg her, Eduard Gebhardt, zog mich mehr durch seine Eigenart an, als daß er mir persönlich nahe gestanden hätte. Er war von eisernem Fleiß und großem Ehrgeiz, wurde früh schon als Schüler ein förmlicher Gelehrter, vor allem Philologe, hatte von den griechischen und lateinischen Klassikern bald mehr gelesen als alle Lehrer und konnte ihnen oft siegreich opponieren. Dabei war er aber ein weltfremder, früh vergrämter Kauz und hat es leider nicht zu Leistungen gebracht, die diesen erstaunlichen Anfängen entsprochen hätten. Er wurde dieser Studien schließlich überdrüssig und ist leider ganz vereinsamt jung verstorben.

Strümpell war musikalisch sehr begabt und spielte insbesondere sehr schön die Geige. Genial begabt als Geigenspieler und überhaupt künstlerisch hoch begabt war ein vierter Schulkamerad in der Blumbergschen Schule, Johannes Huppenbauer, Sohn eines Pfarrers im Saratowschen Gouvernement. Er konnte auch sehr hübsch humoristisch dichten und zeichnen. In der Lebensführung aber war er leider früh schon etwas unregelmäßig, woran er schließlich auch zugrunde gegangen ist. Schwer lastete auf ihm der Wille des Vaters, daß er Theologie studieren sollte, wozu er nach seinem Wesen sich gar nicht eignete. Wir hatten ihn sehr lieb und lauschten gern seinem Spiel und besonders seinen Improvisationen auf der Geige.

Auch meine Brüder und ich trieben Musik; mein Vater hielt viel darauf. Bruder Woldi, Fedi und ich spielten die Geige, Woldi auch die Bratsche; von den älteren Brüdern blies Julius die Flöte, während Georg das Cello spielte. Der Vater beherrschte alle drei Streichinstrumente und konnte nach Belieben aushelfen. So hatten wir schon ein Quartett im Hause und übten besonders gern die 83 Quartette von Haydn, die der Vater in einer schönen Ausgabe erworben hatte. Es war uns aber immer besonders erwünscht, wenn Huppenbauer an unserm Quartettspiel teilnahm. Er spielte hinreißend schön, mit herrlichem Bogenstrich. Gern begnügte ich mich dann mit der zweiten Stimme und überließ ihm die erste Geige, die ich sonst wohl vertreten mußte. Ich übte gern und fleißig, ohne es jemals sehr weit zu bringen, bin aber meinem Vater zeitlebens für diese Schulung dankbar geblieben. Denn gerade bei diesem häuslichen Quartettspiel ist mir die tiefe Edelart der Kammermusik aufgegangen und zeitlebens wie eine Art Heiligtum teuer und wert geblieben. Meines Vaters begeisterte Vorliebe für diese Musik und besonders für Haydn war,

3*

wie ich meine, ein durch und durch deutscher Zug seines so ganz rein deutschen Wesens.

Unsere musikalischen Interessen fanden reiche Nahrung an den Übungen des Dorpater Orchestervereins in der Aula der Universität am Sonntagnachmittag, die wir fleißig besuchten. Es war ein recht stattliches Dilettantenorchester, das unterstützt von der städtischen Musikkapelle, unter der Leitung des würdigen Musikdirektors Brenner, Ouvertüren, Symphonien und andere Orchesterwerke fleißig einstudierte. Auch unser Vater war eifrig dabei, ebenso der älteste Bruder Julius als Flötenspieler und unser Freund Huppenbauer, der treffliche Geiger. Der Eintritt war frei, und so saßen auch wir Knaben mit manchem musikalischen Kameraden oft hochaufhorchend da und lernten schon früh viele der herrlichsten klassischen Orchesterwerke kennen. Mehr noch boten uns die vielen hervorragenden Künstler, die durch Dorpat nach St. Petersburg reisten oder von da herkamen und in der Aula unsrer Universität konzertierten. Eine Karte zur Galerie kostete nur 30 Kopeken und war jedem von uns erschwinglich. Auch die Plätze unten im Saale waren nicht teuer. Da haben wir Hans v. Bülow, Rubinstein, Wilhelmi, Miska Hauser, Frau Joachim, Bronsart, das Auersche und das Davidowsche Streichquartett und unzählige andere gehört.

Im Jahre 1861 trat der Tod zum ersten Male für uns alle bewußt mitten in unsere Familie hinein. In diesem Jahre starb unsere Schwester Sophie, Sonny genannt, nach längerem schweren Leiden im 14. Lebensjahre. Der herzzerreißende Augenblick, wie wir zu ihrem Bette geführt wurden, um Abschied zu nehmen, und wie sie in Fieberglut und Todesqual die Arme weit ausbreitete, uns zu umarmen und zu küssen, hat sich mir unverlöschlich eingeprägt. Ein Jahr darauf sollten wir unsre gute Großtante Münnich verlieren. Sie starb in unserm Hause, in dem blauen Zimmer, wo sie mit Bruder Fedi und mir zusammen zu wohnen pflegte, an einer Lungenentzündung. Der Zustand der Bewußtlosigkeit der geliebten Kranken, in dem sie verworren und aufgeregt redete und nicht einmal von uns Abschied nehmen konnte, machte auf mich einen furchtbaren, tief erschütternden Eindruck. Es war unendlich viel, was wir mit ihr verloren.

Nach Großtantens Tode war es naturgemäß, daß unsre Eltern stärker für uns hervortraten, als dies früher der Fall gewesen war. Wir lernten Vater und Mutter in ihrem ernsten stillen Wesen fort-

schreitend mehr kennen, verehren und lieben. Sie waren beide ausgeprägte Pflicht- und Arbeitsmenschen. Ihre Erziehungsart war eine sehr freiheitliche. Es war uns mehr erlaubt als den meisten unsrer Kameraden. Wir durften uns recht frei bewegen, arbeiten, spielen, spazieren gehen, wenn es uns gut dünkte, lesen, was wir irgend wollten. Das aber galt als selbstverständlich, daß wir unsre Pflichten im Hause und für die Schule erfüllten. Kleinliche Regeln, Gebote und Verbote, beengten und bedrückten uns nicht. In Zorn geriet mein Vater nur, wenn er eine unedle Regung wahrnahm. Und ich glaube, nie in meinem Leben ist mir dasjenige, was man heiligen Zorn nennt und nennen darf, so lebendig und eindrucksvoll entgegengetreten, als wenn der Vater zürnte. Dann fühlte man etwas wie heilige Scheu und war dessen gewiß, etwas Unrechtes begangen zu haben. Diese Verbindung von Freiheit in allen Dingen, die so oder auch anders gemacht werden können, und flammendem Zorne, wenn der Weg des Unrechtes beschritten wird, halte ich heute noch für die beste Art der Erziehung. Man fühlt sich unbeengt in der Entwicklung seines Wesens und freut sich solcher Freiheit, lernt aber doch im gegebenen Augenblick erschüttert die heiligen Schranken kennen, die ein höherer Wille unserm Tun gesetzt hat.

Mein Vater war ein guter Pädagoge, verstand es aber besser, mit größeren Knaben und heranreifenden Jünglingen umzugehen, als mit den Kleinen. Sein sittlicher Ernst mit Güte gepaart und seine begeisterte deutsch-vaterländische Gesinnung wirkten freilich auch schon auf die Kleinen; seine Gedankenwelt konnte aber doch erst im Jünglingsalter verstanden werden, und erst solchem Verständnis gegenüber entwickelte sich bei ihm jenes freudige Mitteilungsbedürfnis, das auf den jugendlichen Hörer so fruchtbar, ja oft hinreißend wirkte. Erst bei wachsender Reife vermochten wir seinen edlen, reinen, hochstrebenden Idealismus zu erfassen und zu werten, der sich ebenso in seinem Handeln, wie in seinem Denken und Empfinden ausprägte und der uns zu einem leuchtenden Vorbilde wurde. Mein Vater hatte zuerst Theologie studiert, war dann aber, von dem damals in der Dorpater theologischen Fakultät Gebotenen unbefriedigt, nach einer mehrjährigen, übrigens sehr schönen und erfolgreichen Lehrtätigkeit an der Domschule in Reval, aus reinem Bildungsdrang eine schöne Stellung freiwillig aufgebend, nochmals zur Universität Dorpat zurückgekehrt, um sich nun hauptsächlich der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften

zu widmen. Später warf er sich mit großem Ernst auf das Studium der Philosophie, bedauerte nur im Alter oftmals, allzu viele Zeit mit Hegel verloren zu haben, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, meinen Vater schließlich aber doch unbefriedigt ließ. Als ich bewußt mit ihm verkehrte, bevorzugte er Schopenhauer, John Stuart Mill und Thomas Buckle, las auch mit besonderer Begeisterung die historisch-politischen Aufsätze von Heinrich v. Treitschke und Kesselbach, von denen er gelegentlich auch einiges im Familienkreise vorlas. Unter den Dichtern war und blieb Schiller sein ausgesprochener Liebling, dem sich später Fritz Reuter anschloß. Die Jugend zu Schillerschem Idealismus und Treitschkeschem Patriotismus zu erziehen, war sein offen bekanntes Ideal. Von der französischen Literatur hatte er viel gelesen, während er die englischen Schriftsteller nur in deutscher Übersetzung las, aber viel höher einschätzte. Mit besonderer Vorliebe trieb er Mathematik und diese Neigung trat gerade im Alter immer stärker hervor. In jenen schweren, niederdrückenden Jahren, in denen er die Zerstörung seines Lebenswerkes durch die Russifizierung mit ansehen mußte, flüchtete er sich in die Mathematik und saß bis in seine letzten Lebenstage hauptsächlich über mathematischen Problemen und Aufgaben, die nicht schwierig genug sein konnten. Das übte eine abziehende und beruhigende Wirkung auf seinen Gemütszustand aus, wenn es ihn auch über das Elend dessen, was vorging, nicht hinwegzutäuschen vermochte. Mathematik und Geographie waren die Fächer, in denen mein Vater am liebsten unterrichtete.

Zu den reichen geistigen Anregungen, die wir von unserm Vater empfingen, kamen als wertvolle Ergänzung jene hinzu, die uns so manche Verwandte und Freunde des Vaters boten. Onkel Alexander und Onkel Leopold v. Schrenck waren feinsinnige Naturforscher und weltkundige Männer. Wie reizvoll es insbesondere war, den Darlegungen und Schilderungen Onkel Leopolds zu lauschen, wie sehr sie mich innerlich bereicherten, habe ich schon früher erwähnt. Aber auch die Unterhaltung mit Onkel Ernst Sivers war interessant und vielfach anregend. Er hatte viel von der Welt gesehen, hatte einige Jahre in Paris studiert und mancherlei Reisen gemacht, unter denen seine Reise durch Spanien ihm durchs ganze Leben eine besonders wertgeschätzte Erinnerung blieb.

Unsers Vaters nächster und liebster Freund war der Universitätsbibliothekar Emil Anders, der oft an unserm Tee und Abendessen

teilnahm und in der Unterhaltung sehr ausgiebig und fesselnd war. Man darf ihn wohl als einen Meister der Erzählungskunst im häuslichen Kreise bezeichnen. Seine Bildung und Belesenheit war eine ungemein reiche. Er kannte nicht nur die deutsche Literatur in weitem Umfange, sondern ebenso gründlich auch die russische und die englische Literatur, die er beide in der Originalsprache studiert hatte. Er hielt bisweilen, bei festlichen Anlässen, Vorträge über literarische Gegenstände und war auch ein ausgezeichneter Vorleser. Insbesondere gern und gut las er Shakespearesche Dramen vor, und es war für uns immer ein Fest, wenn Anders bei uns vor einer geladenen Gesellschaft etwas vorlas. Shakespeare habe ich eigentlich durch ihn zuerst kennen gelernt, schon in meinen Knabenjahren. Anders war mit einer Gräfin Stenbock verheiratet und hatte seine Hochzeitsreise mit ihr durch Italien gemacht, was dazumal noch etwas ganz anderes bedeutete als heutzutage, wo so viel gereist wird. Damals reiste man sehr viel seltener, dafür aber um so gründlicher, nach umfassender Vorbereitung und mit entsprechendem tieferen Gewinne. Für viele Balten gab es, wenn überhaupt, nur eine solche Auslandsreise im ganzen Leben, an deren Erinnerungen dann aber auch ausgiebig gezehrt wurde. Anders wußte von seiner Italienreise, aber auch sonst aus seinem langen Leben, aus dem alten Dorpat, von gar vielen schon entschwundenen Persönlichkeiten, ehemaligen Professoren, Kuratoren, Machthabern und bescheidenen Leuten, insbesondere Originalen verschiedener Art unendlich viel Interessantes zu erzählen in einer so lebendigen, meist humoristisch gewürzten Weise, daß wir Kinder ihm leidenschaftlich gern zuhörten. Es war uns auch ein für alle Mal erlaubt, wenn Besuch dieser Art da war, am Teetische sitzen zu bleiben und der Unterhaltung der Erwachsenen zu lauschen, — als still aufmerksame Zuhörer. Wir sahen auch Tante Lina Anders oft und gern an unserem Tische, die unverheiratete Schwester des Bibliothekars, die sich zur Malerin ausgebildet und ebenfalls Italien bereist hatte, zeitweilig dann in oder bei Dresden lebte, eine feine gütige Frau, die einst eine Schönheit gewesen. Nach dem Tode von Anders habe ich ihm in der Neuen Dörptschen Zeitung ein Erinnerungsblatt gewidmet, später auch einen Teil seiner Erinnerungen in der Baltischen Monatsschrift*) veröffentlicht.

*) Bd. XXXIV, Heft 1 bis 5. Anm. d. Herausg.

Wohl der bedeutendste unter den Freunden meines Vaters war Karl Eduard v. Liphardt, der Faust-Liphardt oder auch einfach „der Faust“ genannt, ein sehr wohlhabender Gutsbesitzer, der über eine staunenswerte, weit ausgebreitete und tiefgründige Bildung, großen kritischen Scharfsinn und reiche Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des Wissens verfügte. Insbesondere war er ein berühmter Kenner der bildenden Kunst, ohne jemals etwas geschrieben zu haben. Er verließ Dorpat, als ich noch ein Knabe war, um für immer mit seiner Familie nach Florenz überzusiedeln. Ich habe ihn dann nur noch zweimal flüchtig wieder gesehen. Eine liebevolle Schilderung seines ganz außerordentlichen, ebenso originellen wie bedeutenden Wesens hat Julius Eckardt in seinen „Lebenserinnerungen“ hinterlassen*).

Ein in seiner Art ebenso bedeutender Mann, mit meinem Vater von der Universitätszeit her befreundet, war Alexander v. Middendorff, der bekannte Erforscher Sibiriens, Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften und Majoratsherr von Hellenorm im Dorpater Kreise. Energie und Verstand sprachen aus seinem ganzen Wesen, auch fehlte es ihm nicht an Heiterkeit. Mit meinem Vater war er sehr herzlich.

Auch einige Professoren der Universität gehörten zum Bekanntenkreise meines Vaters: der Botaniker Bunge, der Pharmakolog Buchheim, der Chemiker Karl Schmidt, der Philosoph Strümpell. Nah befreundet war unsere Familie mit den Familien der Professoren Johann Erdmann und Friedrich Unterberger, von denen im Verlaufe dieser Schilderung noch die Rede sein wird. Unser Hausarzt war durch lange Jahre der verehrungswürdige Professor Dr. Walter, ein Bruder des livländischen Bischofs Ferdinand Walter, mit Erdmann nahe verwandt und wie dieser aus dem Städtchen Wolmar stammend. Manche Anregung verdankten wir auch jüngern Besuchern unsers Hauses, Altersgenossen der älteren Geschwister, Studenten, jungen Doktoren u. dgl. m. Wichtiger noch aber war wohl das, was, scheinbar ohne äußere Anregung, ganz in der Stille, in uns selber aufwuchs. Hier kann ich nicht umhin, meiner früh erwachten dichterischen Neigung und Tätigkeit zu gedenken.

Wie weit ich es als Dichter gebracht habe, will ich hier nicht

*) Bd. II, S. 254—267, Leipzig 1910.



Julius v. Schroeder

Nach einem Gemälde
von S. v. Kügelgen

Wohl ... meines Vaters war Karl ... oder auch einfach „der ... Gutsbesitzer, der über eine ... gründige Bildung, großen ... auf den verschiedensten ... besondere war er ein berühmter ... jemals etwas ... zu haben. ... ein Knabe war, um für immer mit ... überzusiedeln. Ich habe ihn dann nur ... gesehen. Eine liebevolle Schilderung ..., ebenso originellen wie bedeutenden ... in seinen „Lebenserinnerungen" hinter-

... ebenso bedeutender Mann, mit meinem Vater ... befreundet, war Alexander v. Middendorff, ... Sibiriens, Mitglied der St. Petersburger ... und Majoratsbesitzer von Hellenorm im ... Energie und Verstand sprachen aus seinem ganzen ... es ihm nicht an ... Mit meinem Vater ...

... Professoren der Universität ... zum Bekannten-... Vaters: der Botaniker Bunge, der Pharmakolog Buch-... Chemiker Karl Schmidt, der Philosoph Strümpell. Nah ... war unsere Familie mit den Familien der Professoren ... mann und Friedrich ..., von denen im Verlaufe ... noch die ... sein wird. ... Hausarzt war ... Jahre der verehrungswürdige ... Dr. Walter, ein ... des livländischen ... Ferdinand ..., mit Erdmann verwandt und wie dieser aus dem ... stammend. ... Anregung verdankten wir auch ... Besuchern unseres Hauses, Altersgenossen der älteren Geschwister, Studenten, jungen Doktoren u. dgl. m. Wichtiger noch aber war wohl das, was, schein-... ohne äußere Anregung, ganz in der Stille, ... selber auf-wuchs. Hier kann ich nicht umhin, meiner früh ... dichterische Neigung und Tätigkeit zu gedenken.

Wie weit ich es als Dichter gebracht ...

*) Bd. II, S. 254–267, Leipzig 19..



Julius v. Schroeder

Nach einem Gemälde
von S. v. Kügelgen

erörtern; so viel aber weiß ich, daß ich schon als Knabe, ja seit den frühesten Tagen der Kindheit, in die meine Erinnerung zurückreicht, ein Dichterleben geführt habe, das mich innerlich beglückt und reich gemacht hat. Unter den Anregungen, die ganz ungesucht das Leben und die Lektüre mir boten, ging diese Entwickelung in aller Stille ruhig und stetig vor sich, wie Pflanzen, Blumen und Bäume wachsen, — ohne drückende Hemmungen, aber auch ohne Ansporn von außen. Meine guten Eltern standen auf dem sehr vernünftigen Standpunkte, daß man derartige Regungen des kindlichen Geistes sich ruhig entfalten lassen müsse, aus der Ferne zuschauend sich ihrer wohl auch freuen dürfe, daß aber ein Loben oder gar ein Bewundern in solchem Falle nur den schwersten Schaden bringen könne. Ich erinnere mich, nie auch nur die leiseste Belobigung meiner dichterischen Schöpfungen aus dem Munde meiner Eltern vernommen zu haben; aber sie störten mich auch nicht in dieser Tätigkeit, sondern ließen mich ruhig gewähren; und so hatte meine Dichtung schon früh die wichtige Probe zu bestehen, ob sie von selbst wuchs und durch sich selbst mich befriedigte und beglückte oder abhängig war von der Anerkennung der Außenwelt. Diese Probe bestand sie und das stählte sie weiter für die harten Kämpfe des späteren Lebens.

Ungestört also durch Lob und Tadel durfte ich ruhig meiner früh erwachten Neigung leben, durfte Gedichte, Trauerspiele und Lustspiele nach Herzenslust schreiben, wenn ich nur im übrigen meine Schulpflichten gewissenhaft erfüllte. Das letztere ist mir aber niemals schwer geworden, und so hatte ich zum Dichten immer Zeit genug.

Meine ersten Gedichte waren, wie ich glaube, Glückwünsche für die lieben Eltern und die gute Großtante Münnich, zu ihren Geburtstagen und zum neuen Jahre. Dann folgten versifizierte Erzählungen, ein Abendgebet, allerlei Lyrik. Zuerst mußten lose Blätter, frei gebliebene Seiten irgendwelcher Hefte oder eigens dazu hergestellte Heftchen herhalten, diese Dichtungen aufzunehmen. Dann begann ich damit, die Hefte mit bunten Bildern auf dem Deckel, die wir zum Geburtstag oder zu Weihnachten von den Eltern, von Großtante oder Onkel Leopold zum Geschenk erhielten, mit eigenen Gedichten anzufüllen. Später mußten dicke Hefte eigens für diesen Zweck beschafft werden.

Im zehnten Jahre hielt ich es schon für nötig, wie andre Dichter auch, eine Ausgabe meiner „Sämtlichen Werke" zu veranstalten. Das

erste Bändchen dieser Sammlung, das auch das einzige bleiben sollte, trug die Aufschrift „Frohe Lieder". Auf dem Titelblatte hatte ich gewissenhaft schon die Bemerkung angebracht: „Druck bei Schünmanns Witwe und C. Mattiesen", auf der inneren Seite: „Der Druck wird gestattet, Abgeteilter Censor de la Croix", wie ich das in anderen, zu Dorpat gedruckten Büchern vorgefunden hatte. Die Sammlung beginnt mit einem kräftigen Kampflied, betitelt „Auf", das wohl durch Körners „Leyer und Schwert" angeregt wurde. Es finden sich weiter einige Frühlingslieder, ein paar recht abenteuerliche Balladen, ein Gedicht „Der Verdrießliche" und das Gegenstück dazu „Der Fröhliche". Letzteres besteht in einer Wechselrede zwischen den Kindern und dem Lacher, der alle Wechselfälle des Geschicks nur mit heiterem Lachen beantwortet.

Im zehnten Jahre schrieb ich auch mein erstes Trauerspiel, das wiederholt aufgeführt wurde, nicht nur auf unserm Puppentheater, sondern auch von uns Geschwistern selbst, in passenden Kostümen, soweit das anging. Dies Trauerspiel hatte den Vorzug, sehr kurz zu sein. Es hieß „Der verwandelte Graf Walther". Die Personen waren: Graf Albrecht von Falkenstein, sein Sohn Walther, die Hexe, der Dämon. Die Handlung spielte auf dem Gute Löwenstein. Die Rollen der Hexe und des Dämon waren immer sehr begehrt; namentlich das Herumfliegen und Wegeilen „schwirrend und summend" wurde gern ausgeführt und tat seine Wirkung, ebenso wie der Schlußsatz: „Schad't nichts, komm tanzen!", mit dem Hexe und Dämon den tragischen Untergang des Grafengeschlechtes besiegeln. Auch mein erstes Lustspiel entstand in demselben Jahre 1861. Es hieß „Der kühne Bräutigam" und spielte ebenfalls auf einem Landgut in einer gräflichen Familie.

So in Gedichten, Trauerspiel und Lustspiel mich betätigend, sollte ich auch damals schon Freud und Leid des Dichterberufes durchkosten. Der Erfolg jenes Trauerspiels reichte nicht aus, um mich vor manchem Spott und Hohn wegen meines ganz ernst gemeinten dichterischen Strebens zu schützen. Die Geschwister, obwohl durchweg gutmütig und freundlich, mochten wohl gelegentlich über mein Treiben etwas spötteln, jedenfalls fühlte ich, daß mein hohes Streben nicht recht erkannt, nicht verstanden und gewürdigt wurde, und das bereitete mir denn doch gelegentlich einige Kümmernisse. Aus solcher Stimmung heraus entstand ein Gedicht, das den Erwachsenen viel Spaß be-

reitete, obwohl es von mir sehr ernst gemeint war. Es ist das einzige, das meine gute Mutter einer Abschrift würdigte, ein „Klagelied", das mit den Worten begann:

Ach, ich armer, armer Mann,
Was fang' ich nun im Leben an?

Der Schluß aber, nach drastischer Schilderung meiner Leiden, lautete:

Und alle, alle die Geschwister,
Samt Georg, dem hochgelehrten Magister,
Sie alle lachen vor sich still,
Weil ich ein Dichter werden will.
So werd' ich denn verspottet immer,
Gehetzt aus einem ins andre Zimmer
Und find' gewiß nicht eher Ruh',
Bis ich dem Dichten entsagen tu'.
O Welt, o Welt, du böse Welt,
Wo man die Poesie nicht hält
In recht so großen, hohen Ehren,
Darob vergieß' ich bittre Zähren.

Die Sache war nicht so schlimm, und die guten Geschwister waren gelegentlich gar nicht abgeneigt, meinem Verdienste doch auch ihre Anerkennung zu zollen. Zum 12. Dezember 1861, meinem zehnten Geburtstag, überreichten sie mir ein hochtrabendes Glückwunschgedicht, das der ältere Bruder Georg in scherzhaft bombastischen Versen abgefaßt hatte, und das von ihm und den fünf jüngeren Geschwistern „als Vertretern der ganzen Menschheit" unterzeichnet war. Die drei Jüngsten konnten noch nicht schreiben, es hatte ihnen deshalb die Hand dabei geführt werden müssen. Das Gedicht, das nicht weniger als sieben Strophen umfaßte, begann:

Heil Dir! o Leo, größter aller Dichter,
Die je gelebt, so lang die Erde steht.

Es kam die bemerkenswerte Antithese vor: „O großer Dichter unsrer kleinen Erde!", — zum Schluß aber hieß es:

Wir wollten einen Lorbeerkranz Dir winden,
Zum Zeichen unsrer großen Lieb' und Huld,
Doch weil der Schnee schon ruht auf den Gefilden,
So habe bis zum Frühjahr nur Geduld.

War der Spott in der ungeheuerlichen Übertreibung auch nicht zu

verkennen, so lag doch auch ein Körnchen Anerkennung meines hochfliegenden Strebens in diesem Gedichte; und der Spott war so gutmütig, daß er nicht verletzen konnte, am wenigsten am Geburtstage, wo die Laune des Knaben ohnehin schon eine rosige war.

Im folgenden Jahre entstand ein zweites Lustspiel, genannt „Der Irrtum" oder „Die beiden Schwestern". Es spielte ebenso wie die früheren Stücke auf einem Landgut in einer adligen Familie. In demselben Jahre schrieb ich aber auch schon ein ziemlich umfangreiches Trauerspiel in fünf Aufzügen, betitelt „Die Rotte, die zu Ehren kam". Hier traten eine Menge Personen auf. Schillers Räuber hatten mich beeinflußt, aber auch andere Stücke, denn schon bewegte sich die Sprache zum Teil im fünffüßigen Jambus, wenn auch mit Prosa wechselnd. Auf dieses Stück war ich damals einigermaßen stolz. Ich war in der obersten Klasse der Blumbergschen Elementarschule. In dieser Zeit unternahm ich ein Wagnis, das den Zweck hatte, mir selbst darüber Klarheit zu verschaffen, ob ich ein wirklicher Dichter sei, wie ich mir wohl einbildete, aber doch gern sicher gewußt hätte.

Wir hatten unsre deutschen Stunden damals bei Herrn Blumberg, dem Vorsteher der Schule. Er hatte die Gewohnheit, uns ab und zu ein Gedicht nach eigener Wahl auswendig lernen und aufsagen zu lassen. Gedacht, getan. Ich verfaßte ein Gedicht „Vom Büblein, dem die Sonne die Augen ausgebrannt hat". Es war die traurige und lehrreiche Geschichte eines kleinen Langschläfers, der oft vergeblich gewarnt und endlich von der unwillig gewordenen Frau Sonne fürchterlich bestraft wird, indem sie ihm die Augen ausbrennt, so daß der Arme nun blind ist. Dies Gedicht bewegte sich in einem mir wohlbekannten Ideenkreis und war, wie ich mich in späteren Jahren überzeugt habe, nicht übel gelungen. Es konnte allenfalls neben den Gedichten so mancher Kinderschriftsteller sich sehen lassen und hätte kaum einen Anstoß erregt, wenn es neben Güllschen und Poccischen Schöpfungen in unserm Lesebuche gedruckt gewesen wäre. Dieses Gedicht schrieb ich auf einem halben Bogen weißen Papieres sorgfältig ab und setzte als Dichternamen darunter „Nebel", — warum, weiß ich nicht mehr. Dann reichte ich es ein und sagte es in der Stunde ohne Anstoß auf, wenn auch vielleicht mit einigem Herzklopfen. Dem guten Herrn Blumberg war ein Dichter namens Nebel jedenfalls ganz unbekannt, aber er hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, daß dieser Herr Nebel das Gedicht von dem armen be-

straften Langschläfer-Büblein wirklich verfaßt habe. Er äußerte sich ganz befriedigt, und da niemand in mein Geheimnis eingeweiht war, so verlief die Sache ohne jeden Zwischenfall. Ich war sehr stolz und glücklich, denn ich sah, daß Lehrer und Kameraden ohne Anstand mein Gedicht neben den Gedichten der verschiedensten, mehr oder weniger bekannten Dichter passieren ließen. Also war es wohl ungefähr ebensogut wie diese! Mein Talent hatte die Feuerprobe bestanden. Es war mein erster unzweifelhafter Erfolg, der um so reiner war, als mein Name und meine Person dabei ganz aus dem Spiele gelassen waren und die Sache allein gesprochen hatte. Ich begehrte ja auch gar nicht nach äußerer Anerkennung; ich wollte mir nur klar darüber werden, ob ich wirklich ein Dichter sei. Und das hatte ich doch, wie es schien, erreicht. So war Erfolg und Freude vollkommen und mein Schaffen auf das Kräftigste ermutigt worden.

Aber so glatt und schön sollte es mit den Erfolgen nicht weiter gehen. Im Dezember 1862 wurde mein Bruder Fedi und ich in die Septima, die unterste der Parallelklassen des Gymnasiums, versetzt, denen der bei uns sehr beliebte, frische und etwas burschikose Inspektor Harry Paul vorstand. So waren wir denn während des Jahres 1863 schon Gymnasiasten. In diesem Jahre schrieb ich eine Menge Gedichte, die ich in mehreren „Bänden" zusammenstellte. Der Erfolg mit meinem armen geblendeten Büblein hatte mich mutig gemacht, und da Herr Blumberg auch in der Septima die deutschen Stunden gab und hier in gleicher Weise gelegentlich Gedichte nach eigener Wahl abschreiben und aufsagen ließ, so beschloß ich, die Sache noch einmal zu wagen. Unter den Gedichten dieses Jahres hatte ich eine große Ballade, „Die Pulververschwörung", in sechzehn achtzeiligen Strophen. Sie erschien mir damals sehr gelungen, nicht viel schlechter als Uhlands Balladen. Heute vermag ich allerdings über sie nur zu lächeln. Sie erzählte vom alten König Pyrrhus, der einen großen Sieg feiert und von seinen Untergebenen zu einem Festmahl auf das Amtshaus geladen wird. Aber rechtzeitig noch gewarnt, läßt er den Keller dort untersuchen und findet ihn voll Pulver. Man hatte ihn in die Luft sprengen wollen! Es folgte natürlich die exemplarische Bestrafung der greulichen Übeltäter. Diese Ballade schrieb ich also ab und suchte nach einem recht obskuren Dichternamen, um ihn als Autor darunter zu setzen. Das Unglück wollte es, daß ich in „Lüben und Nacke", unserm Lesebuch, auf den mir damals noch gänzlich

unbekannten Namen „Gotthold Ephraim Lessing“ stieß, und diesen setzte ich kühnlich unter mein erhabenes Opus. Der Leser ahnt bereits die Katastrophe. Mutig und schwungvoll deklamierte ich in der Stunde mein Gedicht, aber Herr Blumberg sah mich zweifelnd und prüfend an und sprach die mich in höchste Verlegenheit setzenden Worte: „Dies Gedicht kann nicht von Lessing sein! Wo hast du es her?“ Bevor ich aber antworten konnte, brachen schon mehrere meiner Kameraden los: „Es ist von ihm selbst! Er hat es selbst gedichtet!“ — Dieses Mal war ich unvorsichtig gewesen und hatte ein Gedicht gewählt, das mehrere meiner Kameraden als meine eigene Schöpfung kannten. Und auch ohnedies hätte Herr Blumberg dieses Mal wohl hinter die Sache kommen müssen. Denn eine wilde Ballade, grauslich romantisch, wo noch gar ein Pulverkeller in die Zeit des alten Pyrrhus versetzt war, — die konnte allerdings nicht von Gotthold Ephraim Lessing sein! — So stand ich sehr beschämt da. Aber Herr Blumberg war so freundlich, die Fälschung nicht ernst zu nehmen und mir kein hartes, verweisendes Wort zu sagen. Er schmunzelte vielmehr und ließ die Sache gehen. Und er hatte recht damit; denn ich war durch die Schande der kläglichen Entlarvung hart genug bestraft und wußte nicht, wo ich vor Verlegenheit bleiben sollte. Diese Empfindungen wären aber gewiß noch sehr viel stärker gewesen, wenn mir damals nur halbwegs die Erkenntnis davon gedämmert hätte, welches frevelhafte Spiel ich beging, indem ich diese unsinnige Ballade gerade Lessing als Autor zuschrieb! — So lief die Sache noch glimpflich ab, aber ein Erfolg war es nicht, und ich war von da an vorsichtiger.

Wäre ich nur in der Wahl des Gedichtes klüger gewesen! Aber sonderbarerweise hielt ich damals gerade diejenigen meiner Gedichte für die besten, die mir später als die mißlungensten erschienen: Die Pulververschwörung, Tyrannentod, eine Leichenphantasie — natürlich durch die Schillersche angeregt, — der Königssohn, der Brautschatz — sämtlich voll Schwung und Pathos, aber wie kindisch unreif. All das überstieg meine Kräfte; indes hatte ich offenbar das Gefühl, mich in höhere Regionen geschwungen zu haben, und das befriedigte mich, so mangelhaft die Ergebnisse auch waren. Andere, kleinere Gedichte, die ich damals nicht so hoch hielt, waren entschieden besser gelungen, weil sie einigermaßen in den Grenzen meiner Kraft und meines damaligen Verständnisses lagen. Zu einem Gedichte, betitelt

„Ein Konzert in der Aula"*), begeisterte mich der Besuch eines Konzerts des oben erwähnten Dilettantenorchesters.

Es war eine fröhliche, glückliche Zeit damals in Livland. Wenige Jahre zuvor hatte der unsern deutschen Ostseeprovinzen sehr freundlich gesinnte Kaiser Alexander II.**) der Befreier seine gesegnete Regierung angetreten, und diese gnädige Gesinnung des mächtigen Herrschers lag wie heller Sonnenschein auf dem ganzen Lande. Überall regte sich Leben, Bildung und Streben, und voll Hoffnung blickte alles in die Zukunft, — die Alten, schwerer Zeiten gedenkend und die Gegenwart preisend, die Jungen in dem glücklichen Wahne, so müsse es sein und mit den Jahren könne es nur immer schöner und besser werden. Diese sonnige, fröhliche, hoffnungsfrohe Stimmung prägte sich auch im Leben der Familie und der Gesellschaft aus. Der ernsten Lebenspflichten immer wohl bewußt, ideales Streben eifrig pflegend, war man dabei doch von Herzen fröhlich, freute sich harmlos heiteren Sinnes des Lebens, das so sonnig zu lächeln schien. Tanzgesellschaften, Familienfeste mit Theateraufführungen, Schlittenfahrten, Schlittschuhpartien, wo die Damen auf Stuhlschlitten auf dem Eise des Embachs dahin gefahren wurden, Landpartien, Picknicks u. dgl. m. waren damals an der Tagesordnung. Uns Knaben erschien das Leben der erwachsenen Geschwister im rosigen Lichte, aber es fielen auch für uns selbst manche Freuden ab. Durften wir doch bei den sehr harmlosen Tanzgesellschaften gelegentlich auch mittun und mit mancher erwachsenen jungen Dame tanzen. Stand doch auch uns die Eisbahn offen, und durften wir die Theateraufführungen nicht nur mit ansehen, sondern gelegentlich auch in ihnen mit wirken. Das regte die Phantasie an und erweiterte den Gesichtskreis. Blochs und Angelys Dilettantenbühne, Körnersche und Görnersche Lustspiele wurden eifrig gelesen neben den Stücken der Klassiker, die ich schon früh zu studieren angefangen hatte. Das regte mich natürlich zum Schreiben weiterer Dramen an. Von Lustspielen, die ich im Jahre 1863 schrieb, ist nur eines erhalten: „Der eingesperrte Bräutigam". Auch dieses Stück spielt wieder auf dem Lande in einer adeligen Gutsbesitzerfamilie. Es ist eine Liebes- und Verlobungsgeschichte, bei der der alte Diener Hannes die komische Person machte. Aber auch ein

*) Vgl. Anhang I, S. 271.

**) Er regierte von 1855 bis 1881. Anm. d. Herausg.

Trauerspiel schrieb ich im Januar dieses Jahres, betitelt „Unglück über Unglück". Es spielte im mohammedanischen Orient und war wohl durch die Lektüre von Tausendundeiner Nacht angeregt worden. Selbst Harun al Raschid trat darin auf. Wie schon der Titel erwarten läßt, kamen in diesem Stück eine Menge der fürchterlichsten Greueltaten vor, es wurde beim Barte des Propheten geschworen und oft „Du Hund" gerufen. Zu einer Aufführung hat es dies Trauerspiel aber ebenso wenig gebracht wie die Lustspiele dieses Jahres.

Das Ende des Jahres 1863 brachte uns zwei große Familienfeste: Anfang Dezember das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum unsers Vaters, bei dem ihm von seinen Untergebenen ein silberner Pokal dargebracht wurde, und Ende Dezember die Silberhochzeit unsrer Eltern, die mit fröhlichem Tanz, Schmausereien und Theateraufführungen gefeiert wurde. Unter den drei aufgeführten Stücken war auch Kotzebues „Respektable Gesellschaft", in der ich eine der alten Damen darstellte.

Den Sommer des Jahres 1864 verbrachte ich mit den Walgutaschen Verwandten in Orro am estländischen Strande in der Narwaschen Bucht. Vetter Leopold und Tante Ottilie sollten das Seebad brauchen. Meine Schwester Emmi und ich, die es auch nötig hatten, wurden dorthin mitgenommen. Es war ein schöner, ganz ländlicher Aufenthalt, mitten im Tannenwalde. Die malerische Felsküste Estlands, der sogenannte Glint, war nicht weit von unsrer Wohnung. Außer unserm Hause gab es nur noch ein andres dort, in dem eine befreundete Familie Moritz wohnte. Die Bauern der Umgegend versorgten uns mit den nötigen Nahrungsmitteln, unter denen mir das kräftige Gerstenbrot in angenehmer Erinnerung geblieben ist. Hühner gab es in Menge, und ich brachte mir selbst eine kleine Hühnerschar zusammen, an der ich meine Freude hatte. Sie begleitete mich auch nach Dorpat, wo sie mehrere Jahre ausdauerte und eine schöne Menge von Eiern als Dank für die Pflege lieferte, die ich ihr angedeihen ließ. Das Seebad in Orro war herrlich, erfrischend und kräftigend. Bisweilen besuchten wir auch die Familie v. Wilken in dem vier Werst entfernten Gute Chudleigh, zu dem Orro gehörte.

Gedichte habe ich im Jahre 1864 nicht so viele gemacht wie 1863. Dafür aber wagte ich mich in diesem Jahre an eine größere Aufgabe: das Trauerspiel „Alfred und Kunigunde", das im Jahre 1865 zum Abschluß gelangte. Es ist in fünffüßigen Jamben geschrieben und

spielt in Spanien, zur Zeit der Kriege der Goten und Araber. Djelma, ein arabischer Fürst, hat den gotischen König Theodorich vom Throne gestoßen; aber seine Tochter Kunigunde liebt Theodorichs Sohn Alfred und will ihm dazu verhelfen, die Herrschaft des Vaters wieder aufzurichten. Sie haßt und verabscheut Barbas, den Kronprinzen von Neapel, den ihr Vater ihr zum Gemahl aufdrängen will. Der Plan der Brautleute mißlingt, und das liebende Paar findet dabei seinen tragischen Untergang. Auch ein Jude Joseph und seine Frau Rebekka spielen dabei eine wichtige Rolle. Ich erinnere mich lebhaft, mit welcher Begeisterung ich an diesem Drama arbeitete, insbesondere zu Anfang. Zum Schluß aber befriedigte mich das Ganze doch nicht. Die Lektüre der Klassiker hatte mein Urteil gereift und ließ mich die eigenen Schwächen deutlicher erkennen, als ich dies in der früheren, noch ganz kindischen Zeit vermocht hatte.

Nach Beendigung meines Trauerspiels — ich war Quintaner — brachte mir der Frühling des Jahres 1865 zeitgemäßere Freuden. Wir hatten in den unteren Gymnasialklassen einen Schulkameraden namens Ernst Müller, der uns sehr lieb war. Er hatte viel Mutterwitz und verstand es, recht fesselnd zu erzählen. An schönen Tagen kam er fast regelmäßig abends nach dem Tee zu uns, um meinen Bruder Fedi und mich zum Spazierengehen abzuholen. Wie schön war es dann, auf dem frühlingsfrischen Domberge zusammen zu spazieren, oder, wie wir uns burschikos ausdrückten, zu „bummeln". Dieser liebe Freund verließ uns leider in diesem Jahre, da sein Vater, ein Preuße, mit der ganzen Familie in die Nähe von Insterburg übersiedelte, wo er sich angekauft hatte. Dem Scheidenden zu Ehren veranstalteten wir am 24. April 1865 auf dem sog. „wilden Dom" ein Abschiedsfest, bei dem wir eine Flasche Bischof zusammen austranken und ein Abschiedslied sangen, das ich auf die Melodie „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" gedichtet hatte. Wir bildeten dabei freilich nur einen kleinen Kreis und der Chorgesang war kein sehr voller, das Ganze war aber treu und gut gemeint und erschien uns sehr gelungen.

In der schönen Frühlingszeit ließ uns die Wanderlust wohl auch weiter hinausschweifen als in die Domanlagen. In der Umgebung Dorpats botanisieren zu gehen oder gar eine Turnfahrt zu unternehmen, das waren herrliche Freuden. So am Morgen früh, an einem Sonntag oder Feiertag, mit etwas Proviant und einigen Kope-

ken versehen, 5 bis 6 Werst weit von Dorpat fort zu wandern, oder noch weiter — nach dem Waldschlößchen, nach Ruhenthal, nach Mollatz oder nach Wassula — das war köstlich! Wir freuten uns der schönen Natur und als begeisterte Turner auch der kräftigen Leibesübung beim Wandern. Die edle Turnerei hatte mein Vater in den Dorpater Schulen eingeführt, und er war sehr bedacht auf ihre Pflege. Ein paar mit unserm Hause befreundete Studenten, Colla Nerling und Wilhelm Harff, turnten vorzüglich und feuerten unsre turnerischen Neigungen an. Die ersten Turnfahrten 1863 auf dem Dorpater Dom waren große Ereignisse, an denen die ganze Stadt teilnahm und die uns Knaben begeisterten und beglückten. Starke deutschpatriotische Empfindungen verbanden sich mit diesen Festen und den dabei gesungenen Liedern. Fast noch schöner aber war es doch, wenn man an einem sonnigen Tage so ganz frei hinaus wandern durfte in die schöne Natur! Die Wanderlieder unsrer deutschen Dichter hatten es mir angetan, — das Volkslied der fahrenden Gesellen, die Lieder eines Uhland, Justinus Kerner, Wilhelm Müller, Eichendorff und Anderer. Der echt germanische Wandertrieb regte sich auch in meiner Seele, die Poesie des fahrenden Volkes, der Handwerksburschen, Sänger, Studenten, Landsknechte erfüllte mich. Wohl kamen wir in der Tat nicht allzu weit herum, aber wir wanderten doch und die Stimmung war da, die echte und rechte Wanderstimmung des deutschen Burschen. Aus dieser Stimmung heraus dichtete auch ich ein fröhliches Wanderlied, das mir noch heute jene Lust der Knabenjahre vor die Seele zaubert.

Der Sommer brachte uns in diesem Jahre wieder, wie gewöhnlich, aufs Land nach Walguta. Dort fand sich auf einem Felde, unweit des Gutshofes, auf einer etwas erhöhten Stelle eine größere Gruppe schöner alter Linden. Nach einer freilich unverbürgten Überlieferung sollten dort Krieger aus der Schwedenzeit ruhen, die hier in der Schlacht gefallen waren. Eine Ausgrabung, die der Onkel in diesem Sommer veranstaltete, blieb zwar ergebnislos. Ich hielt aber an jener Vorstellung fest und „der alte Hain bei Walguta" begeisterte mich zu einem Gedicht. Es war zu schön, sich das alles so recht lebendig vorzustellen, wie hier einst die Schlacht geschlagen, die gefallenen Helden dann in das Grab gesenkt worden und über ihrer Asche die alten Linden emporgewachsen waren, die noch jetzt als treue Wächter über dem Grabe stehend und im Windeswehen rauschend von den Heldentaten vergangener Tage erzählten.

Die Vorzeit des deutschen Volkes war es, die meinen Geist damals am meisten zu beschäftigen begann. Alte deutsche Sagen und Geschichten, Märlein, Balladen — das war meine Lust. Uhlands Gedichte wurden mir zu einem Lieblingsbuch, vor allem wegen der herrlichen Balladen und Romanzen. Aber auch sonst erfaßte ich mit Leidenschaft, was sich mir an altdeutschen Sagenstoffen darbot. Franz Hoffmanns „Deutsche Sagen" las ich wieder und immer wieder. Aus diesem Gebiete begann ich nun die Stoffe für meine Dichtungen zu suchen und schrieb Anfang Dezember 1865 das Gedicht „Kyffhäusersage", zu dem mich die Hoffmannsche Sammlung angeregt hatte: Das Erlebnis einer Musikantenschar, die dem Kaiser Barbarossa ein Liedlein aufspielt und dafür zu ihm in den Berg geladen und beschenkt wird.

Das Jahr 1866, meine Quartanerzeit, war besonders reich und fruchtbar an dichterischen Schöpfungen. Wenn ich oben gesagt habe, daß mich das Dichterleben meiner Knabenzeit innerlich reich gemacht und beglückt hat, so gilt das am meisten von diesem und dem darauf folgenden Jahre 1867, — einer glücklichen Zeit schönsten innerlichen Lebens. Ich war gesund an Leib und Seele; Leben und Lektüre boten mir reiche Anregung, und die Kraft des poetischen Gestaltens war so weit gewachsen, daß ich die beglückende Empfindung hatte, nun schon wirklich etwas zu können! Geistiges Schaffen aber mit dem Gefühle der Kraft, des Könnens darf wohl zum reinsten und schönsten Glücke des Erdenlebens gerechnet werden. Und dieses Glück genoß ich jetzt in den natürlichen Grenzen meines Wesens. Daß ich es genießen durfte, dazu trug gewiß nicht unwesentlich der Umstand bei, daß ich mich instinktiv von Aufgaben ferne hielt, denen meine Kraft nicht gewachsen war. Dramen zu schreiben, hatte ich vorläufig aufgegeben, nachdem mir mein Stück „Alfred und Kunigunde" eine entschieden unbefriedigte Stimmung hinterlassen hatte. Ich sah und fühlte, daß mein Können da nicht ausreichte, obwohl ich jenes große Trauerspiel, wenn auch mit Mühe und Not, zu Ende gebracht hatte. Dagegen gelang mir jetzt so manches Gedicht, und ich hatte die Empfindung, bei solchem Schaffen nicht zu hoch zu greifen. Ein weiterer Umstand, der wohl nicht weniger zu der Reinheit und Ungetrübtheit meines Dichterglückes beitrug, war der, daß ich durchaus ohne ein Streben nach äußerer Anerkennung arbeitete. Das bewahrte mich vor Verdruß und Ärger, die wohl keinem Dichter erspart bleiben,

4*

wenn er seine Schöpfungen dem Auge der Welt unterbreitet und dann Gutes oft genug getadelt, Unbedeutendes gelobt sieht. Nur zur Selbstprüfung legte ich einmal einen Teil meiner Gedichte meinem Onkel Alexander Schrenck vor, der ja selbst Dichter war, und erbat mir seine kritischen Bemerkungen. In der Folge aber stand ich auch davon ab und zeigte, was ich schuf, niemand mehr. Mich leitete dabei die ganz richtige Empfindung, daß ich erst die Jahre der Reife abwarten müßte, ehe ich daran denken könnte, andern mit meinem Schaffen Freude zu bereiten. Später freilich, das hoffte ich bestimmt, würde auch ich einst in die Reihe der deutschen Dichter mit eintreten. Aber bis dahin hatte es ja noch viel Zeit! So galt es denn zunächst, in der Einsamkeit die Dichterkraft zu üben und zu entwickeln.

Unter den Gedichten des Jahres 1866 verraten einige wie „Stilles Glück"*) und „Zigeuner im Winter"**) — dieses auf einer wirklichen Beobachtung beruhend — den Einfluß von Lenau. Andre, wie „Rolands Tod" und „Die Sage von der Roßtrappe" bewegten sich in der Sagenwelt; „Europa" und „Salmoneus" behandelten Stoffe der griechischen Mythologie und Sage, während „Abderrhaman", der Ommajade, ein Bild aus der arabischen Vergangenheit vorführte. Die ziemlich umfangreiche Gedichtsammlung des Jahres 1866 war mit Versen in der Nibelungenstrophe eingeleitet, die die alten deutschen Götter, insbesondere Wotan um Kraft zu dem Dichterwerke anflehten. Ein besonderes aus diesem Jahre stammendes Heftchen legt aber Zeugnis davon ab, daß der junge Dichter damals auch schon von der Liebe berührt ward. Es sind schwärmerische Liebesgedichte, die einem reizenden kleinen russischen Mädchen, der Schwester meines Schulkameraden Tscherewin, gewidmet waren. Diese Kleine, mit ihren langen dunklen Locken und dunklen Augen, ihren graziösen Bewegungen hatte mich förmlich bezaubert, und sie verstand sich, trotz ihrer kindlichen Jahre, auch schon vortrefflich auf ein kokettierendes Spiel mit dem jungen Liebhaber, wie es ein deutsches Mädchen gleichen Alters schwerlich jemals fertig gebracht hätte. Mein Vetter August Schrenck verehrte die ältere Schwester, ich die jüngere. Die Mutter, eine geborene Fürstin Z., sah dies kindliche Liebesspiel augenscheinlich nicht

*) Vgl. Anhang I, S. 272.
**) Ebd. S. 272; Gedichte S. 147.

ungern, — wohl als Vorbereitung für spätere Zeiten. Die Familie brachte den Sommer in Heiligensee im Parkhause zu, wo der Vetter ihnen nahe genug war. Aber auch ich durfte zum Besuche dorthin fahren und erlebte das, was ich später in einer Erzählung „Der Liebesroman eines Knaben" festzuhalten gesucht habe.

Im folgenden Jahre — 1867 — als Tertianer, im 16. Lebensjahre, fühlte ich mich schon nahezu als Erwachsener. Wir hatten guten Unterricht. Theodosius Harnack, der bekannte geistig bedeutende Professor der Theologie, der Vater Adolf Harnacks, gab uns die Religionsstunden, die hauptsächlich in freien Vorträgen seinerseits bestanden. Sintenis führte uns in die deutsche Literatur ein, Fränkel in die lateinischen, Kollmann in die griechischen Klassiker. Besonders lebendige Anregungen erhielt ich aber in diesem Jahre durch zwei Schulkameraden, die ich in der Tertia vorfand und mit denen ich bald in ein herzliches Freundschaftsverhältnis trat. Der eine war Ernst Anders, der jüngere Sohn des Bibliothekars, mir von Kindheit an bekannt, aber bisher immer Kamerad meines älteren Bruders Woldemar und gegen uns Jüngere früher etwas herbe ablehnend. Der andre, Burchard v. Oettingen, war der Sohn des Gouverneurs von Livland, August v. Oettingen, des ältesten Bruders meiner Tante Julie Schrenck und Freundes von Bismarck. Anders war künstlerisch sehr begabt, zeichnete hübsch und beschäftigte sich viel mit Geschichte der bildenden Kunst, in der ihm nur ein anderer Freund meines älteren Bruders, Woldemar v. Seidlitz, überlegen war. Burchard v. Oettingen lebte bei seinem Onkel, dem Professor der Physik, Arthur v. Oettingen, von dem er manche Anregung erhielt, ebenso wie auch von seinem Onkel Moritz v. Engelhardt, dem Professor der Theologie. Er war mathematisch sehr begabt und trieb damals schon höhere Mathematik, mit besonderer Vorliebe die Steinersche synthetische Geometrie. Durch ihn angeregt las ich Oersteds naturphilosophische Schriften, Ulricis Ästhetik, Marheinekes Geschichte der Reformation. Wir waren viel zusammen, philosophierten zu dritt, tranken auch unsre erste Flasche Champagner gemeinsam. Meine Poesie aber behielt ich auch jetzt strengstens für mich.

Unter den Dichtungen dieses Jahres gehört „Goldener" noch der deutschen Sage an, „Hannibals Tod" der alten Geschichte. Ein Zyklus von Romanzen wurde der romantischen, oben erzählten Liebesgeschichte meiner Urgroßeltern Clodt-Tiesenhausen gewidmet. Einige

Gedichte verraten den Einfluß Ferdinand Freiligraths, der mir inzwischen neben Uhland zu einem Lieblingsdichter geworden war. Jetzt traten aber auch lyrisch-didaktische Schöpfungen auf, die mein damaliges hochgestimmtes Empfinden verraten: „Der Wandrer oder der Mensch und die Ideale"; der „Triumph des Guten"; „An die Freunde" u. a. m.

Von meinem Vater empfing ich in diesem Jahre sehr wertvolle Förderungen. Insbesondere danke ich es ihm, daß er mir Friedrich Schlegels Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur aus seiner Bibliothek ganz zum Studium überließ. Das geistvolle Buch regte mich mächtig an und erweckte in mir den Wunsch, vergleichende Literaturgeschichte zu studieren. Es war nur ein arger Irrtum, in den ich später hineingebracht wurde, daß ich meinte, ich könnte dies Ziel auf dem Wege der vergleichenden Sprachforschung erreichen. Das führte mich später in eine Sackgasse hinein, die mir verhängnisvoll werden sollte. Über vergleichende Literaturgeschichte war damals an der Dorpater Universität nichts zu hören.

## Drittes Kapitel.

## Von der Schule zur Universität.

Der Sommer des Jahres 1868 brachte mir zuerst meine Konfirmation auf dem Lande, in Odenpäh, bei dem guten Pastor Kautzmann, einem Freunde unsers Vaters. Dann aber eine Reise von großer Bedeutung, die erste Reise nach Deutschland! Mein Vater, der so tief und stark deutschpatriotisch empfand*) und uns zu dem gleichen Empfinden erziehen wollte, hielt es zu diesem Zwecke für dringend wünschenswert, daß wir so früh als irgend möglich das deutsche Vaterland aus eigener Anschauung kennen lernen sollten. Aus diesem Grunde machte er mir und meinem Bruder Woldemar zu Anfang des Sommers 1868 den Vorschlag, einen Teil des kleinen Erbteiles, das unsre gute Großtante Münnich uns hinterlassen hatte, zu

*) Wie mächtig diese Gefühle den Vater beherrschten, geht u. a. auch daraus hervor, daß er von einer seiner letzten Reisen nach Deutschland ein Säcklein Erde mit heimbrachte und bestimmte, es solle ihm nach seinem Tode unter das Haupt gelegt werden. Er wollte dereinst auf deutscher Erde ruhen! Anm. d. Herausg.

einer Reise nach Deutschland in den Sommerferien dieses Jahres zu benutzen. Er selbst mußte zu einer Kur nach Karlsbad reisen und konnte uns also nach Deutschland bringen, wo wir dann unsre eignen Wege gehen sollten und uns selbst zurecht legen konnten, was wir am liebsten sehen und näher kennen lernen wollten. Wir gingen mit Begeisterung auf diesen Plan ein. Als Dritter schloß sich uns unser Freund Ernst Anders an.

Ende Juni machten wir uns auf die Reise. Zuerst ging es mit dem Dampfschiff von Dorpat den Embach hinunter über den mächtigen Peipussee nach Pleskau, der altrussischen Feste Pskow, von dort mit der Eisenbahn durch Litauen zur russisch-deutschen Grenze Wirballen-Eydtkuhnen. Mit Jubel begrüßten wir den deutschen Boden. An einem deutschen Arzt aus St. Petersburg und einem höheren russischen Beamten fanden wir anregende Reisegesellschaft, mit der unser Vater lebhafte Gespräche führte. Als wir vom Bahnhof her mit der Droschke in Berlin einfuhren, war ich vor Freude so aufgeregt, daß ich zitterte und laut schreien mußte, so entzückte mich der Anblick dieser ersten großen deutschen Stadt. Und nun fingen wir an, Berlin zu studieren, schauten uns die wichtigsten Straßen und Plätze, Gebäude und Denkmäler an, besuchten die Museen, unterhielten uns mit allerlei Volk und erquickten uns an den köstlichen süßen Kirschen, die bei den Hökerweibern für ein Billiges zu haben waren. Im Königlichen Schauspielhause sahen wir den Faust, mit der Erhardt als Gretchen und Döring als Mephisto; ebenso Shakespeares Komödie der Irrungen. Das Wallnertheater bot uns den Verarmten Edelmann und ein wirkungsvolles Lustspiel, in dem sich das Ehepaar Hartmann aus Wien auszeichnete. Auch Krolls Etablissement wurde besucht; die Empfehlung eines allzu beflissenen Kellners führte uns sogar mit unserm Vater und einer älteren Dame aus Livland in die „Walhalla", wo das Gebotene uns allerdings mehr und mehr in Verlegenheit setzte und endlich hinaustrieb. Alles in allem gehörten die Eindrücke dieser ersten Woche in Berlin zu den stärksten und nachhaltigsten, die ich jemals auf einer Reise empfangen habe. Kein Wunder! Es war ja unsre erste Reise.

Von Berlin ging es nach Dresden, wo uns unser Onkel, Graf Christoph Münnich, empfing, der während des Vaters Aufenthalt im Bade eine Art Fürsorge über uns ausüben sollte. Für uns drei Jünglinge wurde in der Ostraallee für mehrere Wochen ein größeres

Zimmer gemietet, von dem aus wir nun nach Herzenslust Dresden und seine Umgebung kennen zu lernen begannen. Wir besuchten die Museen, besonders häufig die berühmte Gemäldegalerie, in der ich vor allem das schöne Bild von Giuseppe Ribera lieb gewann, das damals Maria Aegyptiaca hieß, während es jetzt als eine Darstellung der heiligen Agnes festgestellt ist. Oft saß ich in Gedanken versunken lange vor diesem Bilde, oder auch vor der wunderbaren Sixtinischen Madonna. Die stille Herrlichkeit der bildenden Kunst ist mir zuerst hier in Dresden aufgegangen. Oft besuchten wir auch das Königliche Hoftheater und sahen und hörten manch gutes, klassisches Stück: Minna von Barnhelm mit Dettmer als Tellheim, Pauline Ulrich als Franziska, den Freischütz und den Lohengrin mit Josef Tichatschek in der Titelrolle, den Propheten u. a. m. Wir fuhren aber auch hinaus nach Plauen, machten in Begleitung der späteren Dichterin Frida Schanz und deren Mutter einen Ausflug nach Tharandt, fuhren in Potschappel in ein Kohlenbergwerk hinein und unternahmen bei schönstem Wetter eine Fußreise durch die Sächsische Schweiz. Als wir dort beim Prebischtor abends anlangten, erkundigten wir uns nach dem Preise des Nachtlagers, bekamen aber auch große Lust, eine Flasche Tokaier zu trinken, der dort zu haben war. Es stellte sich heraus, daß der Tokaier ebensoviel kostete wie das Nachtquartier. Da unsre Barschaft nur schmal war, beschlossen wir, den Tokaier zu kaufen und die Nacht im Freien zuzubringen. Gedacht, getan. Wir suchten uns eine Felsengrotte aus, in der wir uns, in unsre Plaids gehüllt, lagerten und unsern Tokaier tranken. Nach einigen Stunden ruhigen Schlafes erwachten wir vor Kälte geschüttelt. Die Felsgrotte war sehr ungemütlich kalt geworden. Taumelnd vor Schlaftrunkenheit verließen wir sie und suchten den Schutz des nahen Waldes auf, wo es bedeutend wärmer war und wo wir trotz des unbequemen Lagers uns noch ganz gut ausschlafen konnten. Beim Weiterwandern machte auf mich insbesondere das liebliche Herrnskretschen einen dauernden, tiefen Eindruck.

Mein Bruder Woldemar und Ernst Anders setzten die Reise nach München und Salzburg fort, während ich allein den Harz und Thüringen zu Fuß durchwanderte. Deutsche Sage und deutsche Märchen wurden mir hier an manchem Orte lebendig. Ich sah die Roßtrappe, die ich schon selbst besungen hatte, bestieg den Brocken und wanderte durch das Ilsetal in Begleitung eines liebenswürdigen jungen Engländers, der sich mir auf dem Brocken angeschlossen hatte.

Ein kleines Erlebnis hatte ich in Halberstadt. Der Zug ging morgens früh um 5 Uhr ab. Ich kam etwas verspätet auf den Bahnhof und als ich am Fahrkartenschalter einen Fünftalerschein vorwies, erklärte der Beamte, das Geld sei sächsisch und gelte hier in Preußen nicht! Ich wußte mir nicht zu helfen, doch der gute Mann, der meine Verlegenheit bemerkte, fragte mich: „Haben Sie denn gar kein andres Geld?" — „Ja, aber nur kleines!" — „Zeigen Sie her!" — Ich wies ihm meine geöffnete Börse, er überzählte und rief: „Für die vierte Klasse langt's!" Und so fuhr ich denn vierter Klasse. Die Gesellschaft war munter und keineswegs uninteressant. Als der Zug schon abfahren wollte, kamen noch ein paar Mädchen halbangekleidet über das Feld gelaufen und wurden in unsern Wagen aufgenommen. Unter Lachen und Scherzen mußte nun eine lebendige Scherwand*) gebildet werden, damit die Mädchen hinter dem Rücken der Mitreisenden sich ankleiden konnten. Eine alte Frau, die auf ihrem Marktkorbe saß, betrachtete mich längere Zeit aufmerksam und fing dann ein Gespräch mit mir an. Ich erzählte ihr alles offenherzig. Als sie nun erfuhr, daß ich so weit her, aus Rußland, sei, da sagte sie ernst und freundlich: „Verzeihen Sie, junger Herr! Aber wenn ich Ihre liebe Mutter wäre, dann ließe ich Sie nicht so allein in der Welt umher reisen." — Diese mütterliche Fürsorge der Alten, die mich gar nicht kannte, rührte mich tief und blieb mir unvergeßlich. Das war gewiß eine echte deutsche Frau und gute, sorgende Mutter.

In Thüringen besuchte ich natürlich die Wartburg und freute mich auch an dieser Stätte geheiligter Erinnerungen. Hier lernte ich einen stattlichen Gutsbesitzer aus dem Magdeburgischen, namens Elßler, kennen. Er schien Gefallen an mir zu finden und fragte mich, was ich vor hätte. Dann schlug er mir vor, da er auch etwas wandern wollte, mit ihm zusammen eine kleine Fußreise durch Thüringen zu machen. Ich ging gern auf sein Anerbieten ein und so wanderten wir denn andern Morgens an Fritz Reuters Villa bei Eisenach vorüber bis zum Inselsberg hinauf. Dort wurde in der geräumigen Gaststube gerastet. Uns gegenüber saß ein stämmiger alter Herr im grauen Vollbart mit einer Brille auf der Nase. Mein Begleiter, der ihn wohl schon nach den Bildern erkannt haben mochte, begann ein Gespräch mit ihm, erzählte, daß er Landwirt sei, und als der alte Herr bemerkte, er sei auch einstmals Landwirt gewesen in Mecklen-

*) Zwischen- oder Scheidewand.

burg, da fragte ihn mein Reisekamerad, ob er dort nicht vielleicht auch den Fritz Reuter gesehen habe. Da hob der alte Herr den Kopf von seinem Glase Piesporter empor und sagte: „Der bin ich selber!" Und damit war die Bekanntschaft gemacht. Ein lebhaftes Gespräch entwickelte sich. Herr Elßler zeigte sich als ein guter Kenner der Reuterschen Werke, und auch mir war er ja lange schon wohlbekannt. Elßler und ich wanderten dann zu Fuß nach Reinhardsbrunn hinunter, während Reuter mit seiner Frau in einem bequemen Wagen fuhr. In Reinhardsbrunn speisten wir zusammen im Freien zu Abend mit noch zwei anderen Herren, die sich hinzugesellt hatten. Fritz Reuter war lebhaft, gesprächig, in bester Laune, sehr herzlich und freundlich. Die Herzensgüte war ihm ins Gesicht geschrieben und sonnige Heiterkeit strahlte uns daraus entgegen. Er entsprach ganz dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte. Als er erfuhr, daß die Familie meines Vaters Beziehungen zu Mecklenburg habe*), nannte er mich fortan immer seinen lieben jungen Landsmann und war sehr freundlich gegen mich jungen Burschen.

Reuters Frau, eine schlanke, etwas blasse Dame, die mit einer andern Dame umherging, schien schließlich etwas besorgt zu werden und kam einige Male, zur Abfahrt mahnend, an den Tisch heran, an dem wir plaudernd vor unsern Bierkrügen saßen. Er suchte abzuwehren: „Ach, Kinnings, laßt mich doch, es ist hier so gemütlich!" Aber schließlich mußte er doch der sanften Gewalt, die ihn fortzog, folgen. Der Wagen stand bereit und nun wurde noch ein herzlicher Abschied genommen. Der Dichter fragte uns noch, warum wir ihn nicht schon in seiner Villa aufgesucht hätten. Wir gestanden, daß wir das nicht gewagt hätten, da wir ihn nicht belästigen wollten. Aber Reuter rief: „Ja, wissen Sie, wenn mich solche Leute besuchen, wie der Waltershausen, die dann über mich allerlei Zeug in der Gartenlaube schreiben, dann ist mir das nicht angenehm. Aber wenn solche Leute kommen, wie Sie und Sie und Sie, — dann freue ich mich!" Und nun mußten wir ihm mit Handschlag versprechen, wenn wir wieder durch Eisenach kämen, ihn in seinem eigenen Heime zu besuchen. Das taten wir gern, und der Wagen fuhr ab, uns in gehobener Stimmung zurücklassend. Als ich jedoch das nächste Mal

*) Ein älterer Zweig der Familie hatte sich in Mecklenburg ausgebreitet. Anm. des Herausg.

nach Eisenach und an Fritz Reuters Villa vorbei kam, da weilte der Dichter bereits unter den Toten.

Mein Vater hatte mit unsrer Auslandsreise seinen Zweck vollkommen erreicht. Wir hatten nicht nur viel gesehen und erlebt: wir hatten Deutschland kennen und lieben gelernt. Nie wieder bin ich durch eine Reise innerlich so bereichert worden, wie durch diese erste Reise in unser deutsches Vaterland. Der harmlosen, frischen Eindrucksfähigkeit der Jugend kommt in späteren Jahren doch nichts mehr gleich.

Indessen sollte mir auch der Sommer des nächsten Jahres, 1869, eine wertvolle, wenn auch ganz andersartige Reise bringen, nämlich nach Reval und nach St. Petersburg. In diesem Jahre bereiteten wir uns privatim für das Abiturientenexamen vor, da die Parallelklassen des Gymnasiums noch keine Prima hatten. Unser hauptsächlichster Lehrer war in dieser Zeit der treffliche Franz Sintenis, der uns besonders gut in den Horaz und Sophokles einführte. Ich studierte daneben aber auch schon Sanskrit und Gotisch bei Leo Meyer, indem ich mit seiner Erlaubnis, wenn auch eigentlich per nefas, seine Vorlesungen über diese Gegenstände besuchte. Und Gotisch war vielleicht Leo Meyers bestes Kolleg, das er immer mit besonderer Vorliebe las. Ich hatte beschlossen, vergleichende Sprachforschung zu studieren und mich auf diesem Wege zur vergleichenden Literaturgeschichte hindurchzuarbeiten. Lebhaft fesselten und bestimmten mich dabei Max Müllers Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, deren geistreiche Gedankenführung bestechend wirkte und eine Fülle reicher Anregungen bot. Auch dieses Buch war ein Geschenk, das ich meinem guten Vater verdankte; doch war dies schon ein von mir selbst gewähltes und erbetenes, eine Art Praemium für mein eifriges Streben. Daneben las ich auch mit gutem Gewinn August Schleichers Buch über die Deutsche Sprache und mehrere Arbeiten des geistvollen Sprachphilosophen Heinrich Steinthal. Ich schob die Dichtung beiseite und suchte mit Ernst mir eine gründliche, wissenschaftliche Bildung anzueignen, die zunächst eine sprachwissenschaftliche sein sollte. Es war mir klar geworden, daß es für mich als Dichter in der mich umgebenden Welt einen unmittelbar gangbaren Weg nicht gab. Alles drängte mich auf wissenschaftliche Leistungen hin. Auch mein Vater hätte nichts lieber gesehen, als wenn einige seiner Söhne sich ganz der Wissenschaft gewidmet hätten. War ihm selbst dieser Weg ver-

sagt geblieben, so wünschte er um so inniger, daß seine Söhne ihn erfolgreich beschreiten möchten und damit ein Ideal verwirklichten, das ihm immer als das schönste vorgeschwebt hatte. Ich war fleißig und arbeitsfreudig; warum sollte ich das Ziel nicht erreichen können, um dann nach erreichter Lebensstellung mich vielleicht ganz frei auch dichterischen Arbeiten widmen zu können? Wohl schrieb ich auch jetzt noch gelegentlich ein Gedicht, plante auch Größeres, widmete mich aber doch in der Hauptsache ganz der strengen wissenschaftlichen Arbeit, die mir zunächst die Pforten der Universität aufschließen sollte. Dort lehrte Leo Meyer, ein anerkannter Gelehrter, „deutsche und vergleichende Sprachkunde". Dahinter stand die deutsche Vorzeit, die deutsche Literatur mit ihrem reichen Inhalt, die philosophische Betrachtung der Sprache und dann wohl auch der Literatur in vergleichender Behandlung. Das war, wie mir schien, der rechte Weg zu dem, wonach mein Herz verlangte. So wollte ich ihn denn mutig gehen und alles andre vorläufig in den Hintergrund drängen. Dazu kam, daß mein Onkel Leopold Schrenck, seit Jahren mein vielgeliebtes und verehrtes Vorbild, auch ein Mann der Wissenschaft war, der ganz im harmonischen Dasein seiner wissenschaftlichen Arbeit lebte. So mochte der Weg wohl auch für mich ein gangbarer sein. Eine Stimme in mir, die anders sprach und nach anderem leidenschaftlich begehrte, mußte zunächst auf jeden Fall schweigen, denn sie war nicht imstande, mir einen andern gangbaren Weg zu weisen. Ich lernte damals die Wahrheit des Goetheschen Wortes kennen:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Herz und Geist erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Aber ich sollte später aus schmerzlicher Erfahrung die Wahrheit eines weit älteren Weisheitswortes kennen lernen: naturam expellas furca, tamen usque recurret.

In Reval rüstete man sich damals zu einem großen und ungewöhnlichen Feste, der 550jährigen Jubelfeier der dortigen Ritter- und Domschule. Auch unser Kurator, Graf Alexander Keyserling, reiste zu dieser Feier dorthin, ebenso der alte Karl Ernst v. Baer, der berühmte Naturforscher, der einst die Domschule besucht und sie in guter Erinnerung behalten hatte. Mein Vater sollte als Gouvernements-Schulendirektor und ehemaliger Lehrer der Domschule an der

Feier gleichfalls teilnehmen, ebenso der Inspektor unsers Gymnasiums, Carolus Mickwitz, ein geborener Estländer. Mit diesem zusammen machte mein Vater sich auf die Reise und nahm mich mit, um dann von Reval mit mir nach St. Petersburg weiterzufahren. Wir reisten in einem Mickwitz gehörigen Tarantas, dem verdeckten russischen Reisewagen, bei dem dicke, einigermaßen elastische Stangen die Federn abgeben. Ich bin damals zum ersten und letzten Male in solch einem altväterischen Gefährt gereist.

Am 16. Juni verließen wir Dorpat und langten am nächsten Abend in Reval an. Auf jeder Station wurden die Pferde gewechselt. Die estländische Landschaft erschien recht eintönig, viel Ellerngestrüpp und niedrige Birken auf sumpfigen Niederungen, sowie nicht besonders gutstehende Kornfelder auf steinigem Boden. Der redselige Mickwitz erzählte viel aus seinem Leben. Endlich waren wir am Ziele. Die alte deutsche Hansastadt Reval mit ihren altertümlichen Gebäuden, malerisch am felsigen Meeresstrande gelegen, zog mich lebhaft an. Ich besuchte die Hafenbrücke, das schöne Katharinental, einen Park mit Salon, wo allabendlich eine elegante Gesellschaft tanzte, und machte allerlei Bekanntschaften unter den Domschülern. Am 19. Juni war die große Festfeier, die mit einem Gottesdienst in der Domkirche begann und in einem großen Aktus in der Domschule gipfelte, wo viel interessante Männer und schöne Damen zu sehen, aber auch allzuviel Reden anzuhören waren. Der folgende Tag brachte bei schönstem Wetter eine ländliche Feier in dem nahegelegenen Kosch am Meeresstrande. Hier führten die Domschüler „Wallensteins Lager" von Schiller im Freien auf, dann wurde zu Regimentsmusik auf der Wiese getanzt und endlich ein kleiner Kommers gefeiert, um den der schöne Damenflor Estlands sich als fröhliche Zuschauerwelt scharte, wie um ein seltenes, sehenswertes Schauspiel. Die Studenten sangen und jodelten, es herrschte allgemeine Heiterkeit und freies frisches Leben.

Am 23. Juni fuhren wir morgens früh mit dem Dampfschiff nach St. Petersburg ab. Es war eine herrliche Meerfahrt, die uns bis Kronstadt führte, dem Hafen der gewaltigen Zarenstadt. In St. Petersburg stiegen wir bei dem jüngsten Bruder meines Vaters, Dr. med. Ernst v. Schroeder, ab, bei dem auch des Vaters Schwester, die prächtige, frische und warmherzige Tante Karoline lebte. Bald aber holte uns Onkel Leopold Schrenck nach Pargola ab, einer beliebten Sommerfrische in der Nähe der Hauptstadt, wo er für sich

und seine Familie eine sogenannte Datsche, ein ländliches Sommerhaus mit kleinem Garten, gemietet hatte. Mein Vater reiste nach einigen Tagen nach Dorpat zurück, während ich für den ganzen Sommer bei dem geliebten Onkel bleiben durfte.

In Pargola lebte ich im Schoße der Schrenckschen Familie in der angenehmsten Weise. Tante Julie sorgte mütterlich für mich, die älteren Cousinen waren im angehenden Backfischalter, Vetter Burchard war vier Jahre alt, Vetter Otto ein Knäblein von zwei Jahren. Wir badeten in dem nahegelegenen See und machten täglich weite Spaziergänge in der schönen Umgebung. Vor allem wertvoll aber war mir der beständige Verkehr mit dem von mir so sehr verehrten Onkel Leopold. Er billigte meinen Plan, Gelehrter zu werden, schenkte mir das große, von der St. Petersburger Akademie herausgegebene Sanskritwörterbuch von Böhtlingk und Roth, hörte auch gern meine Mitteilungen aus Max Müllers Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache an, die ich dort mit großer Begeisterung studierte. Öfters nahm er mich nach St. Petersburg mit, zeigte mir dort viel Interessantes und bot mir in seinen Gesprächen tagtäglich eine Fülle der reichsten Belehrung und Anregung. Eines Sonntags fuhren wir zusammen nach Peterhof, wo ich Gelegenheit hatte, die märchenhaft schönen und mannigfaltigen Wasserkünste, die dort spielten, zu bewundern. Oft kam auch interessanter Besuch nach Pargola, Verwandte, Freunde, Studiengenossen und Kollegen des Onkels von der Akademie der Wissenschaften. In der Hauptsache ein ganz deutscher Kreis, der inmitten der russischen Welt wie auf einer Oase lebte und die Beziehung mit der baltischen Heimat eifrig warmhielt. Die Tüchtigkeit der Balten verhalf ihnen hier oft zu hohen und einflußreichen Stellungen, sie hingen aber in der Regel mit ihrem Herzen fest und treu an der Heimat, insbesondere an Dorpat, wo die meisten von ihnen glückliche Studentenjahre verlebt hatten. Als ich zu Anfang des Herbstes nach Dorpat zurückkehrte, fühlte ich mich innerlich bereichert und gefestigt.

Das Jahr 1869 war für Livland und besonders für Dorpat ein politisch sehr bedeutsames. Karl Schirren hatte seine „Livländische Antwort" herausgegeben und im Baltenlande begeisternd dadurch gewirkt, die russischen Kreise aber naturgemäß scharf herausgefordert und erbittert. Er mußte das Land verlassen, die Stellung des Kurators Grafen Keyserling, der einst ein Liebling Alexanders II. gewesen

war, kam ins Schwanken. Zuerst wurde ihm in der Person des Russen Nikolitsch ein unangenehmer Gehilfe an die Seite gesetzt, dann mußte auch er seinen Abschied nehmen und sich in das Privatleben, auf sein Gut Rackküll in Estland, zurückziehen. Seine Verabschiedung von den versammelten Professoren und Studenten in der Aula der Universität habe ich mit erlebt. Sie hatte etwas Ergreifendes, hinterließ in uns aber auch ein niederdrückendes Gefühl. Mit ihm war der letzte deutschgesinnte und geistig hochstehende Kurator von uns geschieden. Mein Vater sah sehr pessimistisch in die Zukunft und hatte damit nur allzusehr recht. Die Russifikation hatte begonnen.

Ich verkehrte in diesem Jahr außer mit Ernst Anders und Burchard Oettingen auch viel mit den Brüdern Harnack und Leo Keyserling, die schon Studenten waren. Der letztere war der einzige Sohn des Kurators Keyserling, ein sehr geistvoller Mensch, mit dem die Unterhaltung stets interessant und anregend war. Gern und oft saß ich auch bei dem Dr. Rutkowsky, einem älteren Manne, der mich seiner Freundschaft würdigte und der wohl zu den größten Originalen gehört, die ich zeitlebens kennen gelernt habe. Er hatte Medizin studiert, über die graue Substanz im Gehirn geschrieben und ein Mikrotom konstruiert, mit dessen Hilfe das Gehirn in feinste Schnitte zerlegt und in seinen Geheimnissen studiert werden sollte. Aber es haperte an irgendeinem Punkte, den ich nie herausbekam. Rutkowsky war ohne Zweifel ein geistvoller Mann, sehr belesen und interessant. Er schweifte aber ins Grenzenlose hinaus und wurde nie mit etwas fertig. Er war mißtrauisch, fürchtete immer, daß man ihm seine Ideen stehlen könnte, und verdarb es mit vielen Menschen, die ihm ursprünglich ganz wohlgesinnt gewesen. Bei mir mochte er diese Furcht nicht hegen und schüttete mir oft sein Herz aus über all die Enttäuschungen, die er erlebt, die Sorgen und Leiden seines Lebens. Dabei hatte er aber doch auch wieder einen guten Humor, scherzte gern, philosophierte und war unstreitig höchst geistvoll und anziehend in der Unterhaltung. Später verlegte er sich auf Irrenheilkunde und wurde Arzt an der Irrenanstalt Alexandershöh bei Riga, wo er auch gestorben ist. Sein großes Werk, an dem er damals arbeitete, als ich mit ihm verkehrte, und sein Mikrotom, das in seiner ersten Konstruktion bei ihm im Zimmer unter Glas stand, sind leider nie an die Öffentlichkeit gekommen. Er hatte in Gedanken eine neue Konstruk-

tion fertig, die aber niemals ausgeführt wurde. Als ich mit ihm verkehrte, hatte er noch keinerlei Stellung und lebte ganz nur seiner „Idee". „Was läge mir an meinem ganzen Leben, wenn ich meine Idee nicht hätte," sagte er mir wohl gelegentlich. Die „Idee" aber ist leider nie in die Erscheinung getreten. Manche Leute zuckten über Rutkowsky die Achseln; er hatte aber doch auch immer Freunde und Verteidiger unter Männern und Frauen der besten Kreise.

In diesem Jahre (1869) plante ich ein Drama „Patkul", das den leidenschaftlichen Vorkämpfer Livlands gegenüber Schweden verherrlichen sollte. Zur Ausführung ist es nicht gelangt. Ich war ja auch gerade in jener Zeit mit viel Arbeit überhäuft. Vor allem bereitete ich mich fleißig für das Abiturientenexamen vor. Daneben hörte ich im ersten Semester Gotisch, im zweiten Sanskrit und arbeitete eifrig auch für diese Kollegia. Ich habe wohl in wenigen Jahren meines Lebens so scharf und so freudig gearbeitet wie 1869. Im Dezember des Jahres machte ich mit Ehren mein Examen, das mir die Pforten der Universität öffnete.

## Viertes Kapitel.

## Student in Dorpat.

Im Januar 1870 wurde ich immatrikuliert und als Studiosus grammaticae comparativae eingeschrieben. Obwohl es mich stark zum kameradschaftlichen Studentenleben hinzog, hatte ich doch beschlossen, zunächst in keine Korporation einzutreten, sondern mich ganz dem Studium zu widmen. Ich hörte germanistische und sprachvergleichende Kollegia bei Leo Meyer, klassische Philologie bei Paucker und Ludwig Schwabe. Auch ging ich längere Zeit jeden Morgen in der Frühe zu Leo Keyserling, um mit ihm zusammen Demosthenes' De Corona zu lesen. Aber ich muß bekennen, daß nichts mich so recht befriedigte. Die alten poetischen Neigungen wachten wieder auf und erhielten neue Nahrung durch den Umgang im Hause meines Onkels Alexander Schrenck, der, nach mehrjähriger Abwesenheit im Auslande, im Herbste 1869 mit seiner Familie nach Dorpat zurückgekehrt war. Eine schwere Erkrankung seiner Frau hatte den Aufenthalt in Nizza und in Montreux notwendig gemacht. Nun war sie an letzterem Orte gestorben, und die Familie kehrte nach Livland zurück in Begleitung

einer jungen französischen Schweizerin, Jenny Jaccoud, die der ältesten Tochter Helene eine schwesterliche Freundin, den jüngern Töchtern Alma und Berta eine treue Lehrerin und zweite Mutter war. In diesem Kreise fühlte ich mich wohl und dies umsomehr, als die Cousinen in den verflossenen ernsten Jahren lieblich herangeblüht waren. Damals entstand eine Reihe von Gedichten, die zum größten Teile an Cousine Helene gerichtet waren. Auch las ich im Schrenckschen Hause bisweilen etwas vor und fand freundliches Verständnis für mein ganzes Wesen.

Indessen entbehrte ich doch den frischen, lebendigen Verkehr mit gleichalterigen Kameraden, wie er an der Dorpater Universität fast nur innerhalb einer Korporation möglich war. Das Korporationsleben spielte in Dorpat eine ganz beherrschende Rolle und die auf der Universität im korporellen Zusammenleben geschlossenen Bande dauerten fort und behielten durchs ganze Leben eine Bedeutung, wie kaum irgendwo anders, — in der baltischen Heimat und über diese hinaus. Auch in St. Petersburg hielten die alten Dorpater Livonen, Estonen, Kuronen und Rigenser fest zusammen. Schloß man hier sich aus, dann war man von Vielem ausgeschlossen, auch im späteren Leben; trat man in die Korporation ein, dann hatte man bald eine ganze Reihe von Freunden, die sich um dieselbe Fahne scharten, natürlichen Verbündeten für das ganze Leben. Mein Vater hatte, einem Wunsche seines Vaters gehorchend, sich seinerzeit vom Verbindungsleben ferngehalten, empfand dies aber im späteren Leben vielfach schmerzlich. Die meisten meiner Schulkameraden waren in die Livonia eingetreten, der auch meine Onkel Alexander und Leopold Schrenck, ebenso wie auch mehrere Onkel Sivers einst angehört hatten. Es war die Verbindung, die recht eigentlich Livland repräsentierte, mit Ausnahme der Hauptstadt Riga, deren Söhne sich in der Fraternitas Rigensis zusammenfanden. Kurland hatte seine Curonia, Estland seine Estonia. Neben diesen vier alten angesehenen Verbindungen kamen andre nur zeitweilig auf und brachten es nie zu gleicher Bedeutung. Für mich war es gleichsam von selbst gegeben, daß ich mich der Livonia anschloß.

So trat ich denn im zweiten Semester 1870 als Fuchs in die Livonia ein. Damit ging mir eine neue Welt auf, die mein ganzes Interesse in Anspruch nahm, — eine Welt, deren Anziehungskraft und Wirkung auf mein inneres Leben nur derjenige ganz zu verstehen und

abzuschätzen vermag, der das Dorpater Studentenleben und die überragende Rolle kennt, die die alten Korporationen dort spielten. Jetzt gehörte auch ich zu denen, die sich um die rot-grün-weiße Fahne scharten und mit Begeisterung das von meinem Onkel Leopold Schrenck gedichtete Farbenlied sangen mit den jede Strophe abschließenden Versen:

Meine Fahn' ist rot-grün-weiß,
Mein Herz für Livonia flammenheiß.

In der Korporation bekannt zu werden, mich in diesem Kreise von Altersgenossen zur Anerkennung zu bringen, war jetzt mein Hauptstreben, das denn auch von dem ersehnten glücklichen Erfolge gekrönt war. Im Spätherbste des Jahres 1870 wurde ich in den engern Verband der farbentragenden Landsleute aufgenommen und kann noch heute im Alter bezeugen, daß der Tag, an dem mir die neue rot-grün-weiße Mütze, der sog. „Deckel" aufgesetzt und das Farbenband umgehängt wurde, einer der glücklichsten und stolzesten Tage meines Lebens war.

Ich fand in der Livonia eine Reihe meiner alten Kameraden, Freunde und Verwandten vor: Burchard Oettingen, Ernst Anders, Strümpell, Bruder Woldemar, Vetter August Schrenck u. a. m. Andere traten hinzu, die ich vorher nur wenig oder gar nicht gekannt hatte. Mein Bruder und Oettingen gehörten zu einer Gruppe von Landsleuten, die seit einem Jahre etwa in der Livonia eine hervortretende Rolle zu spielen begonnen hatten. Sie wurden öfters nach den drei Brüdern Harnack auch die Harnacksche Partei genannt. Geistig bedeutend waren vor allem die Zwillingsbrüder Adolf und Axel Harnack. Adolf, nachmals der berühmte Kirchenhistoriker und Professor an der Universität Berlin, von Kaiser Wilhelm II. sehr hoch geschätzt, verstand es, die gründlichste wissenschaftliche Arbeit mit dem korporellen Leben zu vereinigen, sprudelte von Geist und wußte die mannigfachste Anregung zu gewähren. Weit ruhiger war sein Zwillingsbruder Axel, der Mathematiker, der allzufrüh als Professor des Dresdener Polytechnikums verstorben ist. Er war einer der edelsten, reinsten und abgeklärtesten Menschen, die ich gekannt habe, allgemein wegen seines lauteren Charakters geliebt und mir sehr freundschaftlich zugetan. Auch der dritte Bruder Erich, der Mediziner, später Professor der Pharmakologie in Halle a. S., war mir ein lieber Freund. Woldemar v. Seidlitz, später Vortragender Rat in der Generaldirektion der

Königlichen Sammlungen in Dresden, war damals schon ein Kunsthistoriker, von dem man viel lernen konnte. Burchard v. Oettingen trieb damals vor allem leidenschaftlich den Pferdesport, eine Vorbereitung seiner späteren Laufbahn, die ihn bis zu dem hervorragenden Posten eines Oberlandstallmeisters von Preußen führen sollte. Mein Bruder Woldemar, sehr beliebt und anregend, studierte Medizin, war aber leider durch chronischen Kopfschmerz in allem damals sehr behindert. Außer den Genannten hatten noch manche andere sich den Harnacks angeschlossen, die eigentlichen Führer dieser Gruppe aber waren zwei von den älteren Landsleuten: Gustav Bunge, ein hervorragender Denker, Naturforscher und Philosoph, später Professor der Physiologie in Basel und Hauptführer in der Bewegung gegen den Alkohol, und Wilfried Anders, der ältere Bruder von Ernst, ein tief und gründlich gebildeter, edler Mensch. Er war Nationalökonom und Schüler Adolf Wagners, der damals in Dorpat als Professor lehrte, später ein hoher Finanzbeamter in St. Petersburg. Diese sogenannten Geistesaristokraten drangen auf gründliches wissenschaftliches Studium und vertiefte allgemeine Bildung neben dem herkömmlichen burschikosen Leben, dessen leidenschaftliche Verfechter viel an ihnen auszusetzen hatten, insbesondere auch darum, weil sie das Duellwesen grundsätzlich bekämpften. Es war damals schon in allen Dorpater Korporationen möglich und erlaubt, die Erklärung abzugeben, daß man durch sein Gewissen verhindert sei, sich zu duellieren. Das waren die sogenannten „Gewissensfreien", die oft in den Korporationen eine hervorragende Rolle spielten. Angesehene Theologen hatten zuerst dieser Richtung die Bahn gebrochen. Sie waren aber immer stark in der Minderheit geblieben. Jetzt nahm die Gewissensfreiheit in der Livonia bald einen Umfang an, der nach Ansicht der meisten älteren Livonen die alten Grundlagen des Burschenlebens, das ohne Schläger und Mensur undenkbar war, zu gefährden schien. Die Folge waren viele und ernstliche, zum Teil erbitterte Kämpfe, deren Einzelheiten ich nicht schildern will. Überzeugung stand gegen Überzeugung. Führer der Gegenpartei war vor allem Baron Hermann Bruiningk, übrigens selbst ein gründlicher Historiker, insbesondere ein Kenner der Geschichte von Livland. Andre Landsleute nahmen eine vermittelnde Stellung ein; so der ungewöhnlich begabte und sehr angesehene Arwed v. Brasch, der feingebildete Baron Reinhold v. Staël-Holstein und der nachmalige deutsche Gesandte in Peking

5*

und Mexiko, Baron Edmund v. Heyking. Mit Brasch, Staël und Heyking hat mich durchs ganze Leben eine herzliche Freundschaft verbunden.

Dasjenige, worauf unter uns vor allem gesehen wurde, war natürlich, daß man „ein anständiger Kerl" war, d. h. durchaus ehrenhaft, überzeugungstreu und mutig. Es gehörte dazu aber auch, daß man ausgesprochen deutsch, genauer deutschbaltisch gesinnt war. Im übrigen wurde eine allgemeine Bildung besonders hoch geschätzt, mehr als fachwissenschaftliche Arbeit. Wir trieben Philosophie, Literatur, Nationalökonomie, hatten unsern „philosophischen Abend", auf dem insbesondere Schopenhauer studiert wurde, u. dgl. m. Zeit und Interessen wurden aber doch vor allem durch das Leben in der Korporation in Anspruch genommen. Und ich kann nicht leugnen, daß auch bei mir trotz alles grundsätzlichen Eintretens für die wissenschaftliche Arbeit diese selbst tatsächlich stark in den Hintergrund trat. Mein Interesse war abgeschwächt, zum Teil darum, weil ich bei meinen Lehrern nicht das fand, was ich suchte und brauchte, zum größern Teile vielleicht, weil das Leben und Wirken in der Korporation mich allzusehr in Anspruch nahm. Zwar gelang es mir, mein Schlußexamen, das sog. Kandidatenexamen, verhältnismäßig früh und ganz glücklich abzumachen, doch fühlte ich es bald selbst deutlich genug, daß meine wissenschaftliche Ausbildung eine recht ungenügende, lückenhafte und wenig gründliche war. Das daraus entspringende Gefühl der Unbefriedigung sollte mir noch viel Qual bereiten.

Mächtig wurden wir auch in Livland durch die großen Dinge gefesselt, die damals, 1870 und 1871, im Westen vor sich gingen, — den gewaltigen Kampf Deutschlands gegen das übermütige Frankreich, der sich wie ein einziger glänzender Siegeszug ausnahm. Wir jubelten Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke zu, feierten die Einnahme von Paris auf studentische Weise, sammelten Beiträge für die durch den Krieg geschädigten Deutschen und freuten uns der großen Zukunft, die sich dem neuen Deutschen Reiche zu eröffnen schien. Unter meinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1871 finde ich eine begeisterte Auslassung über den nach dem großen Krieg und Sieg zweifellos zu erhoffenden Aufstieg einer neuen großen deutschen Dichtung. Wie arg sollte diese Hoffnung enttäuscht werden!

Was ich in den Jahren 1871 dichtete, gehörte zumeist dem Gebiete des korporellen Lebens an. Dramen wurden geplant, zum Teil

auch geschrieben, zur vollen Ausführung gelangte aber keines davon. Die Arbeit des Jahres 1872 war hauptsächlich einer Preisaufgabe gewidmet, die Leo Meyer gestellt hatte: „Über die formelle Unterscheidung der Redeteile im Griechischen und Lateinischen". Sie wurde recht umfangreich und erhielt im Dezember des Jahres tatsächlich den Preis der goldenen Medaille, statt deren ich mir aber, wie es erlaubt war — den entsprechenden Geldwert auszahlen ließ, um meinem guten Vater dafür einen Schuppenpelz zu schenken. Der Konseil der Universität faßte auf Leo Meyers Antrag den Beschluß, daß meine Arbeit auf Kosten der Universität gedruckt werden sollte. Da sie aber keineswegs druckfertig war, belastete mich das für das Jahr 1873 mit einer recht mühsamen und quälenden Arbeit, die nur halbwegs ihr Ziel erreichte. Doch erschien die Arbeit dann tatsächlich im Drucke*). Da ich darin dem Gebiete der Nominalkomposita eine besonders eingehende Behandlung hatte zuteil werden lassen, war dies auch auf dem Titel vermerkt. Viel Freude sollte ich nicht daran erleben.

In unsern häuslichen Verhältnissen hatte das Jahr 1871 eine unerfreuliche Veränderung eintreten lassen, da mein Vater seinen Abschied vom Amt nehmen mußte. Er hatte die russische Sprache als Geschäftssprache in seiner Kanzlei und Korrespondenz einführen sollen, lehnte dies aber als guter Deutscher ab und war nun genötigt, in den Ruhestand zu gehen. Wir verließen das liebe Haus bei der Johanniskirche, in dem wir so lange gelebt hatten, und zogen in eine Mietswohnung, das Sibbulsche Haus in der Petersburger Straße.

Der 20. September des Jahres 1872 brachte der Livonia ein großes Fest: Die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums ihres Bestehens. Ich war damals Senior, d. h. der erste von den drei Chargierten der Verbindung, und stand damit an der Spitze der Livonia und im Mittelpunkte der Feier, die einen großartigen Verlauf nahm. Hier sah man so recht deutlich, welche Bedeutung die Korporation für das ganze Land und über seine Grenzen hinaus hatte. Die sogenannten „Philister", die alten Herren der Verbindung, interessierten sich lebhaft für die Sache und brachten das bedeutende Kapital von etwa 25000 Rubel zur Stiftung eines Reisestipendiums für Angehörige der Livonia zusammen. Die Damen des Landes beschenkten uns mit

*) Im Kommissionsverlag von K. F. Köhler, Leipzig 1874.

einem prächtigen Banner und mehreren Fahnen. Aus allen Teilen des baltischen Landes, wie auch aus St. Petersburg und andern Orten Rußlands kamen die Philister zum Feste nach Dorpat angereist, um an der einstigen Stätte ihrer Studien sich wiederzusehen und mit den jungen Livonen selbst noch einmal wieder jung zu werden.

Ich hatte ein Festspiel für den Haupttag geschrieben, das von den Livonen aufgeführt wurde. Das neue Banner der Livonia nahm ich mit einer poetischen Ansprache im Mensenkampffschen Saale aus Fanny v. Anreps Hand entgegen. Vor allem mußte ich eine Menge von Reden halten, die indes gut ausfielen und mir eine gewisse Berühmtheit im Lande verschafften. Doch waren sie sämtlich sorgfältig vorbereitet und einstudiert. Die jugendliche Begeisterung, mit der ich sprach, verfehlte ihre Wirkung nicht und die Feststimmung tat wohl das Ihrige dazu. Immerhin war es der Glanzpunkt meines Studentenlebens, dem dann nur zu bald ein jäher Absturz folgen sollte.

Das Fest begann mit einem feierlichen Fackelzuge, der sich zum Hause des Rektors Georg v. Oettingen bewegte, an den ich eine Ansprache richten mußte. Am 20. September, dem Haupttage, fand im großen Saale der Bürgermuße der landsmannschaftliche Festkomment statt, bei dem ich meine Hauptrede zu halten hatte, die mir besonders viel Ehre eintrug. Am Abend wurde mein Festspiel aufgeführt, das übrigens nur in einem bescheidenen Einakter bestand.

Das allzu bunte und zum Teil aufregende korporelle Leben dieses Jahres, im Verein mit der strammen Arbeit für die Preisaufgabe, hatte mich doch stark mitgenommen. Es folgte im Jahre 1873 eine Zeit schwerer Angegriffenheit, in der es mir nicht leicht ward, meine umfängliche Arbeit druckfertig zu machen. Ein Magenkatarrh mit tiefen Depressionsstimmungen quälte mich und machte mich oft arbeitsunfähig.

In diese trübe Zeit brachte Raimund v. Zur Mühlen, der später so berühmte Sänger, eine angenehme Abwechslung hinein. Er war damals 19 Jahre alt, kam in den Studien nicht recht fort und wurde von seiner Mutter meinem Vater anvertraut, der ihn ins Haus nahm und selbst unterrichtete. Ich wohnte mit ihm in einem Zimmer zusammen und gewann ihn lieb, trat auch bald seiner ganzen Familie nahe, die nach dem Tode des Vaters aus Schlesien in die livländische Heimat zurückgekehrt war. Auch der Aufenthalt auf dem Lande in Walguta tat mir wohl, konnte aber keine Heilung meines Zustandes

bewirken. Die zumeist trübe und gedrückte Stimmung des Vaters trug das Ihrige dazu bei, die Lage schwierig zu gestalten.

In dieser ernsten und sorgenvollen Zeit bewährte sich der edle Charakter meiner guten Mutter auf das Herrlichste. Ohne ein Wort der Klage hatte sie sich in die enger gewordenen Verhältnisse hineingefunden. In unermüdlicher stiller Arbeit sorgte sie für den Mann und für die zahlreichen Kinder, war die Erste des Morgens heraus, die Letzte des Abends zu Bett und wußte so hauszuhalten, daß uns nie etwas abging. Sie war eine merkwürdige Frau. Nicht unbedeutend begabt, beherrschte sie neben dem Deutschen das Russische und Französische vollkommen, schrieb vorzügliche, sehr inhaltreiche Briefe und konnte auch dichten. Mein Vater behauptete immer, unsere Talente hätten wir Kinder alle von der Mutter, nicht von ihm geerbt. Dabei aber war sie die Anspruchslosigkeit selbst, ohne jede Prätension für ihre Person, nur selbstlos für andere sorgend. Als ich einmal den Gedanken äußerte, ihre Briefe könnten einstmals gedruckt wohl ein interessantes Dokument aus dem baltischen Leben bilden, war sie förmlich erschreckt, ja entsetzt darüber und verbot es uns sehr energisch, jemals an etwas Derartiges zu denken. Sie hätte lieber alle ihre Briefe gleich vernichtet gesehen. Wir hatten Mühe, sie darüber zu beruhigen.

In jener Zeit des Krankseins und der Schwäche, der ernsten, wehmütigen sehnsüchtigen Stimmungen, die zugleich beherrscht war von der Empfindung, daß die wissenschaftliche Arbeit, wie ich sie nun schon kannte, mich nimmermehr würde voll befriedigen können, — da wachte in mir die Sehnsucht nach jenem stillen Glück wieder auf, das ich durch so manches Jahr schon im dichterischen Schaffen gefunden hatte und das mir nun über dem Streben nach wissenschaftlichen Zielen und über dem bunten, zerstreuenden Leben in der Studentenwelt verloren gegangen zu sein schien. Ich hatte Erfolge errungen auf zwei neuen Bahnen, — aber die einen, die wissenschaftlichen, erschienen mir hohl und als bloße Scheinerfolge, die anderen, die Erfolge des Studentenlebens, waren rasch verrauscht wie ein kurzer, schöner Traum, der uns nach dem Erwachen die nüchterne Wirklichkeit nur noch härter empfinden läßt. Aus wundem und müdem Herzen strömte ein Liederquell hervor und brachte mir Trost und Erleichterung in meinem jungen Leiden.

Da es für meine damalige Stimmung so sehr bezeichnend ist,

will ich hier ein Lied mitteilen, das 1873 entstand und das ich „Liedes Erwachen" benannte*):

Welch seltsam Klingen in tiefster Brust,
Welch wundersames Sehnen?
Die alten Lieder, die alte Lust
Wollen aufs neue tönen.

Was wollt ihr Klänge mild und weich
Dem müden Herzen künden?
Soll ich das alte Zauberreich
Und die alten Träume finden?

Die Träume, die mich mehr beglückt
Als alle die Wirklichkeiten,
Die Träume, die mein Herz entzückt
Vor Zeiten, ach, vor Zeiten!

Tiefer und wirkungsvoller ist ein anderes Gedicht, „Im Walde"**), das meine inneren Erlebnisse recht deutlich widerspiegelt, seiner Länge wegen aber hier nicht mitgeteilt werden kann. Es folgten lyrische Gedichte und eine Reihe „Nordische Bilder"***): „Der Sänger", „Winterdämmerung", „Die Schnarrwachtel", „Koit und Aemmarick", „Wannemuines Sang", „Die Kinder und die Nixe", denen die früher entstandenen „Sturm" und „Johannisabend" angegliedert werden konnten. Eine liebevolle Versenkung in die nordische Welt, Natur und Volk meines Heimatlandes, insbesondere Leben, Sage und mythische Überlieferung der Esten, ist für diese Gedichtgruppe charakteristisch. Sie hat mir, ebenso wie einige spätere wissenschaftliche Untersuchungen, Freunde im Estenvolke gewonnen.

Die wissenschaftliche Arbeit, wie ich sie an der Universität kennen gelernt hatte, gewährte mir nicht jene innere Befriedigung, die ich erhofft hatte. Durch die Quälerei mit meiner preisgekrönten Untersuchung wurde sie mir vollends verleidet. Diese Art Arbeit entsprach in keiner Weise den Bedürfnissen meines Geistes und Gemütes. Mein ganzes Innere bäumte sich vielmehr dagegen auf. Der Gedanke, in dieser Weise ein ganzes Leben lang weiter arbeiten zu sollen, hatte für mich etwas Schreckliches und Niederdrückendes. Ich fühlte, daß in mir eine ganz anders geartete Naturanlage lebendig war, und ich konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß es die Dichternatur war, die sich

*) Vgl. auch Leop. v. Schroeder, Gedichte, Berlin, A. Deubner, 1889, S. 3.
**) Ebd. S. 4 ff.
***) Ebd. S. 77 ff.



Marie v. Schroeder
geb. v. Schrenck

gegen die Zwangsjacke der sogenannten exakten wissenschaftlichen Arbeit instinktiv auflehnte. Gefühl und Phantasie, die das innerste Wesen des Dichters ausmachen, sind bei der wissenschaftlichen Arbeit verpönt. Und es nützt nichts, wenn man die eigene innerste Naturanlage zu vergewaltigen sucht; es bringt das vielmehr mit Notwendigkeit schweren Schaden. Das Ziel, das unserm innersten Wesen nicht entspricht, wird nicht, oder doch nur in unvollkommener, unbefriedigender Weise erreicht, und man hat dabei das Beste geopfert, was man in sich trägt, die Möglichkeit einer wirklich befriedigenden, höheren geistigen Leistung.

Den Widerspruch zwischen dem, was ich in mir trug, und dem, was von mir gefordert wurde, empfand ich überaus schmerzlich. Zunächst konnte ich ja freilich im Hause der Eltern, die treu und herzlich um mich besorgt waren, ruhig leben und bessere Tage abwarten. Doch der Ausblick in die Zukunft hatte etwas Trübes und Drückendes an sich. Immerhin war ich glücklich, mein Dichterland, mein Traumland, wieder gefunden zu haben, und fühlte mich gefestigt durch den tieferen Einblick in mein innerstes Wesen, das sich aller Unterdrückung zum Trotz die Bahn brach.

Im Frühling des Jahres 1874 forderte der Arzt, daß ich meines Magen- und Darmleidens wegen eine Kur in Karlsbad brauchen sollte. In recht übler körperlicher Verfassung machte ich mich im Sommer dieses Jahres auf die Reise. Zuerst war die Einsamkeit in dem großen Badeorte, inmitten der fremden bunten Menschenmenge, mir sehr quälend; doch bald fand ich Freunde, Landsleute, die mir durch ihren Umgang, durch gemeinsame Spaziergänge und Mahlzeiten die Zeit in angenehmster Weise verkürzten: Frau v. Lingen aus St. Petersburg, die einzige Tochter des großen Karl Ernst v. Baer; Landrat August v. Sivers-Eusekūll; Artur v. Oettingen, der jüngste Bruder meiner Tante Julie Schrenck, Baron Karl v. Vietinghoff-Sennen, Harry v. Stryk u. a. m. Die Kur aber wollte zunächst durchaus keine Besserung meines Zustandes bewirken. Im Gegenteil, ich fühlte mich nur noch elender und hörte etwas ungläubig die tröstenden Versicherungen an, die gute Wirkung der Kur mache sich erst viel später, etwa um die Weihnachtszeit geltend, die berühmte sogenannte Nachwirkung.

An ein Verbleiben in Deutschland zu Studienzwecken war unter diesen Umständen nicht zu denken, obwohl mir die Philister der Livonia

die Mittel dazu durch die Verleihung des von ihnen gegründeten Reisestipendiums in reichlicher Weise dargeboten hatten. In sehr elendem Zustande reiste ich aus Karlsbad in die Heimat zurück und erschreckte durch mein Erscheinen und übles Aussehen meine Mutter und die ganze Familie, die ich in Walguta versammelt fand. Hier blieb ich bis spät in den Herbst hinein, genoß das Landleben und erholte mich tatsächlich, wenn auch nur langsam. Die Nachwirkung der Karlsbader Kur stellte sich wirklich in erfreulichster Weise ein. Mein Zustand besserte sich zusehends, und es konnte nun ernstlich an die Reise nach Deutschland zur Fortsetzung meiner Studien gedacht werden.

## Fünftes Kapitel.

## Studien in Deutschland.

Im tiefsten Winter und Schneegestöber machte ich mich Anfang Dezember auf die Reise. Meine Gefährten, gleich mir gegen die Kälte gut vermummt, waren mein älterer Studienkamerad Gustav Bunge und der schon genannte Raimund v. Zur Mühlen, der nach Berlin fuhr, wo er nach einiger Zeit die langersehnte Sängerlaufbahn tatsächlich einschlagen sollte. Unsere Fahrt bis Pleskau in einem schwerfälligen Wasok mit einem einarmigen Kutscher bei arg verschneitem Wege hatte etwas Abenteuerliches an sich. Oftmals verirrten wir uns, mehr als einmal saßen wir fest, und der einarmige Kutscher war nicht der Mann, uns rasch wieder flott zu machen. Endlich erreichten wir Rappin und damit den Peipussee. Die Fahrt über die Eisfläche des Peipus ging rascher vor sich, hatte dafür aber ihre besonderen und ernstlicheren Gefahren. Es fehlte nicht viel, so wären wir in eine der großen Spalten hineingeraten, die das Eis des Sees hier und da aufwies. Und dann wären wir mit unserm schweren Wasok wohl schwerlich aus dem kalten Wasser wieder herausgekommen. Uns warnte ein Pleskauer Kaufmann, der unmittelbar vor uns fuhr, allein in einem leichten Schlittchen mit einem großen kräftigen Traber. Sein Gefährt geriet in die Spalte, wurde aber von dem starken Pferde glücklich rasch wieder herausgerissen. Wir entgingen so der Gefahr, suchten aber dann ein nahegelegenes Dorf auf, um den Morgen dort zu erwarten. Endlich war Pleskau

glücklich erreicht und damit die Eisenbahn, die uns über die Grenze führte.

Raimund Mühlen blieb in Berlin, Bunge und ich fuhren weiter nach Leipzig. Und hier sollte ich nun meine Studien neu beginnen. Das war eine schwere und keineswegs angenehme Aufgabe, die mir noch viel qualvolle Stunden und Tage der Unruhe und des Zweifels bereiten sollte. Jetzt empfand ich es tief, daß meine wissenschaftliche Ausbildung, die ich von Dorpat mitbrachte, eine recht mangelhafte war. Weder Germanistik, noch Sanskrit, noch Sprachvergleichung hatte ich wirklich gründlich studiert, so wie das in Deutschland gefordert wurde. Es lag dies nicht nur an mir, sondern hauptsächlich an der fehlerhaften Anlage der Professur Leo Meyers, der von all jenen Fächern etwas bieten, alle vertreten sollte, ohne in jedem einzelnen doch sehr in die Tiefe führen zu können. Meine ganz andern Interessen zuneigende Natur hatte das Ihrige dazu getan, und so war das Ergebnis kein erfreuliches, sobald der strenge Maßstab angelegt wurde, der für eine Universität wie Leipzig sich von selbst verstand. Jetzt hieß es, sich entscheiden, entweder für die Germanistik, oder Sprachvergleichung, oder auch Sanskrit. Dies alles zusammen galt hier als unvereinbar und war es auch. Nach einigem Hin- und Herschwanken entschied ich mich für das Sanskrit. Die Sprachvergleichung, längere Zeit mein Hauptstudium, war mir verleidet und lockte um so weniger, als sie sich gerade damals in einem etwas verworrenen Übergangszustande befand, die das Auftreten der revolutionären junggrammatischen Schule hervorgebracht hatte. Beim Eindringen in die Sanskritliteratur mußte ich jedenfalls festeren Boden unter den Füßen gewinnen und auch meine dichterische Anlage durfte hier manch wertvolle Anregung und wohl auch tiefere Befriedigung erhoffen.

Nun hörte ich, zu Anfang des Jahres 1875, Kollegia bei dem alten Hermann Brockhaus und bei dem jungen Dozenten Ernst Kuhn über klassisches Sanskrit und Rigveda. Zu Brockhaus hatte ich kein persönliches Verhältnis, Ernst Kuhn aber kam mir sehr freundlich entgegen, beriet mich auf das beste und ist mir später ein treuer und immer hilfsbereiter Freund geworden. Ich arbeitete mit krampfhaftem Fleiße, konnte aber doch nicht anders, als ab und zu ein Gedicht zu Papier zu bringen. Einiges davon ist durch die indische Welt angeregt; anderes legt Zeugnis ab von den seelischen Qualen, die ich damals durchlebte und die, außer dem noch nicht ganz ge-

hobenen Krankheitszustand, ihren Grund vor allem in dem tiefen innern Widerspruch hatten, in dem ich zu leben und zu arbeiten gezwungen war. Ich fühlte mich als Dichter, wollte ein Dichter sein, und sah doch keinen Weg für mich als solchen, fand nirgends eine Freundeshand, die mir ihn gewiesen hätte. Ich mußte mich in die Wissenschaft weit energischer als früher hineinarbeiten und fühlte doch, daß sie mich nie ganz ausfüllen, nie innerlich befriedigen würde. Auch heute noch vermag ich einige damals entstandene Gedichte wie „Nacht", „Das Bild der Sehnsucht", „Die Zauberlampe des Eremiten"*) nicht ohne Ergriffenheit zu lesen, weil sie mir die Qualen jener Zeit so lebendig vor die Seele rufen.

Ein fast hoffnungsloser, aber doch rührender Ton klingt aus dem kleinen Gedichte „Still, o still" heraus, das — wie ich mich lebhaft erinnere — aus tiefster Seelenqual geboren wurde und als Zeuge meiner Leiden in jener Zeit hier seine Stelle finden möge:

Armes Herz, warum so wild?
O laß ab, so wild zu schlagen!
Mußt die Sehnsucht ungestillt
Dennoch durch das Leben tragen!
Still, o still, es kommt die Nacht,
Die dem Leid ein Ende macht.

Hörst du nicht der Glocken Schall
Sterben auf des Windes Schwingen?
So mit deinen Leiden all
Wirst auch du dereinst verklingen,
Wenn sie kommt, die stille Nacht,
Die dem Leid ein Ende macht.

Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich, innerlich tief gequält, fast verzweifelnd, über einen großen Platz Leipzigs schreitend, in der Ferne Glocken erklingen hörte und dies Gedicht in mir entstand, das den Schmerz im Liede sich lösen und stille werden ließ.

In dieser ohnehin schon so schweren Zeit traf mich noch ein empfindlicher Schlag, der mich zunächst ganz betäubte. In der angesehenen „Deutschen Literaturzeitung" erschien eine recht abfällige Besprechung meines Buches über „Die formelle Unterscheidung der Redeteile im Griechischen und Lateinischen, mit besonderer Berücksichtigung der Nominalkomposita" aus der Feder des Professors für

*) Sämtlich abgedruckt in Leop. v. Schroeder, Gedichte.

Sanskrit und vergleichende Sprachforschung Berthold Delbrück in Jena. Das Schlußurteil, der Verfasser hätte besser getan, das Buch ungedruckt zu lassen, war vielleicht richtig, traf mich aber nach all den darum ausgestandenen Mühen und Nöten doch sehr schwer. In Jena lebte damals der große Indologe Böhtlingk, der meinen Vater kannte und mit meinem Onkel Leopold Schrenck eng befreundet war. Ich hatte die Absicht gehabt, ihn von Leipzig aus dort zu besuchen; nun traf mich gerade von Jena her dieser Schlag. Ich überlegte mir die Sache, und als ich ruhiger geworden war, beschloß ich, dennoch nach Jena zu fahren und außer Böhtlingk auch Delbrück zu besuchen, um den Stier gleichsam bei den Hörnern zu packen und mich mit meinem Rezensenten über seinen Angriff auszusprechen.

Diese Absicht führte ich zu Beginn der Osterferien 1875 aus. Böhtlingk, ein vielerfahrener, edler, abgeklärter Weiser, nahm mich mit ungemeiner Güte auf, gab mir manche gute Ratschläge und bestärkte mich in meinem Vorsatze, Delbrück zu besuchen. Als ich bei diesem erschien, war er zunächst etwas überrascht, da es nicht gerade üblich ist, daß ein Autor den Rezensenten besucht, der ihn soeben abgekanzelt hat. Doch fand er sich bald in die Situation und behandelte mich mit viel weltmännischem Takt. Es erwies sich, daß seine Frau, eine geborene Kämptz aus Dorpat, eine Schulfreundin meiner ältesten Schwester Adele war. Sie bewillkommnete mich auf das Liebenswürdigste. Das Ehepaar unterhielt sich mehrere Stunden lang mit mir, behielt mich zum Abendessen bei sich, und schließlich machte mir Delbrück, der mich auf den Veda als wichtigstes Studiengebiet für einen Indologen hingewiesen hatte, das freundliche Anerbieten, ich möchte doch nach Jena übersiedeln; er werde mich gern schon in den Ferien in den Rigveda einführen. Da mir auch Böhtlingk energisch zuredete und ich hoffen durfte, viel von dem Umgange mit ihm zu gewinnen, beschloß ich, die Aufforderung anzunehmen.

So siedelte ich denn bald darauf nach Jena über und hatte es nicht zu bereuen. Delbrück hielt sein Versprechen. Die ganze Ferienzeit hindurch war ich jeden Vormittag mehrere Stunden lang bei ihm, las mit ihm den Rigveda und wurde von ihm in die Interpretationsarbeit eingeweiht. So hatte sich für mich ein unfreundlicher Rezensent im Handumdrehen in einen hilfreichen Freund und Lehrer umgewandelt.

Diese grundlegende Arbeit mit Delbrück war für mich von großer

Bedeutung. Ich fühlte bald festen Boden unter den Füßen. Auch in dem nun folgenden Sommersemester arbeitete ich fleißig, hörte bei Delbrück, dem herzensguten Extraordinarius Cappeller, der ein indisches Drama mit mir las, und bei dem genialen, damals noch sehr jungen Germanisten Eduard Sievers. Mit diesem speiste ich im Schwarzen Bären zusammen zu Mittag, in Gesellschaft noch anderer Herren von der Universität, dem Physiologen Preyer, dem Archäologen Gandenhaas, dem Oberbibliothekar Anton Klette, der die deutsche Literaturzeitung herausgab. Auch ein paar Livländer kamen bisweilen dorthin, der Philosoph Julius Walter, damals Privatdozent in Jena, später Professor in Königsberg, und der geistvolle Schriftsteller Karl Hehn, Neffe des berühmten Viktor Hehn, in Livland nach einer Aufsatzreihe „Der heimgekehrte Plauderer" genannt.

Nicht selten machten wir zu dritt, Delbrück, Sievers und ich, Spaziergänge in der schönen Umgebung Jenas, die uns oft recht weit hinausführten. Auch allein durchstreifte ich die Gegend gern. Öfters waren wir abends bei Böhtlingk eingeladen, wo der alte Herr dann nach dem Abendessen bei einem Glase Rotwein sich gern noch stundenlang lebhaft unterhielt. Wie interessant und förderlich das für mich war, brauche ich kaum besonders hervorzuheben.

Im Sommer erwuchs mir aber auch eine Arbeit über die Akzentgesetze der Nominalkomposita bei Homer und im Veda. Sie wurde vor einem kleinen Kreise von Kennern vorgelesen und fand viel Beifall. Ich habe sie später als Magisterschrift bei meiner Promotion in Dorpat verwendet, nachdem sie in Kuhns Zeitschrift gedruckt worden war.

Eine nochmalige Verleihung des Reisestipendiums der Livonia gab mir die Möglichkeit, meine Studien in Deutschland noch länger fortzusetzen. Ich siedelte nunmehr im Herbst des Jahres 1875 nach Tübingen über, um dort bei dem berühmtesten Kenner des Veda, Professor Rudolf Roth, dem Mitarbeiter Böhtlingks an dem großen St. Petersburger Sanskritwörterbuche, mich noch tiefer in diese wichtigen Texte einweihen zu lassen. Roth war zugleich ein vorzüglicher Kenner des Avesta, und auch diese, dem Veda so nahe verwandte und auch wieder scharf von ihm unterschiedene iranische Geisteswelt war mir wichtig kennen zu lernen.

Als ich in Tübingen angelangt die Neckarhalde entlang schritt, um mir eine Wohnung zu suchen, hörte ich plötzlich aus dem oberen

Stock eines der Häuser meinen Namen rufen. Erstaunt blickte ich auf. Es war der Baron Karl v. Vietinghoff-Sennen, den ich in Karlsbad kennen gelernt und der sich mit seiner Familie für einige Zeit in Tübingen niedergelassen hatte. Ich mußte sogleich hinaufkommen und wurde mit der Baronin und der ganzen Familie bekannt gemacht, die aus drei Töchtern, zwei Söhnen und einer unverheirateten Schwester der Baronin bestand. Der Empfang war ein so ungezwungen herzlicher, die lieben Landsleute so sichtlich erfreut, in Tübingen einen Livländer gefunden zu haben, daß ich alsbald warm wurde und es deutlich fühlte, hier würde ich bald ein Stück livländischer Heimat in der Fremde besitzen.

Mit dieser tröstlichen Aussicht mietete ich mir ein Zimmer auf der Neckarhalde, nicht weit entfernt von der Vietinghoffschen Wohnung. Es war ein altes, unscheinbares Haus, der Blick aus meinen Fenstern war aber wundervoll: auf der einen Seite auf den Neckar hinunter und über das malerische gegenüberliegende Gelände bis zu den am Horizont sich erhebenden Höhenzügen; auf der anderen Seite hinauf zur alten Feste Tübingen, einst eine berühmte Ritterburg, jetzt der Zufluchtsort wissenschaftlicher Sammlungen, vor allem der Universitätsbibliothek, deren Direktor mein Lehrer Professor Roth war.

Rudolf Roth empfing mich sehr freundlich und schenkte mir ein stets sich gleichbleibendes Wohlwollen, reiche Belehrung und Förderung meiner Studien. So intim wie mit Böhtlingk und Delbrück konnte ich mit ihm nicht werden, das verhinderte sein etwas vornehm abgeschlossenes Wesen. Einen lieben, mir bald in herzlicher Freundschaft verbundenen Studiengenossen fand ich in dem jungen Richard Garbe, der damals mit seiner Mutter in Tübingen lebte und nachmals der Nachfolger Roths werden sollte. Mit Karl Goldner und Heinrich Zimmer, die ebenfalls bei Roth studierten und sehr tüchtig arbeiteten, entwickelte sich kein näheres Verhältnis. Dagegen gewann ich ein solches bald zu dem im Jahre 1876 der Schülerschar Roths sich hinzugesellenden, liebenswürdigen und sehr gediegenen Amerikaner Bernadotte Perrin. Auch den Schweizer Escher aus Zürich gewann ich lieb. Vor allem aber war es mir ein großer Gewinn, daß im Frühling 1876 mein Landsmann Peter v. Bradke nach Tübingen kam, um gleich mir bei Roth zu studieren. Es traf sich glücklich, daß er in demselben Hause, in dem ich wohnte, unterkommen konnte. Er bewohnte den ersten, nur ein Zimmer bildenden Stock des kleinen

schmalen Hauses, ich den zweiten, während der Hauswirt und Uhrmacher Scelos mit seiner Familie zu ebener Erde hauste. Bradke war der Sohn unsers ehemaligen hochverdienten Kurators Georg v. Bradke in Dorpat, ein edler, reiner Charakter und fein gebildeter Mensch, der rastlos an seiner weiteren Fortbildung arbeitete. Etwas jünger als ich, war er doch noch mit mir zusammen in der Livonia gewesen, hatte sich mir dort schon angeschlossen und folgte mir nun zu gleichen Arbeitszwecken nach Tübingen. Wir hielten gute Kameradschaft, speisten zusammen, machten fast täglich gemeinsame Spaziergänge und lebten in beständigem Gedankenaustausch, der uns um so mehr wohltat, als wir uns hier ja doch beide in der Fremde befanden. Wir hörten gemeinsam bei Roth seine Vorlesungen über Veda und Avesta, die er als eine Art Praktikum in der eigenen Studierstube las, ebenso das im theologischen Stifte von ihm gehaltene Collegium über vergleichende Religionswissenschaft, das übrigens nicht sonderlich tief drang. Religionsgeschichte war das Gebiet, für das sich Bradke besonders lebhaft interessierte, und sein im Jahre 1885 erschienenes Buch Dyâus Asura darf als ein wertvoller Beitrag zur Religionsgeschichte der Arier bezeichnet werden. Peter v. Bradke ist im Jahre 1897 als Professor an der Universität Gießen verstorben, nachdem er sich einen sehr geachteten Namen und viel Liebe erworben hatte.

In Tübingen habe ich fleißig gearbeitet und vor allem den Rigveda gründlich kennen gelernt. Den sprachvergleichenden Studien hatte ich gänzlich den Abschied gegeben, und ich erinnerte mich nur mit einem gelinden Grauen der oft so luftig aufgebauten Theorien und Konstruktionen, die dann wie Kartenhäuser zusammenbrachen. Mit den vedischen Texten hatte ich jedenfalls in ganz andrer Weise festen Boden unter den Füßen. Das empfand ich überaus angenehm. Die Folge dieser kräftigen Arbeit war ein wachsendes Gefühl der Ruhe und Sicherheit, ja Freudigkeit, das sich schon in Jena vorbereitet hatte. Nachdem ich den Rigveda ganz durchstudiert hatte, machte ich mich auf Anraten Roths daran, eine ihm aus Indien zugesandte Handschrift zu untersuchen, die sogenannte Mâitrâyaṇî Saṃhitâ, die noch eine bedeutsame Rolle in meinem Leben zu spielen bestimmt war.

Schon während des Wintersemesters 1875/76 war ich ein regelmäßiger und nicht seltener Gast im Vietinghoffschen Hause gewesen.

Die Weihnachtszeit hatte ich allerdings zu einer Reise nach Straßburg und Basel benutzt, wo ich die Freunde Gustav Bunge und Erich Harnack, die in Straßburg arbeiteten, sowie meinen Bruder Georg besuchte, der in Basel eine Anstellung als Lehrer der Chemie und Physik gefunden hatte. Sehr genoß ich dann aber nach der Heimkehr die ganz baltische Feier des Silvesterabends im Vietinghoffschen Hause.

Die Baronin Lilly v. Vietinghoff, eine vornehme und sehr liebliche Erscheinung, war dichterisch reich begabt. Sie kam mir sehr freundlich entgegen, und es war fast von selbst gegeben, daß sie für mich als jungen Dichter ein Interesse faßte. In Livland war ich ja doch schon als solcher bekannt. Der Verkehr mit der Baronin Vietinghoff wirkte naturgemäß sehr anregend auf meine dichterischen Fähigkeiten. Neben der ernsten und scharfen Arbeit entstand bald eine Reihe von Gedichten und auch das erste Drama, das den Weg an die Öffentlichkeit finden und sogar die Bühne beschreiten sollte. Es war mein „König Sundara“, aus der Beschäftigung mit Indien, speziell mit dem Buddhismus hervorgewachsen, den ich zum größten Teil 1876 in Tübingen schrieb und im Vietinghoffschen Hause vorlas. Die Begeisterung, die ich hier dafür erntete, war mein schönster Lohn und der kräftigste Ansporn, nach der Heimkehr in Dorpat die letzte Hand an das fast vollendete Stück zu legen.

Es war zum ersten Male in meinem Leben, daß mir ein so volles, rückhaltloses und begeistertes Verständnis für mich als Dichter begegnete. Was mir das bedeutete, vermag nur derjenige zu ermessen, der Ähnliches durchlebt hat. Ich fühlte mich innerlich gewachsen, gefestigt in meinem ganzen Wesen, schaute wieder freudig und hoffnungsvoll ins Leben und in die Zukunft hinein. Ein neues Leben schien sich mir zu eröffnen, — so etwas wie Erfüllung nach langem bangen Harren. So brachte mir der Aufenthalt in Tübingen, nach der schweren vorausgegangenen Zeit in glücklichster Weise die doppelte Befestigung meines Wesens als Gelehrter und als Dichter zugleich.

War die Baronin mir nicht nur die liebenswürdige baltische Hausfrau, sondern auch die tief mitempfindende Dichterin und Freundin, so hatte ich an dem Baron Vietinghoff einen aufrichtigen, mir warm und herzlich zugetanen Freund gefunden. Die fünf Kinder blühten lieblich heran und besonders der Jüngste, der vierjährige blondlockige Heinrich, war mein Liebling. Er hing auch an mir mit besonderer

Liebe und lachte mich von seinem Kindertischchen aus fröhlich an, wenn ich an dem Tische der Familie zwischen Vater und Mutter saß.

Mit Bradke zusammen verkehrte ich auch noch bei einem andern Landsmann, dem Theologen Johannes v. Huene, der eine Stackelberg zur Frau hatte. Ich kannte ihn von Dorpat her und hatte die größte Hochachtung vor ihm, doch lag mir sein streng christliches Innenleben damals noch ziemlich fern.

Während wir in Tübingen waren, zog noch ein anderer livländischer Landsmann mit seiner Familie dorthin, den wir von Dorpat her kannten und der auch mit Vietinghoffs befreundet war: Oskar von Samson-Himmelstjerna, dessen Gut Rauge zur Nachbarschaft des Vietinghoffschen Gutes Sennen im Werroschen Kreise gehörte. Er bezog ebenfalls eine Wohnung auf der Neckarhalde, und nun hatten wir dort schon eine kleine livländische Kolonie, in der wir uns ganz wie zu Hause fühlen konnten. Samson beschäftigte sich mit nationalökonomischen Studien und verkehrte viel mit Professoren der Tübinger Universität. Sein liebenswürdiger Charakter, seine feine Bildung und sein reiches musikalisches Talent, das ihn auch zu geschmackvollen Kompositionen befähigte, machten den freundschaftlichen Verkehr mit ihm überaus angenehm und wertvoll.

So schön und ergebnisreich das Leben und Arbeiten in Tübingen für mich auch war, es mußte mit dem Ablauf des Jahres 1876 zu Ende gehen, da die Mittel meines Reisestipendiums nicht länger reichten. Bevor ich abreiste, veranstalteten die guten Vietinghoffs an meinem Geburtstage noch ein schönes Abschiedsfest für mich, bei dem ich unter einem brennenden Weihnachtsbaume mit schönen und sinnigen Geschenken bedacht wurde. Das Schönste war ein Gedicht der Baronin Vietinghoff, in dem sie in reizend poetischer Schilderung einen Kampf der Göttin des Inderlandes und der Mutter Livonia darstellte, diese schließlich siegen und mich als ihren Sohn für immer in Anspruch nehmen ließ; in die Heimat zurückgekehrt, sollte ich Leben und Kraft ganz dem geliebten Livland weihen. Das entsprach in der Tat der Stimmung, die mich beherrschte, und der baltisch-vaterländischen Gesinnung, die uns alle beseelte. Es wurde mir an diesem Abend bitter schwer, aus dem mir so lieb und teuer gewordenen Hause zu scheiden.

Auf der Rückreise besuchte ich meinen ältesten Bruder Julius, der inzwischen eine Anstellung an der Forstakademie in Tharandt ge-

funden hatte. Von dort ging es dann weiter, der russischen Grenze und dem geliebten Dorpat zu.

## Sechstes Kapitel.

## Privatdozent.

Während des Jahres 1877 wohnte ich wieder im elterlichen Hause, in der St. Petersburger Straße, mußte nun aber doch ernstlich daran denken, meinen Lebensunterhalt, wenigstens teilweise, selbständig zu erwerben, um daneben die ersten Schritte zur Universitätslaufbahn zu tun. Ich fand auch Arbeit an der von meinem Vater im Vereine mit den Professoren Brückner und Volck begründeten Privatschule, die er in sehr selbstloser Weise leitete. Bald darauf machte ich mein Magister-Examen. Als Dissertation diente die schon erwähnte Arbeit über die Akzentgesetze der Nominalkomposita bei Homer und im Veda. Nach der feierlichen Promotion konnte ich mich mit Erlaubnis der Fakultät habilitieren als Privatdozent für das Fach der Indologie. Ich fand auch bald einen kleinen Kreis von Zuhörern, mit denen ich eifrig die Hymnen des Rigveda las. Daneben arbeitete ich an der von Roth mir anvertrauten Handschrift, deren Inhalt erst noch festzustellen war.

Auch Raimund v. Zur Mühlen war nach Dorpat zurückgekehrt, wenn auch nur zeitweilig zum Besuche der Seinen. Er war nunmehr ein voll ausgebildeter Sänger, und es war herrlich, ihn singen zu hören. Seine geniale Vortragskunst ist längst allgemein anerkannt. Damals aber hatte er noch die Frische und den ganzen Reiz der Jugend. Die Freude, sein langersehntes Ziel wirklich erreicht zu haben, beherrschte ihn ganz. Ich habe ihn oft im häuslichen Kreise singen hören und habe damals durch ihn die Schubertschen Müllerlieder zuerst kennen gelernt. Es ist mir unvergeßlich, wie er sie sang. Das war für mich eine künstlerische Offenbarung, wie ich nur wenige erlebt habe.

Unsere Familie verkehrte viel mit dem Mühlenschen Hause. Raimunds älterer Bruder Walter war auch Livone und mit uns befreundet. Zwei erwachsene Töchter, Hanna und Agnes, waren liebenswürdig und anziehend. Es wurden literarische Abende veranstaltet, an denen ich über indische Poesie, den Rigveda, Sakuntala, Nal und

6*

Damajanti sprach, vergleichende Literaturbetrachtungen anstellte und mancherlei vorlas. Insbesondere Rückerts herrliche Übersetzung von Nal und Damajanti machte tiefen Eindruck, vor allem, wie es mir schien, auf Agnes, deren holde Erscheinung und ganzes, echt weibliches Wesen mich immer stärker anzog. Ein neuer Liederfrühling begann zu sprossen, in dessen Mittelpunkte das geliebte Mädchen stand. Zu Anfang des Jahres 1878 verlobte ich mich mit ihr. Aber es sollten bald Stürme folgen, denen die zarte Blume dieser Liebe nicht stand zu halten vermochte. Raimund war außer sich über diese Verlobung. Er sah, wohl nicht mit Unrecht, meine Lage als wenig hoffnungsreich an und wünschte seine Schwester in besserer Art versorgt zu sehen. Dazu kam, daß mein damaliger, dem Christentum gegenüber noch ganz ablehnender kritischer, ja ungläubiger Standpunkt in der Mühlenschen Familie wenig Beifall fand. Auch der buddhistisch gefärbte „König Sundara" fand hier nicht eine so verständnisvolle Aufnahme wie im Vietinghoffschen Hause in Tübingen. Gerade Agnes war ein tief und innig religiöses, christlichgläubiges Gemüt, dem dieser Glaube als das Höchste und Heiligste feststand. Hier waren die Vorbedingungen für ernste Konflikte gegeben, deren Vorzeichen auch schon bisweilen drohend auftauchten. Dabei war meine materielle Zukunft völlig unsicher, und der Zeitpunkt für eine Verheiratung lag noch unerkennbar weit in der Ferne. Es überfiel mich bisweilen ein Gefühl der Verworrenheit und der Schwäche, in dem ich mir nicht recht zu raten und zu helfen wußte. Meine Liebe war tief und echt, aber es bäumten sich allzu viele und allzu starke Gewalten gegen sie auf.

Im Frühling des Jahres 1878 erhielt ich von Professor Albrecht Weber in Berlin die Nachricht, daß mir das Boppstipendium zugesprochen worden sei. Das bedeutete eine Studienreise nach Deutschland, die ich denn auch Anfang Juni antrat.

Zunächst ging es nach Berlin, wo ich natürlich Albrecht Weber öfters sah. Ich besuchte aber auch meinen berühmten Landsmann Viktor Hehn, der mich als Freund meines Vaters sehr gütig aufnahm und gleich am ersten Abend in die Weinstube von Lutter und Wagener führte. Dort tranken wir zusammen unter lebhaften Gesprächen eine Flasche Chambertin aus in derselben historischen Ecke, in der einstmals so oft Theodor Amadeus Hoffmann, la Motte Fouqué und Ludwig Devrient zusammen gesessen. Ich hatte sogleich Gelegenheit,

Viktor Hehns Unterhaltungsgabe, seinen sprühenden Geist und seine tiefe gediegene Gelehrsamkeit zu bewundern. Auch den Dr. med. Georg Friedländer und seine Schwestern, alte und nahe Freunde meines elterlichen Hauses, besuchte ich öfters.

Von Berlin fuhr ich weiter nach Jena, wo ich von Böthlingk, Delbrück und den andern Freunden liebevoll empfangen wurde. Auch Bradke stellte sich nach einiger Zeit hier ein, und der muntre und musikalisch sehr begabte Petersburger Eugen v. Vollborth war uns ein lieber, Sonnenschein um sich verbreitender Gesellschafter, den wir bald nicht mehr missen mochten.

Mitten in diesem Leben vorwärtsdrängenden Strebens und angenehmer Freundesgeselligkeit traf mich aus Dorpat ein Brief von Agnes, in dem sie unsere Verlobung aufhob. Was ich damals für bittere Schmerzen durchlebt habe, davon legen die Lieder ein Zeugnis ab, die meinem verwundeten Herzen entströmten. Aber es hatte so kommen müssen. Das fühlte ich, wie sehr ich mich dagegen sträubte.

Ich warf mich mit aller Kraft auf die Arbeit an der Mâitrâyaṇî Saṃhitâ, deren Charakter und Wesen ich hier endlich glücklich feststellen konnte. Es war kein Zweifel, daß dies merkwürdige Buch nichts anderes war als ein echter alter Veda, ein sogenannter Yajurveda oder Veda der Opfersprüche. Der berühmte Grammatiker Pâṇini führt eine Reihe von Formen an, die er als vedische Formen bezeichnet, die aber in den bisher bekannten Veden nicht zu finden waren. Nun hatte ich sie in der Mâitrâyaṇî Saṃhitâ aufgefunden, und das war der Beweis dafür, daß hier ein echter alter Veda vorlag, was denn auch mit allen übrigen Beobachtungen vortrefflich stimmte. Damit war mit einem Male diesem bisher ganz unbekannten Texte eine hohe Bedeutung zuerkannt.

Anfang Oktober 1878 fand in Gera die deutsche Philologenversammlung statt, mit der auch die Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft verbunden war. Dort trug ich das Wichtigste meiner Entdeckungen vor einem Kreise der besten Orientalisten vor und hatte die Freude, einen vollen Erfolg zu erleben. Meine Darlegungen wirkten allgemein überzeugend und schlugen so vollständig durch, daß die Mâitrâyaṇî Saṃhitâ seither unbestritten als ein alter Veda anerkannt ist.

Dieser wissenschaftliche Erfolg, der mir manche neue Freunde er-

warb, war für mich von um so größerer Bedeutung, als die meinem Herzen geschlagene Wunde noch immerfort blutete. Es war nun doch etwas wie neues Leben, das ich in mir sich regen fühlte, und mit neuem Mute blickte ich in die Zukunft hinaus. Die Freunde in Jena taten alles, was in ihrer Macht stand, um mir auf dem Wege der Heilung und Genesung von meinem Schmerze zu helfen. Es ging langsam, aber es ging.

Von Jena aus fuhren wir öfters nach Weimar hinüber, besuchten die geweihten Stätten unsrer klassischen Dichtung und wohnten auch bisweilen einer Aufführung im Theater von Weimar bei. Hier war es, wo ich zum ersten Male ein Worttondrama von Richard Wagner — es war der Tannhäuser — aufführen sah und hörte, und damit das Größte und Tiefste erlebte, was mir und meinem innern Menschen jemals an Bühnenwirkung zuteil geworden ist. Ich weiß nicht zu sagen, auf welcher künstlerischen Höhe gerade diese Aufführung stand, aber das Drama als solches wirkte, die Vorstellung ergriff mich so tief wie nichts zuvor. Schlaflos, unter immer wieder hervorbrechenden Tränen, verbrachte ich die Nacht, — und mir ging im Bilde der Elisabeth, in den Worten und Tönen dieses künstlerischen Wunderwerkes, in erhabener Vision die Liebe auf, die sich auch dem Sünder neigt, die erbarmende, rettende, christliche, göttliche Liebe. Und so wurde für mich dies Kunstwerk zu einer erhabenen Offenbarung des Christentums. Es war der Wendepunkt in meiner religiösen Entwicklung.

In einem bald darauf — 1878 — niedergeschriebenen Gedichte „Als ich den Tannhäuser zum ersten Male gesehen"*) habe ich dies Erlebnis tiefer und besser geschildert, als ich es hier zu tun imstande bin.

Ein Erlebnis ganz anderer Art, das sich aber dennoch passend hier anreihen dürfte, bestand darin, daß ich Wagner selbst, das einzige Mal in meinem Leben, sah und sogar etwa eine Stunde lang mit ihm unter vier Augen zusammen war, ohne freilich seine Bekanntschaft zu machen. Das ging so zu. Ich war zu irgendeiner Theateraufführung in Weimar gewesen und hatte die Nacht dort geschlafen. Andern Morgens wollte ich nach Jena zurück. Es war ein schöner, klarer, sonniger Wintermorgen. Ich war zeitig zur Stelle und suchte mir einen Platz in einem Abteil II. Klasse, wo ich ganz allein war.

*) Vgl. Anhang I. S. 273; Gedichte, S. 161.

Da sehe ich einen Herrn aus dem Stationsgebäude treten, den der Stationsdirektor respektvoll grüßt und der sodann mit raschen Schritten, einen Nachtsack in der rechten Hand tragend, dem Zuge sich nähert. Er schreitet die Wagen ab und schaut in die geöffneten Abteile hinein; dann springt er plötzlich in das Abteil, in dem ich allein sitze, und setzt sich mir gegenüber. Ich erkenne ihn sofort nach den Bildern, — es ist Richard Wagner. Nachdem er die bescheidene Pelzmütze abgelegt, tritt sein wohlbekanntes scharfes Profil noch deutlicher, ganz unverkennbar hervor. Er mustert mich einige Male mit prüfendem Blicke, brennt sich eine Zigarre an, zieht eine Broschüre aus der Rocktasche und beginnt zu lesen. Die Wagentür wird zugeschlagen, der Zug setzt sich in Bewegung. Wir Beide sind in dem Abteil allein bis Jena. Ich hatte Ruhe und Muße genug, mir den Meister zu betrachten, der rauchend und lesend mir gerade gegenüber saß. Ich tat es voll Ehrfurcht, war auch viel zu sehr von diesem Gefühl durchdrungen, als daß ich gewagt hätte, ihn anzureden und in seiner Beschäftigung zu stören. Ab und zu ließ er die Broschüre sinken und betrachtete mich wieder sinnend und prüfend, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Dann fuhr er wieder fort zu lesen. Die kurze Fahrt zwischen Weimar und Jena war bald zu Ende, ich mußte aussteigen. Nun hatte sich Wagner aber gerade unter meine bescheidenen Habseligkeiten gesetzt, die ich zuvor schon in das Gepäcknetz über ihn gelegt hatte. Ich war daher beim Aussteigen gezwungen, diese Sachen über das Haupt des darunter sitzenden Meisters herunterzukramen, und tat das mit einer sehr ehrerbietigen Bitte um Entschuldigung. Da sah er mich freundlich an und sagte nur: „O bitte, bitte, bitte!" — Es waren die einzigen Worte, die ich aus seinem Munde gehört habe. Schon war ich ausgestiegen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und verschwand wie ein Traumbild in den klaren Wintermorgen. — Wahrscheinlich war Wagner zu einem kurzen Besuche bei Liszt gewesen, der damals in Weimar lebte. Liszt habe ich mehrere Male gesehen, bei Gelegenheit von Konzerten in Jena. Ich sah ihn seinen „Christus" dirigieren, sah ihn in der Stiftskirche huldvoll grüßend durch das Schiff schreiten und sich von einer eleganten Dame die Hand küssen lassen, sah ihn im Schwarzen Bären mit einer Schar seiner Schüler zusammen speisen und habe daher einen deutlichen Eindruck von seiner Persönlichkeit gewinnen können; doch hatte ich nie Gelegenheit, ein Wort mit ihm zu wechseln.

Die Ergebnisse meiner Untersuchungen über die Mâitrâyaṇî Saṃhitâ, die in Gera bei den Fachgenossen eine so erfreuliche Anerkennung gefunden hatten, wurden zu Anfang des Jahres 1879 in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht. Böhtlingk war so befriedigt von dieser Arbeit, daß er den Beschluß faßte, mich zum Akademiker-Adjunkt in der St. Petersburger Akademie vorzuschlagen und mir damit den Weg zu seiner Nachfolgerschaft zu bahnen. Das war für mich eine große Ehre und Freude. Es eröffnete mir die Aussicht auf eine ähnliche Lebensstellung, wie mein Onkel Leopold Schrenck sie einnahm. Es schien zuerst auch alles ganz glücklich zu gehen. Anton Schiefner und F. J. Wiedemann unterstützten Böhtlingks Vorschlag, und die historisch-philologische Klasse der Akademie nahm ihn einstimmig an. Damit schien der Erfolg gesichert, und die Freunde veranstalteten schon eine kleine Feier, bei der auf das Erreichte und noch zu Erreichende fröhlich angestoßen wurde. Aber wir hatten die Rechnung ohne Rücksicht auf die nationalen Leidenschaften gemacht, die sich damals in Rußland schon mehr und mehr gegen die Deutschen zu richten begannen. Der Beschluß der historisch-philologischen Klasse wurde erst rechtskräftig, wenn das Plenum der Akademie ihn mit Zweidrittelmehrheit gebilligt hatte. Aus dem Plenum heraus erhoben sich jedoch feindliche Stimmen, die in leidenschaftlichster Weise, auch an der Öffentlichkeit, gegen meine Wahl agitierten und protestierten. Was sollte nun schon wieder ein Deutscher in der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften? Dazu augenscheinlich ein Protektionskind von Böhtlingk und Schrenck! Nepotismus! Ich war ja in der Tat ein Neffe von L. v. Schrenck. Vor allem verstand es der Slawist Professor Lamanski, diesen Umstand geschickt zu verwerten. Er veröffentlichte in der gelesensten russischen Zeitung St. Petersburgs einen glänzend geschriebenen, witzigen, aber auch schonungslos derben und von Deutschenhaß förmlich strotzenden Aufsatz unter dem Titel: „Noch ein Neffe und Sanskritist". Hier war die Wahl des noch völlig unbekannten jungen Mannes ganz unter den Gesichtswinkel des angeblich von den Deutschen betriebenen Nepotismus gestellt. Aber auch Böhtlingk bekam seine Schläge. Lamanski suchte die gutmütige Dummheit des russischen Volkes lächerlich zu machen, das mit Kosten, die in die Hunderttausende von Rubeln gingen, an seiner Akademie ein Wörterbuch in sieben riesigen Bändern herausgeben ließ: Sanskrit-Deutsch! und darauf noch stolz

sei! Was wohl das russische Volk von einem sanskrit-deutschen Wörterbuche haben könnte und würde? Und um eine solche Tätigkeit noch für Jahrzehnte weiter fortzusetzen, müßte nun ein „Neffe" herbeigeholt und zum Akademiker ernannt werden, wenn auch zunächst erst zum Adjunkten.

Die Folge dieses vielbesprochenen, aufreizenden Aufsatzes war denn auch wirklich, daß ich in der Gesamtsitzung der Akademie die erforderliche Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen nicht erhielt. Es war auf Böhtlingks Autorität hin noch immer eine große Mehrheit der Stimmen für mich gewesen, aber doch nicht volle zwei Drittel. Und damit war die Sache gefallen.

Der harte Schlag traf mich ganz unvorbereitet, wie ein Blitz aus heitrer Höhe. Zu der Beschämung und dem Schaden, den ich erlitt, kam noch der Schmerz, daß auch Böhtlingk und mein Onkel Leopold Schrenck bei dieser Gelegenheit um meinetwillen mißhandelt und in ein häßliches Licht gestellt worden waren. Aber es war nichts dabei zu machen; ich mußte die Sache, so schwer sie war, in mir durchkämpfen. Die Jahre 1878 und 1879 hatten mir in der Liebe wie in meinem geistigen, wissenschaftlichen Streben höchstes Glück und jähen Absturz aus der Höhe gebracht. Freude und Jammer, Stolz und Demütigung, ich hatte sie gründlich kennen gelernt. Indes, ich hielt mich aufrecht, arbeitete fort und freute mich der Anerkennung und Teilnahme kundiger Freunde.

Einige Zeit darauf mußte ich nach Dorpat zurückkehren, um im zweiten Semester 1879 meine Lehrtätigkeit dort wieder aufzunehmen. Ich benützte diese Zeit, um auf Grund der soeben erschienenen Arbeit mich an der Universität Dorpat zum Doktor promovieren zu lassen. Wieder lebte ich bei den Eltern, nun aber nicht mehr in der häßlichen Petersburger Straße. Mein Vater hatte 1877 ein Grundstück in der Mühlenstraße, am Rande der Stadt, erworben und sich hier ein bescheidenes hölzernes Haus gebaut, das Ende 1878 oder Anfang 1879 von ihm und der Familie bezogen wurde. Ein kleines Häuschen von früher her war stehen geblieben und dem neuen Hause angegliedert worden. Hier hatte mein guter Vater die Freude, nach der er sich immer sehnte, einen eigenen Garten pflegen und sich entwickeln sehen zu können. Dazu kam, daß auch die von ihm geleitete Privatschule, die sogenannte Volcksche Schule, eine andre Art Garten, sich sehr schön entfaltete. Die meist noch jüngere Lehrerschaft hing an meinem Vater

mit verehrungsvoller Liebe, ja Begeisterung, und blickte zu ihm auf, wie zu einem gütigen Vater. Sein edler Idealismus fand in diesem Kreise verständnisvolle Anerkennung und wirkte ersichtlich in ihm in vorbildlicher Weise. Lehrer wie Schüler waren freudig in der Arbeit, das Verhältnis zwischen ihnen das denkbar beste, und die ganze Schule erfreute sich in der Öffentlichkeit eines ausgezeichneten Rufes.

Für mich galt es nun, den großen und schwierigen Text, den ich als einen alten Veda festgestellt hatte, druckfertig zu machen und zu veröffentlichen. Dazu brauchte es freie Zeit und die nötigen Mittel. Ich bewarb mich daher um ein sogenanntes Professorenstipendium. Professor Delbrück, der gerade zum Besuche seiner Verwandten nach Dorpat kam, unterstützte mein Gesuch in der freundlichsten Weise bei dem edeldenkenden, den Deutschen nicht unfreundlich gesinnten Kurator von Saberow, dessen Frau, eine geborene Gräfin Solohub, er von früher her kannte. So hatte mein Gesuch den gewünschten Erfolg. Ich erhielt das ganz ansehnliche Stipendium, das zur Ausbildung von Professoren gegründet war; ja, es wurde mir nach Ablauf eines Jahres auf meine Bitte nochmals verliehen, so daß ich zwei volle Jahre in Deutschland weilen und in aller Ruhe die Veröffentlichung des Textes vorbereiten konnte.

Es waren die Jahre 1880 und 1881, die ich dieser Arbeit lebend hauptsächlich in Jena zubrachte. Bradke war noch da. Ein andrer Universitätsfreund und Livone, der ehemalige Theologe Friedrich Knauer, der jetzt dieselben Studien wie wir betrieb, hatte sich hinzugesellt. Dann trat auch noch der Livländer Artur v. Freymann hinzu. Volborth brachte ebenfalls einen Teil dieser Jahre noch in Jena zu und verkehrte viel mit Bradke und mir. Ein prächtiger junger Russe, Herr von Borissow, stand uns ferner, war aber doch auch gern bei uns gesehen. Der Verkehr mit Böhtlingk, Delbrück und Sievers ging natürlich in alter Weise fort, und so fehlte es nicht an freundschaftlichen Beziehungen und Anregungen der verschiedensten Art.

Mehr als eine schmerzliche Nachricht traf in dieser Zeit aus der Heimat ein. Unser Freund von Tübingen her, Baron Karl v. Vietinghoff, der inzwischen nach Livland zurückgekehrt war und mit seiner Familie in Riga gelebt hatte, war auf der Jagd tödlich verunglückt. Er war vom Pferde gestürzt, mit dem Kopfe auf einen Stein gefallen und alsbald gestorben.

Noch ganz anders erregte mich in meinem Innersten die Nach-

richt von der Verlobung und Verheiratung meiner einstigen Braut Agnes v. Zur Mühlen mit dem Baron Richard Maydell. All die alte Liebe wachte jetzt mit einem Male in der schmerzlichsten und leidenschaftlichsten Weise wieder auf. Ich machte die schwersten inneren Kämpfe durch. Die Tränen flossen, — aber auch die Lieder strömten mir wieder aus der Brust und brachten dem gequälten Herzen eine schwer zu beschreibende tröstliche Erleichterung. Hatte ich auch kaum noch ernstlich auf eine Wiederherstellung des abgebrochenen Verhältnisses hoffen dürfen, so empfand ich es doch jetzt erst ebenso deutlich, wie tief und schwer, daß die alte Liebe nun den Todesstoß erhalten hatte. Das kam in der mannigfachsten Weise in jenen schmerzvollen Liedern zum Ausdruck.

Am 13. März 1881 wurde in St. Petersburg Kaiser Alexander II. ermordet. So tragisch endete dieser Herrscher, den wir einst so sehr geliebt und verehrt hatten, der unserm Baltenland eine neue Zeit des Sonnenscheins und der frohen Hoffnung geschenkt hatte, in der Folge aber nicht imstande gewesen war, uns gegen die anschwellende Flut der deutschfeindlichen Bewegung des Panslawismus und Panrussismus zu schützen. Die in Jena lebenden russischen Untertanen wurden aufgefordert, an einem bestimmten Tage nach Weimar zu kommen und in der dortigen Gesandtschaftskapelle dem neuen Kaiser Alexander III. den Untertaneneid zu leisten. Böhtlingk, Bradke, Borissow und ich fuhren zu diesem Zwecke nach Weimar hinüber. Die Feierlichkeit ging an einer doppelt geweihten Stätte vor sich, da die russische Gesandtschaftskapelle in dem ehemals Goethes Freundin Frau v. Stein gehörigen Haus untergebracht war. Es war natürlich nur eine kleine Gemeinde versammelt. Ein alter Kirchendiener ging umher und verteilte brennende Wachskerzen. Ein Sängerchor sang wundervoll ergreifend und erschütternd die Gesänge der kirchenslawischen Liturgie. Ein russischer Propst hielt den Gottesdienst ab, las uns zum Schlusse den Eid vor und ließ uns das Kreuz und das Evangelium darauf küssen. Man konnte glauben, sich hier auf russischem Boden zu befinden. Doch gestand uns der Gesandtschaftssekretär Rossanow, mit dem wir nach der Zeremonie zusammen speisten und dem wir unsere Verwunderung über den herrlichen russischen Kirchengesang hier in Weimar ausgesprochen hatten, daß die Sänger keine Russen, sondern Mitglieder der Weimarer Hofoper seien, die schon lange auf diese Gesänge eingeübt seien und einen kleinen Neben=

erwerb davon hätten. Der alte Kirchendiener, der uns einige Tage darauf in Jena aufsuchte, um uns den nun auch schriftlich vorgelegten Untertaneneid unterschreiben zu lassen, sprach besser Deutsch als Russisch und erwies sich auf mein Befragen als Este von Geburt und Lutheraner, namens Buschmann aus Reval, der auf seltsamen Umwegen zu seiner jetzigen Stellung als Kirchendiener an der russischen Gesandtschaftskapelle gelangt war. Somit zeigte sich, daß bei der ganzen, so echt russisch anmutenden und durchaus würdigen Zeremonie die Mehrzahl der Beteiligten nicht russisch und nicht griechisch-orthodoxen Glaubens war. Nur der Propst, Herr von Borissow und Herr Rossanow waren es jedenfalls. Auch der Gesandte, Graf Toll, war Lutheraner, seine Frau Katholikin.

Der Sommer des Jahres 1881 brachte mir den Besuch meines Bruders Theodor. Er hatte als junger Arzt den russisch-türkischen Krieg mit Ehren mitgemacht, war dann in dem vom Grafen Dr. John Magawly, seinem nachmaligen Schwiegervater, geleiteten Augenhospital als Assistent eingetreten und hatte sich damit ganz der Ophthalmologie gewidmet. Um in diesem Fache sich noch zu vervollkommnen, ging er für einige Zeit zu Landolt nach Paris, wo er ebenfalls als Assistent arbeitete. Auf der Rückreise von dort nach St. Petersburg besuchte er mich nun in Jena, und wir machten zusammen eine schöne Fußreise durch Thüringen, besuchten die Wartburg, Paulinzelle, Ruhla usw. Nach langer Zeit war ich auf diese Weise wieder einmal in Ruhe und Muße mit diesem, mir von allen Geschwistern am nächsten stehenden Bruder zusammen. Ich fand ihn vertieft und zum Manne gereift, der als Mensch und als Arzt noch viel Segen um sich verbreiten sollte. Hatte ich in früheren Jahren mich ihm gegenüber oft als der Begabtere und dadurch ihm Überlegenere gefühlt, so kam es mir doch schon damals bisweilen und in der Folge immer mehr mit Beschämung zum Bewußtsein, daß die Reinheit und Lauterkeit seines Wesens, seine Selbstlosigkeit, seine nie versagende Herzensgüte einen Vorzug bedeutete, demgegenüber alle andern Vorzüge an Geist und Begabung wie nichtiger Tand zusammensanken. Ich glaube, daß ich nie in meinem Leben einen bessern und edleren Menschen kennen gelernt habe als ihn. Ohne darum ringen zu müssen und ohne je lehrhaft zu werden, trug er als natürliche, angeborene Eigenschaft jene echt christliche Liebe in sich, von der es heißt: sie erträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles,

sie duldet alles. Wenn ich nie mit ihm ernstlich auseinandergekommen bin, so hatte nur er das Verdienst daran. Ein Streit mit ihm war unmöglich, weil er mein leidenschaftliches Naturell, das im Zorne mit Wort und Tat verletzend werden konnte, mit stets sich gleichbleibender Liebe erwiderte, so daß ich immer bald entwaffnet war. Ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals zornig gesehen zu haben. Und dabei war er doch nichts weniger als ein Kopfhänger, sondern ein durchaus frischer und fröhlicher Mensch und ein fester männlicher Charakter. Dies machte ihn schon in der Kindheit und Jugend zu dem weitaus Beliebtesten von uns Geschwistern. Er wurde dadurch in der Folge zur festesten Stütze unsrer Familie, zum Herzenstrost der alten Eltern, gerade in den schwersten Zeiten, die wir reichlich durchzukosten bekamen. Ein kleiner Zug aus unsrer Knabenzeit mag zur Kennzeichnung seines Wesens hier angeführt werden. Ich hatte irgend etwas begangen, dessen ich mich nicht mehr erinnere, und entfloh vor der Strafe. Die Mutter eilte herbei, sah nur den Bruder und hielt ihn für den Täter. Die Schläge, die sie ihm in leidenschaftlicher Erregung erteilte, nahm er ruhig, ohne ein Wort zu sagen hin, obwohl er völlig unschuldig war, ohne sich zu entschuldigen oder gar meinen Namen als den des Schuldigen zu nennen. Es war unmöglich, mit einem solchen Menschen in Unfrieden zu leben. An ihn mußte ich denken, als ich Schopenhauers schöne Schilderung von dem moralischen Menschen las*): „Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund getan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt

*) Die Welt als Wille und Vorstellung, II. Bd. Kap. 19, 7 (S. 261, 262).

alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt, da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert. Alsdann verleiht sie auch gegen andere jene grenzenlose Nachsicht, die sonst jeder nur sich selbst widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht fähig sich zu erzürnen: sogar wenn etwan seine eigenen, intellektuellen oder körperlichen Fehler den boshaften Spott und Hohn anderer hervorgerufen haben, wirft er, in seinem Herzen, nur sich selber vor, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzutun, fort, jene auf das liebreichste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrtum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in ihm sich selber wiedererkennen werden. — Was ist dagegen Witz und Genie? Was Baco von Verulam?"

Hatte ich es in jüngern Jahren nicht selten als eine Ungerechtigkeit empfunden und schmerzlich daran getragen, wenn mein Bruder — wie es die Regel war — mir vorgezogen, mehr geliebt und gesucht wurde als ich, so wurde es mir mit den Jahren immer mehr und mehr deutlich, daß dies vollkommen in der Ordnung war. Er war der bessere Mensch. Damit ist alles gesagt.

Im Sommer des Jahres 1881 besuchte mich auch die verwitwete Baronin Lilly v. Vietinghoff in Jena, die aus einem Bade kommend auf der Heimreise begriffen war. Ich freute mich, ihr Jena und seine schöne Umgebung zeigen zu können. Sie erzählte mir, daß sie nach Dorpat zu ziehen gedenke, um ihre Kinder die dortigen Schulen besuchen zu lassen.

Dort sollten wir uns bald wiedersehen, denn mit dem Ende des Jahres 1881 ging mein Aufenthalt in Deutschland auch zu Ende. Ich hatte ihn gut benutzt und konnte den ersten der vier Bände meines Textes noch von Jena aus gedruckt in die Welt hinaussenden. Die weiteren Bände mußten dann in Dorpat zum Abschluß gebracht werden.

Nach Dorpat zurückgekehrt, wohnte ich zunächst bei meinen Eltern in dem Gartenhause an der Mühlenstraße. Bald zeigte sich jedoch, daß die Baronin Vietinghoff, die mit ihren Kindern in der Carlowaschen Straße im Weltzienschen Hause Wohnung genommen hatte, einen Hauslehrer für ihre beiden Knaben brauchte. Da diese die Schule besuchten, war nur Beaufsichtigung und Nachhilfe bei den Schularbeiten nötig. Dies konnte ich leisten, ohne daß meine wissenschaftliche Arbeit Schaden litt. Da ich auch meinen Eltern nicht zu

lange zur Last fallen wollte, erbot ich mich, im Vietinghoffschen Hause einzutreten, was mit sichtlicher Freude angenommen wurde.

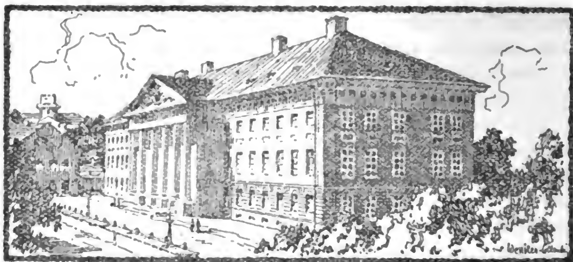
Es konnte sich auch für mich kaum besser schicken. Die Unterkunft in einem mir so nahe befreundeten Hause brachte viel Gutes für mich mit sich. Es wurde auf das freundlichste für mich gesorgt. Die Knaben waren mir zugetan, insbesondere der kleine Heinrich. Wohl gab es auch Mühen und Nöte genug, da beide in der Schule nicht gut fortkamen und ungern bei der Arbeit waren. Das wurde aber durch die großen Vorzüge meiner Lage weit aufgewogen. Ich hatte Zeit genug zum Arbeiten an meinem Texte, wie auch für meine Collegia, die ich wieder aufgenommen hatte. Außer dem Unterrichte widmete ich mich insbesondere der Ausarbeitung einer Vorlesung über Geschichte der Indischen Literatur, bei der ich der Kulturgeschichte eine ziemlich eingehende Behandlung zuteil werden ließ. Diese Vorlesung erstreckte sich über mehrere Semester und wurde zweimal gehalten.

Die Vietinghoffschen Töchter waren jetzt alle drei schon erwachsen, wenn auch die beiden jüngern noch die Schule besuchten. Die Baronin war in allem der Mittelpunkt des Hauses. Die Kinder hingen an ihr mit zärtlicher Liebe. Ihr liebevolles Herz, ihr Geist, ihr poetischer Sinn waltete überall und verklärte alles mit einem unbeschreiblichen Zauber, — bis in die scheinbar unbedeutendsten Vorgänge und Verrichtungen hinein. Insbesondere trat dies bei den Familienfesten und am stärksten wiederum zu Weihnachten hervor. Da war alles wie in Poesie getaucht, von einem poetischen Hauch umgeben. Oft wurde auch zusammen gelesen, Andersens Märchen, Boz-Dickens' Weihnachtsgeschichten und Silvesterglocken und dergleichen mehr. Ich veranlaßte auch die Baronin, mit der Veröffentlichung ihrer Dichtungen einen Anfang zu machen und zunächst eine Sammlung von Märchen herauszugeben. Der erste Band „Märchen" erschien hierauf im Jahre 1883*). Er fand so viel Beifall, daß noch in demselben Jahre ein zweiter Band „Neue Märchen"**) folgen konnte. Einen dritten, sehr inhaltreichen Märchenband veröffentlichte die Baronin dann später unter dem Titel „Was die Großmutter erzählte, Bilder und Märchen für die Frauenwelt" ***).

*) Verlag von E. J. Karow, Dorpat 1883.

**) Im gleichen Verlage.

***) Verlag von Schnakenburg, Dorpat-Leipzig 1885.



Das Universitätsgebäude in Dorpat.

## Siebentes Kapitel.

# Dozent an der Universität Dorpat.

Meine Existenz wurde bald noch dadurch besser gesichert, daß ich zum etatmäßigen Dozenten für Indologie gewählt und von der Regierung auch als solcher bestätigt wurde. Damit war ich fest angestellter Staatsbeamter, wenn auch nur mit dem bescheidenen Gehalte von 900 Rubel. Immerhin, als Einzelner konnte ich damit schon leben.

Im Vietinghoffschen Hause blieb ich bis zum Sommer 1883; dann zog ich wieder zu den Eltern zurück in mein Zimmer mit dem Blick über den Garten und die Domanlagen hin auf die alte ehrwürdige Domruine. Mein Hauptzögling Heinrich sollte aufs Land, in eine kurländische Privatanstalt gegeben werden, die der jüngste Bruder der Baronin aus eigner Erfahrung sehr empfohlen hatte. Heinrichs Gang durch die Schule war aber auch weiterhin noch ein Martergang für alle Teile. Er war nicht für die Schularbeit geschaffen, hat sich aber später, nachdem er ins praktische Leben eingetreten war, zu einem sehr tüchtigen, pflichttreuen und hochgeachteten Menschen und Beamten entwickelt. Vietinghoffs blieben noch einige Zeit in Dorpat, dann mußte die Baronin auf Anraten des Arztes in den Süden gehen. Sie lebte mit ihrer zweiten Tochter Seni eine Zeitlang in Arco, dann in Bordighera, später in England. Darauf zogen alle wieder zusammen nach Walk in Livland. Ich sah sie erst im Jahre 1890 wieder, wo sie in Neu-Sackenhof auf dem Lande lebten.

Als ich wieder im Hause der Eltern einzog, fand ich sie rüstig und wohlauf. Die Mutter sorgte nach alter Art unermüdlich treu für das ganze Haus, der Vater hatte an der von ihm geleiteten Privatschule eine ihn wahrhaft befriedigende Arbeit gefunden und freute sich auch des eigenen Hauses und des Gartens, den er pflegte. Daneben betrieb nun ich meine Gelehrtenarbeit, förderte die Herausgabe meines Vedatextes, gestaltete meine Vorlesung über indische Literaturgeschichte weiter aus und machte mich in den Mußestunden auch wieder an dichterische Arbeiten. Neben einer Reihe von Gedichten waren es vor allem Erzählungen und Novellen, die ich zu schreiben begann, in der Hoffnung, damit vielleicht eher als durch lyrische Schöpfungen meinen Weg als Dichter finden zu können. Ja, auch an die Ausführung eines großen Romans, der das Schicksal des Großmogulsohnes Mohammed Daraschakoh, eines edlen Märtyrers der Humanität im 17. Jahrhundert, behandeln sollte, wagte ich mich heran und machte als Vorbereitung dazu umfassende Quellenstudien, die dann auch nicht vergeblich waren. In der Folge aber überzeugte ich mich doch davon, daß die erzählende Dichtung nicht die Form war, in der es mir bestimmt sein sollte, Durchschlagendes und Bleibendes zu leisten. Meine Erzählungen und Novellen, von denen ich nur „Die gefesselte Psyche", den „Selbstmord einer Mutter", „Eine dunkle Geschichte" nennen will, sind ungedruckt geblieben. Die Ausführung des geplanten Romans aber blieb schon in den Anfängen stecken. Erst nach einer ganzen Reihe von Jahren wuchs aus ihm, fast plötzlich und unerwartet, nach meinem ersten Bühnenerfolge mit dem „König Sundara" ein großes historisches Trauerspiel heraus, über das ich später Näheres zu berichten haben werde.

Ganz unerwartet drängte sich mir jetzt eine neue wissenschaftliche Arbeit auf, die mich zeitweilig ganz fesselte und freudige Hoffnungen in mir wachrief. Ich glaubte, die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Lehren des Pythagoras, dieses merkwürdigen griechischen Denkers, aus Indien stammten, daß er bedeutsame Anregung dazu aus der indischen Geisteswelt erhalten haben müsse. Seine Seelenwanderungslehre, die man früher auf Ägypten zurückführte, konnte nicht von dort herstammen, weil nach den neuesten Forschungen diese Lehre in Ägypten überhaupt nicht bekannt gewesen ist. Mit der in Indien tatsächlich herrschenden Seelenwanderungslehre stimmte sie aber ganz und gar überein. Dazu kamen die merkwürdigen pythagoreischen Verbote, insbesondere das

Bohnenverbot, die ich ebenfalls in Indien, und zwar schon im Veda, nachweisen konnte. Sehr wichtig war es ferner, daß Thibaut den pythagoreischen Lehrsatz in den dem Veda angeschlossenen Çulvasûtra's*) nachgewiesen hatte, in einer Form, die ebenfalls gut zu der des Pythagoras stimmte. In Indien war dieser Satz offenbar ganz organisch aus dem jahrhundertelang sorgfältig geübten Bau der Opferaltäre erwachsen. Dazu kam die Lehre von den fünf Elementen und anderes mehr, was bei Pythagoras ganz indisch anmutete. Auch ließ die griechische Überlieferung diesen Weisen, der zugleich, wie zeitgenössische indische Denker, eine Art Ordensstifter war, weite Reisen in ferne, fremde Länder machen. Warum konnte er nicht — mittelbar oder unmittelbar — entscheidende Anregungen von Indien her erhalten haben?

Ich legte diese Gedanken ausführlich dar in meiner Schrift „Pythagoras und die Inder, eine Untersuchung über Herkunft und Abstammung der pythagoreischen Lehren"**). Die Arbeit, von deren durchschlagender Bedeutung ich damals überzeugt war, fand lebhafte Zustimmung, unter anderem bei meinem urteilsfähigen Freunde Richard Garbe, von andrer Seite aber auch entschiedene Ablehnung. Die Frage wird wohl heute noch als eine offene bezeichnet werden müssen. Ich habe selbst viele Jahre später einen Punkt, der in meiner Beweisführung eine wichtige Rolle spielte, nochmals eingehend behandelt in meinem Aufsatze „Das Bohnenverbot bei Pythagoras und im Veda"***). Hier kam ich zu dem Ergebnis, daß das so überaus merkwürdige Bohnenverbot wohl einer urarischen Wurzel entstammen und zwar auf der uralten, nachweisbaren Verwendung der Bohnen als Totenspende bei den Ariern beruhen dürfte. Dies Verbot war darum schwerlich erst aus Indien nach Griechenland gelangt. Auch die Seelenwanderungslehre konnte Pythagoras vielleicht doch selbst entwickelt haben, nachdem sich Spuren dieser Lehre auch in der Edda nachweisen ließen. So bröckelten wichtige Stücke der Beweisführung ab. Sollte es sich aber endlich herausstellen, daß Pythagoras ohne Ein-

---

*) D. s. Schnurregeln, Regeln der brahmanischen Priester für die Ausmessung des Opferplatzes usw., älteste mathematische Schriften der Inder. Vgl. L. v. Schroeder, Indiens Literatur und Kultur, S. 718. Anm. d. Herausg.

**) Leipzig, Verlag von Otto Schulze, 1884.

***) Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Band 15, Jahrgang 1901, S. 187 flg.

wirkung der Inder zu seinen Lehren gelangt ist, dann erscheint die von mir nachgewiesene auffallende Übereinstimmung seiner Lehren mit denjenigen der Inder fast noch interessanter und merkwürdiger. Wir würden dann in Indien und Griechenland ganz selbständig, aus urverwandter, alt-arischer Wurzel ganz ähnliche Gedanken erwachsen sehen und dürften daraus Schlüsse auf die Gedankenwelt der arischen Urzeit tun, die sehr bedeutsam wären.

In der stolzen und frohen Überzeugung, für die gelehrte Welt etwas Wichtiges gefunden zu haben, unternahm ich im Sommer des Jahres 1884 eine Studienreise nach Deutschland. In Berlin wohnte ich mit meinem lieben Landsmann und Freunde Dr. Ludwig Senff zusammen, der unser Hausarzt in Dorpat war, als Arzt wie als Mensch gleich ausgezeichnet. Auch meinen einstigen Studiengenossen Edmund v. Heyking sah ich hier wieder, der inzwischen in Deutschland in die diplomatische Laufbahn eingetreten war. Ich verkehrte ferner mit dem berühmten Chirurgen Ernst v. Bergmann, den ich von Dorpat her kannte und der inzwischen Professor an der Universität in Berlin geworden war. Auch Viktor Hehn sah ich jetzt öfters wieder. Er versammelte jeden Freitag Abend einen kleinen Kreis von baltischen Landsleuten in der Tremelschen Weinstube um sich. Ich bewunderte hier von neuem seine geistvolle Unterhaltung und seine Kunst, mit der er das Gespräch zu führen und stets gehaltvoll, ja bedeutend zu gestalten wußte. Nur einmal spürte ich zu ihm einen tiefen, unüberbrückbaren Gegensatz. Ich kam an einem Freitagabend voll Begeisterung nach einer Wagnervorstellung im Opernhaus in die Weinstube von Tremel und verlieh naturgemäß dem, was überquellend in mir wogte, entsprechenden Ausdruck. Viktor Hehn lehnte diese Begeisterung nicht gerade unfreundlich, doch sehr kühl für seine Person mit der Bemerkung ab: „Ich bin Klassiker". Von Wagner und der Romantik wollte er nichts wissen.

Zu den regelmäßigsten Besuchern des Baltenabends bei Tremel gehörte auch der schon früher erwähnte alte Freund meines Vaters Dr. Georg Friedländer, der auch mit Hehn seit Jahren eng befreundet war. Er hatte seinerzeit Hehn in Tula besucht, als dieser dort als ein Opfer des nikolaitischen Systems in höchst ungerechter Verbannung schmachtete. Das vergaß ihm der damals mißhandelte, später zu hohen Ehren aufgestiegene geistvolle Mann zeitlebens nicht. Erst in ihren letzten Lebensjahren sollte dies Band sich etwas lockern, als

7*

Hehn immer mehr konservativ und Bismarckverehrer wurde, Friedländer dagegen politisch immer mehr nach links rückte, so daß er sich schließlich ganz auf die Seite der Sozialdemokraten schlug. Gebrochen aber haben sie deswegen nicht miteinander.

Sehr wertvoll war es mir auch, in Berlin Julius Eckardt kennen zu lernen, diesen ausgezeichneten baltischen Schriftsteller, dessen politische, literarische und kulturgeschichtliche Aufsätze in Livland überall mit Begeisterung gelesen und hochgeschätzt wurden. Er hatte eine Reihe von Jahren das Amt eines Senatssekretärs in Hamburg bekleidet; dann war er von Bismarck nach Berlin ins Auswärtige Amt gezogen worden. Dort besuchte ich ihn zuerst, dann auch in seiner Wohnung. Er und seine Frau, eine geborene David aus Leipzig, und die ganze zahlreiche Familie nahmen mich als livländischen Landsmann sehr freundlich auf. Ich habe manche schöne und lehrreiche Stunde in ihrem Kreise verlebt.

Von Berlin aus unternahm ich noch im Sommer eine Rheinreise und traf in Köln mit meinem Bruder Woldemar zusammen, der von Straßburg aus, wo er Assistent am pharmakologischen Institut bei Oswald Schmiedeberg war, in die Heimat reiste. Dieser gute, treue und hochbegabte Bruder hatte einen überaus schweren Lebensgang durchzumachen. Als junger Student schon an chronischem Kopfschmerz erkrankt, konnte er nur wenig arbeiten, machte vergeblich eine Kur um die andre durch und mußte sich endlich entschließen, das Studium ganz aufzugeben. Er wurde Photograph. Aber diese Tätigkeit entsprach in keiner Weise seinen Neigungen und Anlagen. Als mit den Jahren allmählich seine Gesundheit sich besserte, kehrte er zum Studium nach Dorpat zurück, trieb eifrig Chemie, Pharmakologie und Medizin, ging mit einem Stipendium nach Deutschland und wurde schließlich Assistent bei Schmiedeberg, einem baltischen Landsmann in Straßburg. Hier schien er zunächst geborgen, aber seine Leiden sollten noch lange nicht zu Ende sein, da er nach allzu langen Jahren eines mager besoldeten Assistententums an der Tuberkulose erkrankte und von da aus dem Kranksein nicht mehr herauskam. Als wir uns damals in Köln trafen, war er jedoch noch verhältnismäßig gesund, frisch und freudig. Er kam in Gesellschaft zweier junger, frischer und liebenswürdiger deutscher Mediziner, die auch bei Schmiedeberg arbeiteten — Dr. Gram und Dr. Kummer. Damals konnte er noch heiter scherzend erzählen, daß er in Straßburg mit

Gram zu Mittag, mit Kummer zu Abend esse. Dieser Scherz sollte einige Jahre später zum schmerzlichsten Ernste werden.

Nach Dorpat zurückgekehrt, widmete ich mich wie früher der Arbeit. Daneben fehlte es mir aber auch nicht an anregendem freundschaftlichen Verkehr. Schon in meiner Studentenzeit hatte ich im Hause des allbeliebten Landrats Konrad v. Anrep verkehrt, der inzwischen Besitzer von Schloß Ringen geworden war, das in meinem Leben und meiner Phantasie seit der Knabenzeit her eine wichtige Rolle gespielt hatte. Seine Frau, Fanny geb. Baronin v. Engelhardt, war hochbegabt, liebenswürdig, fein gebildet, ungewöhnlich belesen und dazu eine schöne Frau. Sie liebte den Verkehr mit Menschen, die ihr geistig etwas bieten konnten, war eine Freundin gehaltvoller Unterhaltung und sah gern Gäste in ihrem vornehm geführten Hause. Mir und meinen Brüdern war sie eine treue, teilnehmende Freundin. Sie und ihr Gemahl genossen allgemein das größte Ansehen und verdienten dies auch wegen ihres durchaus edlen, immer hilfbereiten Wesens. Seit meiner Studentenzeit war ich ferner mit Arwed v. Brasch, dem Besitzer von Ropkoi bei Dorpat, befreundet, der sich früh im Landesdienste sehr ausgezeichnet hatte. Auch in seinem Hause war ich ein häufiger, gern gesehener Gast. Leider erkrankte Brasch noch als junger Mann an einem unheilbaren Übel, das ihn sehr quälte und allmählich erblinden ließ. Um so mehr war er darum auf den Verkehr mit Freunden angewiesen. Ein anderer Studiengenosse, Baron Reinhold v. Staël-Holstein, hielt sich zeitweilig mit seiner Familie in Dorpat auf, sah dann gern Gäste, insbesondere alte Freunde aus der Livonia bei sich und war mir bis an sein Lebensende ein treuer, hilfreicher Freund. Auch Oskar v. Samson, der schon in Tübingen zu unserm Freundeskreise gehört hatte, lebte jetzt in Dorpat. Der intimste und wertvollste Verkehr, der sich jetzt für mich in Dorpat entwickelte, war aber derjenige mit Friedrich v. Ditmar, Fedi Ditmar genannt, Besitzer von Alt-Fennern. Er war einige Jahre älter als ich, so daß ich mit ihm nicht mehr zusammen studiert hatte, war auch jahrelang Dorpat ferngeblieben. Als er aber in der Mitte der achtziger Jahre dahin zog, wurde ich bald mit ihm bekannt und immer bekannter, bis wir endlich eng verbundene Freunde geworden waren. Ich verstand mich mit ihm so gut wie mit wenigen andern Menschen. Auch er war Livone, von weitumfassender feiner Bildung und einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich jemals im Leben kennen ge-

lernt habe. Er hatte ein ebenso großes Bedürfnis nach unterhaltendem Umgange, wie Talent dazu, ja ich möchte ihn den größten Künstler in der Unterhaltung und im Umgang nennen, der mir je vorgekommen ist. Immer liebenswürdig, immer geistreich, oft von überraschendem Tiefblick und Weitblick des Geistes, machte er das Gespräch mit ihm zu einer wahren Erquickung, und man schied selten von ihm, ohne innerlich bereichert und erfrischt zu sein. Seine Herzenswärme, sein natürliches Wohlwollen waren so groß, daß er sich immer bemühte, seinen Gast von derjenigen Seite zu fassen, die diesem selbst die liebste war und ihm am meisten Gelegenheit gab, sein inneres Leben vorteilhaft vor andern zu entwickeln. Er kam den Gedanken dessen, mit dem er sich unterhielt, so bereitwillig und mit so viel Geist entgegen, legte oft mehr in diese hinein, als der Redende selbst hatte hineintun können oder wollen, beleuchtete und entwickelte sie in so anziehender Weise, daß fast jeder in seiner Gesellschaft gescheiter und tiefer als sonst zu sein glaubte. Da er außerdem ein sehr gastfreies Haus führte, wobei ihn seine Frau auf das Schönste unterstützte, so wurde sein Heim von Gästen fast nie leer. Man mochte kommen, zu welcher Tageszeit man wollte, fast immer fand man jemand bei ihm. Nicht selten gab er auch größere Gesellschaften, insbesondere Herrengesellschaften. Er war zu jener Zeit wohl der beliebteste Mensch in ganz Dorpat und sein Haus das Ideal eines echten Salons in livländischer Ausprägung.

Mir war Friedrich von Ditmar, wie gesagt, der treueste Freund bis zu seinem allzufrühen plötzlichen Tode. In Zeiten der Sorge und schweren Gedanken fand ich immer bei ihm den besten Trost und jene Erquickung und Stärkung des Herzens, die echte, nie versagende Freundschaft, verbunden mit Geist und tiefem Verständnis für das Wesen des anderen, allein zu bieten vermag. Und ich bedurfte dessen in wachsendem Maße, bei den dunkeln Schatten, die sich jetzt auf mein elterliches Haus zu legen begannen.

Nach schwerem Zusammenstoß mit einem der beiden Professoren, die die Gründer und Mitdirektoren der Volckschen Schule waren, hatte mein Vater sich von der Leitung dieser Schule zurückgezogen. Damit verlor er viel: die liebgewordene Arbeit an der Jugend, die ihm am Herzen lag und das Zusammenwirken mit den Lehrern, die ihn liebten und verehrten. An der Muße, die dadurch für ihn eintrat, fand er keine rechte Freude. Es war mir schwer, ihn dazu

zu bringen, einiges aus seinem Leben aufzuzeichnen; aber ich freue mich, ihn immer wieder darum gebeten und dazu angespornt zu haben, denn das Niedergeschriebene ist wertvoll. Ausfüllen konnte ihn diese, ihm nicht recht liegende Arbeit nicht. Wie ich schon oben erwähnte, fing er an, mathematische Aufgaben zu lösen, je schwieriger, desto besser, aber es war kein Ziel und Zweck bei diesem Zeitvertreib. Jetzt hatte er ohne Ablenkung immer das traurige Bild der Zerstörung seines ganzen Lebenswerkes an den Schulen des Landes vor Augen. Und so war er fast immer in gedrückter, trüber, schwermütiger Stimmung. Weniges nur vermochte ihn aufzuheitern, und dann immer nur auf kurze Zeit. Der einst so frische, fröhliche Mann war ganz verdüstert.

Dazu kam, daß es auch mit der Lebensentwicklung meiner Geschwister fast allerwärts nicht nach Wunsch vorwärtsgehen wollte; überall gab es Enttäuschungen, Sorgen über Sorgen, Not, hoffnungsloses Warten. Fast keiner kam auf einen grünen Zweig. Wohl leisteten einige der Söhne Tüchtiges in der Wissenschaft, wie der Vater es immer am sehnlichsten gewünscht hatte, aber unter wie schwierigen, bisweilen fast verzweifelten Umständen! Der älteste Bruder, Julius, hatte als Assistent an der Forstakademie zu Tharandt geheiratet und lebte in den engsten Verhältnissen. Der zweite Bruder, Georg, schlug sich mit einer kleinen Lehrerstellung in Basel mühsam durchs Leben. Der dritte Bruder, Woldemar, hatte, wie erwähnt, die kleine Assistentenstelle in Straßburg, die er nur eine begrenzte Reihe von Jahren behalten durfte, und fing bereits an zu kränkeln. Meine Lage war etwas besser, doch auch sehr bescheiden, und es stellte sich bald heraus, daß ich wenig Aussicht hatte, über die Dozentur hinauszukommen. Es gab keine Professur bei uns für mein Fach, und ein Ruf ins Ausland lag ganz im Ungewissen. Neue Stellen in Dorpat zu schaffen, war die russische Regierung wenig geneigt. Die Universität wagte kaum darum zu bitten, — und nun gar für Sanskrit! — ein Fach, das den meisten recht unnütz erschien. Dazu konnte ich nicht verhehlen, daß mich die wissenschaftliche Arbeit nicht vollauf ausfüllte, wie der Vater es gewünscht und gehofft hatte. Die älteste Schwester Adele war nicht glücklich in ihrer Ehe. Sie zog mit ihrem einzigen, recht schwächlichen und kränklichen Sohne in das Elternhaus zurück, wo der Raum schon beschränkt war. Die beiden jüngern Schwestern hatten nicht geheiratet, kränkelten viel

und hatten daher auch kein sehr befriedigendes Leben. Unter diesen Umständen war der gute Bruder Fedi, der als junger Arzt an der Augenheilanstalt in St. Petersburg wirkte, der Trost und die Stütze der Familie. Mit ihm ging es, wenn nicht glänzend, so doch normal und befriedigend vorwärts. Kam er zum Besuche nach Dorpat in das Elternhaus, dann brachte er immer Sonnenschein mit sich und verbreitete ihn im ganzen Hause. Er war mit Recht der Liebling der Mutter und aller andern, die er in jeder Weise aufzuheitern, zu trösten und zu beruhigen suchte. Und er war darin sehr erfinderisch. Die Liebe macht erfinderisch, und sein ganzes Wesen war von Liebe erfüllt. Als er sich dann mit der Tochter seines Chefs, des Grafen Magawly, verlobte und verheiratete, war dies ein neuer Sonnenschein. Und eine Quelle des Glückes blieb diese Ehe, blieben er, seine Frau und die allmählich sich einstellenden Kinder für das ganze Elternhaus, vor allem für die Mutter, die mit innigster Liebe an ihnen hing bis zum letzten Atemzuge.

Inzwischen schritten meine wissenschaftlichen Arbeiten ruhig und und stetig vorwärts. Die Ausgabe meines Veda-Textes, der Mâitrâyanî Samhitâ, kam mit dem vierten Bande im Jahre 1886 zum Abschluß. Aus meinen Vorlesungen über indische Literatur war ein Buch erwachsen, das im Jahre 1887 erschien unter dem Titel: „Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung. Ein Zyklus von fünfzig Vorlesungen, zugleich als Handbuch der indischen Literaturgeschichte, nebst zahlreichen, in deutscher Übersetzung mitgeteilten Proben aus indischen Schriftwerken"*). Dies Buch hat mir viel Freunde erworben. Es hat seinen Zweck erfüllt und viele in die indische Literatur und Kulturwelt eingeführt; darunter einen Mann wie Houston Stewart Chamberlain, der sich darum bei Beginn unsrer Bekanntschaft einen meiner dankbarsten Schüler nannte. Auch in Bayreuth, im Wahnfried, hat dies Buch einen Ehrenplatz erhalten.

Inzwischen hatte ich aber auch schon ganz andre Studien in Angriff genommen. Mein Interesse für vergleichend-mythologische Fragen war wachgeworden, und hier glaubte ich ein Gebiet gefunden zu haben, das meinem dichterisch angelegten Wesen besonders gut entsprach. War Mythologie doch fast so viel wie Poesie, älteste Poesie des Menschengeschlechtes. Die erste Frucht meiner Studien

*) Leipzig, Verlag von H. Haessel.

in dieser Richtung war die Abhandlung „Apollon-Agni", in welcher ich den Nachweis geführt zu haben glaube, daß diese beiden großen Göttergestalten auf dieselbe Göttergestalt der Urzeit zurückgehen, daß Agni das ursprüngliche Wesen derselben in größerer Einfachheit bewahrt hat, aber auch Apollon deutlich sich als ein alter Feuergott erweist.

Diese Arbeit erregte das Interesse meines Dorpater Kollegen, des Professors der Archäologie Georg Loeschcke, mit dem ich infolgedessen in einen lebhaften, immer tiefer und herzlicher sich gestaltenden Verkehr und Gedankenaustausch trat. Loeschcke war erfreut über die Anregung und Aufklärung, die ihm von dieser Seite für manche kunstmythologische Frage zuteil ward, und ich meinerseits freute mich der reichen Belehrung und Förderung, die er mir vom archäologischen Gebiete aus spendete. Er redete mir zu, nach dem Apollon auch noch andern griechischen Göttergestalten ähnliche Aufhellung ihres ursprünglichen Wesens durch die vergleichend-mythologische Betrachtung angedeihen zu lassen, am besten in einem größern Werke, das in zwanglosen Heften erscheinen könnte und den Philologen, insbesondere aber den Archäologen viel Wertvolles bringen und gewiß dankbar begrüßt werden würde. Ich ging darauf ein und gab dem werdenden Werke den Titel: „Griechische Götter und Heroen, eine Untersuchung ihres ursprünglichen Wesens mit Hilfe der vergleichenden Mythologie". Das erste Heft, Aphrodite, Eros und Hephästos behandelnd, erschien tatsächlich 1887, mit einem Beitrage von Georg Loeschcke. Die wenig freundliche Aufnahme, die dieses Unternehmen in den Kreisen der klassischen Philologen fand, denen es in erster Reihe dienen wollte, hat das Erscheinen weiterer Hefte verhindert. Zudem ging die Zeit meines persönlichen Verkehrs mit Loeschcke bald darauf zu Ende. Er wurde 1889 als Professor der klassischen Archäologie an die Universität Bonn berufen. Dort hat er lange Jahre, später auch noch an der Universität Berlin mit reichem Erfolge gewirkt und sich als Lehrer, ebenso wie schon in Dorpat, sehr hervorgetan. Er verstand es in seltenem Maße, die Schüler für das Studium seines Faches zu begeistern und ihnen die rechten Wege zu weisen. Viele Lehrkanzeln der Archäologie in Deutschland sind gegenwärtig mit Schülern Loeschckes besetzt.

Ich hatte mit Loeschcke während seines Aufenthaltes in Dorpat noch einen andern wichtigen Punkt, in dem sich unsre Interessen und

Arbeiten berührten. Schon seit meiner Studienzeit war ich Mitglied der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat, die sich so große Verdienste um die Kunde des Estenvolkes und des von ihm bewohnten Landes erworben hat. Meine Vaterstadt am Embachstrande gehört selbst zu den heiligsten Stätten des Estenvolkes. Auf ihrem alten Domberge, wo einst heilige Eichenhaine sich erhoben hatten, soll nach der estnischen Sage der Gott des Gesanges, Wannemuine, sein Menschen und Tier ergreifendes, die ganze Natur belebendes Lied gesungen haben. Dort war es auch, wo in grauer Vorzeit der oberste Gott Altvater, wana iza, die Sprachen alle in einem Kessel kochte und dem estnischen Volke die seine zuteilte.

Für Mythen und Sagen, Sitten und Bräuche der Esten hatte ich ein lebhaftes Interesse, das durch die Umgebung, in der ich lebte, früh schon wachgerufen worden war. Nun kam auch Loeschcke in die Arbeit an der Gelehrten Estnischen Gesellschaft hinein und nahm sich bald — als der erste bedeutende Fachmann — der archäologischen Studien, insbesondere der Ausgrabungen, mit einem Eifer an, der allgemein belebend, ja begeisternd wirkte. Manche archäologische Expedition habe ich unter seiner Führung mit Professor Richard Hausmann und andern Kollegen, Schülern und Freunden mitgemacht: in Klein-Kamby, Unnipicht, Warrol, Randen, Hochrosen, Wainsel, Allasch, auf der Insel Oesel. Einige Ausgrabungen habe ich dann auch noch nach Loeschckes Weggang allein oder mit einigen Freunden zusammen veranstaltet: in Lubbenhof, Palenhof, Salisburg. Aber Loeschcke fehlte uns gar sehr. Am gründlichsten hat in dieser Richtung der Historiker Richard Hausmann weitergearbeitet, der es zu namhafter Kennerschaft und wertvollen Leistungen brachte.

Für mich waren diese Reisen und Ausgrabungen indes nur eine angenehme Nebenbeschäftigung, bei der die Liebe zum baltischen Heimatlande und seiner Vorzeit die treibende Kraft abgab. Meine eigentliche Arbeit strebte andern Zielen zu. Bei der Beschäftigung mit den estnischen Hochzeitsbräuchen entdeckte ich eine auffallende Berührung derselben mit gewissen altindischen Hochzeitssitten. Diese Spur verfolgend fand ich bald, daß die Esten, wie auch andre an der Ostsee lebende finnisch-ugrische Völkerstämme, starke Beeinflussung von seiten indogermanischer Völker, insbesondere wohl der alten Germanen, erfahren haben müßten. Dies veranlaßte mich zunächst zu einem Vortrage in der Gelehrten Estnischen Gesellschaft über „Die Esten als

Bewahrer altindogermanischer Hochzeitsbräuche"*), der sehr beifällig aufgenommen wurde. Aus vertiefteren Studien in dieser Richtung erwuchs dann mein Buch „Die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger andrer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker"**). Als wir zu Anfang des Jahres 1888 das fünfzigjährige Jubiläum der Gelehrten Estnischen Gesellschaft unter reger Beteiligung der in Betracht kommenden Kreise feierten, lag diese Arbeit gerade fertig vor.

Dieses so schön beginnende Jahr 1888 sollte mir einen schweren persönlichen Verlust bringen durch den Tod meines guten Vaters, dem ich so unendlich viel verdankte, dessen letzte Lebenszeit aber leider schwer verdüstert war. Am 6. Februar 1888 durfte er noch bei leidlichem Wohlsein seinen 80. Geburtstag feiern, an dem sich die ihm treu anhängende Lehrerschaft der einst von ihm geleiteten Privatschule noch einmal um ihn versammelte. Im August des Jahres starb er nach kurzer Krankheit, während ich gerade auf einer Studienreise in Deutschland begriffen war.

Diese Reise führte mich zuerst nach Berlin, wo ich namentlich mit Johannes Schmidt verkehrte, bei ihm und Julius Hoffory hörte, auch Albrecht Weber, Eduard Schroeder und Wilhelm Grube öfters sah. Von Berlin aus begab ich mich nach Halle, wo ich einige Tage bei Eduard Sievers lebte, der von Jena dorthin übergesiedelt war. Ihm legte ich auch meine metrischen Studien auf dem Gebiete der Eddalieder vor, die sich mir beim Lesen dieser Texte im Verein mit meinem ehemaligen Schüler, dem trefflichen Arwed Johannson, im ersten Semester 1888 ergeben hatten. Von Halle ging es nach Bayreuth, wo ich zum ersten Male die Meistersinger und den Parsifal sah, auch tief ergriffen am Grabe Richard Wagners stand. Zur Familie Wagner hatte ich damals noch keine Beziehungen. In Basel, wo ich meinen Bruder Georg besuchte, erreichte mich die Nachricht vom Tode meines lieben Vaters. Es waren gar ernste, traurige Tage. Ich ging nach Mammern am Kleinen Bodensee, um meinen Bruder Woldemar zu sehen und ihm bei einer Wasserkur Gesellschaft zu leisten, die sein schon schwer leidender Zustand notwendig gemacht hatte. Endlich hielt ich mich noch längere Zeit in München auf, wo ich vor allem mit Ernst Kuhn, Friedrich Knauer und dem geistvollen

*) Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1886.
**) Verlag von Asher Co., Berlin, 1888.

Amerikaner Thomas Sergeant Perry verkehrte. Ernst Kuhn, bei dem ich in Leipzig studiert hatte, war inzwischen Professor in München geworden; Knauer, den ich seinerzeit in das Sanskritstudium eingeführt hatte, war jetzt Professor in Kiew. Perry lernte ich zufällig in der Pension kennen, in der Knauer und ich wohnten. Wir fanden uns zuerst in einem Gespräch über Viktor Hehn, dessen Werke er ebenso wie ich verehrte, und kamen bald in einen lebhaften Verkehr, der sich im Laufe der Zeit zu einer verständnisvollen Freundschaft vertiefte. Perrys Frau war ebenso geistvoll und anziehend wie er, beide hochgebildet und mit der englischen wie mit der deutschen Literatur wohlvertraut. Er war Schriftsteller auf dem Gebiete der Literatur und hatte unter anderm ein Buch „From Opitz to Lessing" verfaßt. Die Frau war talentvolle Dichterin und Malerin zugleich; sie machte damals Freilichtstudien bei Uhde in Dachau bei München, wo ich sie ebenfalls besuchte. Drei Töchter, von denen die jüngste erst vier Jahre, die älteren im angehenden Backfischalter waren, belebten die Familie. Als ich dann im beginnenden Winter heimkehrte, fand ich den Vater nicht mehr, — nur seinen beschneiten Grabhügel auf dem alten Friedhof zu Dorpat.

## Achtes Kapitel.

# Reise nach Schweden.

Im Spätsommer des Jahres 1889 reiste ich im Auftrag der Universität Dorpat zum Internationalen Orientalisten-Kongreß nach Stockholm und Christiania. Diese Reise gestaltete sich für mich so abenteuerlich, daß ich ihrer hier etwas ausführlicher gedenken muß.

König Oskar II. von Schweden war bekanntlich ein Freund und Gönner der Wissenschaften und Künste. Insbesondere interessierte er sich lebhaft für die orientalistischen Studien. Als nun gegen Ende August des Jahres 1889 der Internationale Orientalisten-Kongreß in Stockholm stattfinden sollte, nahm sich der König dieser Angelegenheit ganz persönlich mit dem ihm eigenen schönen Enthusiasmus an. Er wollte selbst den Kongreß eröffnen und an ihm teilnehmen; die Gelehrten sollten seine Gäste sein.

Die Universität Dorpat entsandte mich als Delegierten zu dieser Tagung. Ein schöngebundenes Exemplar meiner kurz vorher vollen-

deten Ausgabe des ältesten Yajurveda sollte ich dem König als Geschenk überreichen. Ein neuer kräftiger Lederkoffer nahm neben diesem Werke das Beste auf, was ich an Wäsche und Kleidern zur Verfügung hatte, darunter auch einen nagelneuen Frackanzug für alle Empfänge und Festlichkeiten. Ich wollte bis Riga die Eisenbahn, von da bis Stockholm das Schiff benutzen. In der Bahn traf ich zwei alte Freunde, den Professor und Wirklichen Staatsrat Wilhelm Hörschelmann sowie Eduard Bergmann, den Bruder des Berliner Chirurgen. Die Eisenbahn von Dorpat nach Riga war damals neu erbaut, und es war in Riga noch kein Bahnhof vorhanden. Man hielt außerhalb der Stadt, bei der sogenannten Alexanderpforte. Als wir ankamen, war es bereits Nacht. Man riß sich um die wenigen vorhandenen Droschken, die uns bald vor der Nase wegfuhren. Verzweifelt kämpfte man in der Dunkelheit um andere Fahrgelegenheiten. Hörschelmann eroberte uns schließlich Plätze in einem elenden Omnibus. Für meinen großen, schweren Koffer gab es da aber leider keinen Platz. Er sollte auf einem sogenannten Bagagewagen uns in das Hotel de Rome nachgeführt werden. Dieser Wagen, den ein zerlumpter Jude kutschierte, sah nicht gerade schön aus. Doch der Omnibusbesitzer schwur hoch und teuer, daß er sich für die Sicherheit des Koffertransports verbürge. Es gab kaum eine Wahl. Schweren Herzens willigte ich notgedrungen ein, mich von meinem wertvollen Koffer für eine Weile zu trennen.

Während wir im Gasthofe beim Abendessen saßen, erschien plötzlich der Kutscher des Bagagewagens. Sehr niedergeschlagen und sich tausendmal entschuldigend, erklärte er, meinen Koffer auf der Fahrt in der Dunkelheit verloren zu haben; er müsse vom Wagen gefallen sein und sei auch nicht wieder zu finden gewesen. Meinen Schrecken kann sich niemand vorstellen. Der gute Koffer mit dem wertvollen Inhalt, vor allem dem Geschenke für König Oskar! Das vernichtete meine ganze Reise! Doch die Freunde standen mir tatkräftig zur Seite. Der Jude sah nicht vertrauenerweckend aus, und es wurde an der Wahrheit seiner Aussagen stark gezweifelt.

Sofort ging es mit ihm auf die nächste Polizeistation, sodann zum Chef der Geheimpolizei. Hörschelmanns Rang und Titel, sowie unser entschiedenes Auftreten bewirkten endlich, daß der schlaftrunkene Diener den General weckte. Dieser empfing uns freundlicher, als die Störung mitten in der Nacht erwarten ließ. In fliegender Hast er-

zählten wir das Geschehene, legten die Dringlichkeit des Falles dar und vergaßen nicht, das Geschenk für den König von Schweden zu erwähnen. Der General gab sofort Befehl, daß seine Agenten an die Arbeit gehen sollten, das Verlorene aufzustöbern. Dann fuhren wir mit der Polizei zu der Wohnung des jüdischen Kutschers, den man natürlich verdächtigte, den Koffer veruntreut zu haben.

Wie ein phantastischer Traum steht dies Nachtbild noch vor meinen Augen. Die elende Wohnung mit ganzen Knäueln schlafender Männer, Weiber und Kinder, die trotz alles Lärmes, den die Polizisten machten, sich stellten, als ob sie weiter schliefen. Die trübselige Beleuchtung, der zitternde jüdische Kutscher, die fluchenden Polizeimänner, die alles aufrissen, Wohnung, Stallraum, jeden Winkel durchsuchten, bald hier, bald dort mit ihren Säbeln hineinstachen, aber schließlich doch nichts fanden. Endlich wurde von dem Polizeioffizier ein „Protokoll" aufgenommen. Das mochte formell befriedigend sein, verhalf mir aber nicht zu meinem Koffer. Erst beim Morgengrauen langte ich wieder in meinem Gasthof an. Ich konnte kein Auge schließen, mußte auch bald wieder auf die Polizei, wo die Verhöre fortgesetzt wurden. Dazwischen wurde hin und her telephoniert. „Alle Agenten sind an der Arbeit!" lautete der Bescheid aus der Geheimpolizei. Das Geschenk für König Oskar stieg zu fabelhafter Kostbarkeit empor, indes vorläufig ohne Erfolg. Ich mußte noch zum Gouverneur, General Sinowjew, eilen wegen meines Passes. Sinowjew empfing mich sehr liebenswürdig und teilnehmend, denn er hatte schon von meinem Unglück erfahren, und versprach mir, den Paß für den folgenden Vormittag fertigstellen zu lassen. Die Kanzlei wurde gerade geschlossen. Bergmann begleitete mich in die Agentur des Dampfschiffes, wo ich mir einen Platz sichern wollte.

Es war ein Freitag. Das Schiff sollte fahrplanmäßig am Samstag mittags von Riga abfahren. In der Agentur aber traf mich ein neues Mißgeschick. Mit einiger Verlegenheit teilte man mir dort mit, das Schiff werde nicht am Samstag, sondern schon heute — Freitag — um halb drei Uhr nachmittags abfahren, das heißt etwa nach einer halben Stunde. Es wäre kein einziger Reisender gemeldet; deswegen sei auch der Plan geändert, und das Schiff fahre gar nicht nach Stockholm, sondern mit Getreide nach Gefle, nach dem Norden von Schweden. Ich wollte unter diesen Umständen die Fahrt ganz aufgeben; denn abgesehen von der Unmöglichkeit, den Koffer zu be-

schaffen, bestand auch keine Möglichkeit mehr, den Paß zu besorgen. Andere Schiffe gingen nicht, und am Sonntag hätte ich spätestens in Stockholm sein müssen. Bergmann redete mir indes zu, die Fahrt ohne Paß zu wagen. Mir war das in meiner Eigenschaft als offizieller Delegierter besonders unangenehm; denn nach dem Maßstabe des damaligen Rußland bemessen, war das ein unentschuldbares Verbrechen. Eine andere Möglichkeit, nach Stockholm zu kommen, gab es aber nicht. Der Kapitän, ein bedächtiger Schwede, erklärte, er wollte es schon auf sich nehmen, mich versteckt über die Grenze zu bringen. „Irgendwie kommst du schon zurück!" rief Bergmann. Die Zeit drängte, ich schwankte noch, und plötzlich war ich dann auf dem Schiff und fuhr ab. Als Gepäck hatte ich nur eine dünne Plaidrolle und einen Zylinderhut mit!

Es war kein behaglicher Augenblick, als bei der Grenzstation Dünamünde die russischen Gendarmen an Bord kamen. Der Kapitän hatte mich vorher in seiner Privatkajüte eingeschlossen.

„Wieviel Passagiere haben Sie?" hörte ich rufen. „Keinen!" war die Antwort des Kapitäns.

Ein Fluchen und Wettern schien zu folgen. Die Gendarmen stolperten an meinem Verstecke vorüber und stießen an die Tür. Jeden Augenblick glaubte ich, entdeckt zu werden. Doch es war nichts damit. Sie hatten bloß mit dem Kapitän einige Schnäpse getrunken.

Nun ging es hinaus auf die offene See, die Nacht kam. Mir war nicht sonderlich wohl zumute, und meine Stimmung konnte dadurch nicht besser werden, daß der Kapitän, der so leicht bereit gewesen war, mich durchzuschmuggeln, nun plötzlich bedenklich wurde. Er sagte: „Über die Grenze aus Rußland heraus konnte ich Sie leicht bringen, aber wie kommen Sie zurück? Das ist sehr schwierig, kaum möglich ohne Paß! Beim Eintritt nach Rußland wird jeder Winkel des Schiffes durchsucht. Wie sollen Sie jetzt zu einem Paß gelangen, ohne das Geschehene zu erzählen? Und wenn es herauskommt, daß ich Sie ohne Paß herübergebracht habe, dann darf ich nicht mehr zwischen Rußland und Schweden fahren! Meine Existenz steht auf dem Spiele!"

Solche Äußerungen waren wenig tröstlich für mich, der ich ohnehin alle Ursache hatte, über die unangenehmen Folgen, die mein Abenteuer haben konnte, selbst nachzudenken. Auch in dieser Nacht konnte ich kein Auge schließen. Rastlos wanderte ich auf dem Ver-

deck hin und her, und ließ mir den kühlen Nachtwind um den heißen Kopf wehen, oder ich blickte nachdenklich in die dunkle, mächtig tosende Flut der Ostsee hinab.

„Wie komme ich denn aber nach Stockholm, Kapitän? Sie fahren ja nach Gefle!" „O, das hat keine Not!" erwiderte jener. „Wir begegnen noch vielen Schiffen, die auf Stockholm fahren. Ich signalisiere Sie als Schiffbrüchigen, und jedes Schiff nimmt Sie gern auf."

Und so geschah es wirklich am Morgen des freundlichen Sonntags, der auf jene Nachtfahrt folgte. Mit Zylinder und Plaidrolle in der Hand kletterte ich die eine Schiffstreppe hinunter, die andere hinauf. Ein sonderbarer Schiffbrüchiger, der alsbald vielen teilnehmenden Fragern sein Abenteuer berichten mußte, soweit das angängig war.

In Stockholm war überall festliche Vorbereitung und Feststimmung wahrzunehmen. Es war kein gewöhnlicher Kongreß, sondern auf Wunsch des Königs ein Landesfest.

Am folgenden Tage, dem Montag, wollte der König den Kongreß um 12 Uhr mittags in Person eröffnen. Bis dahin mußte alles beschafft sein, was ich brauchte! Einige hundert Rubel über die Reisebarschaft hinaus hatte mir ein Freund vor der Abreise in Riga noch zugesteckt. Mein freundlicher Wirt führte mich daher am Montag beizeiten in ein großes Geschäft, wo ich mich von Kopf bis zu Fuß neu ausstatten konnte. Den Frackanzug erhielt ich in einem Frackleihgeschäft. Er war ganz leidlich, wenn auch nicht so schön wie mein eigener, an den ich immer noch mit Wehmut gedachte.

Pünktlich war ich in tadellosem Anzug im Riddarhus, wo die Eröffnung des Kongresses vor sich gehen sollte. Als Delegierter von Rußland wurde ich mit allen Ehren empfangen. Daß ich ein paßloses Individuum und daher ein Verbrecher sei, teilte ich natürlich niemandem mit. Die Eröffnung entwickelte sich sehr glänzend. Alle Spitzen des Landes waren in höchster Gala versammelt, desgleichen das diplomatische Korps. Der König verlas eine längere selbstverfaßte Rede, die von einem Hauch echter Poesie durchweht und zugleich so herzlich war, daß sie zu Herzen gehen mußte. „Mein ganzes Land gehört in diesen zwei Wochen Ihnen als meinen Gästen!" — war der Schlußgedanke seiner Ausführungen.

Für den Abend waren wir im Schloß Drottningholm, das auf einer Insel des Mälarsees liegt, zum König zu Gaste geladen. Es

war eine herrliche Fahrt über die weite Fläche des blinkenden Wassers, das von unzähligen festlich geschmückten Booten bedeckt war, deren Insassen uns jubelnd begrüßten. Am Landungsplatz erwarteten uns Generalität und Hof. Truppen bildeten Spalier bis zum Schloß. Es war ein Empfang, ähnlich dem von gekrönten Häuptern. Als wir im großen Saale versammelt waren, entwickelte sich ein opulentes kaltes Büfett. In diesem angenehmen Zeitpunkte fragte mich ein Freund, dem ich mein Abenteuer erzählt hatte, ob ich nicht den russischen Generalkonsul, Herrn v. Bucharow, kennen lernen wollte. Das war mir sehr recht, denn der Mann war mir wichtig. Herr v. Bucharow begrüßte mich mit bestrickender Liebenswürdigkeit als Landsmann und versicherte mir ein über das andere Mal, daß er zu jedem Dienst und jeder Gefälligkeit bereit sei, die irgend in seiner Macht stehe. Ich dachte bei mir, daß ich deren gar sehr bedürftig sei, ließ aber zunächst nichts weiter verlauten, sondern dankte ihm nur herzlich, plauderte mit ihm und trank mit ihm zusammen den guten Wein des schwedischen Königs. Am anderen Vormittag aber fuhr ich zu ihm, um ihm unter vier Augen meine peinliche Lage zu beichten. Heiter und fröhlich empfing mich der Generalkonsul, der zunächst wohl einen Höflichkeitsbesuch vermutete. Während meiner Erzählung machte sein offenes, schönes Gesicht die merkwürdigsten Wandlungen durch. Es wurde mehr und mehr nachdenklich, zog sich in die Länge, wurde ernst und finster, — dann lachte er jedoch hell auf und sagte: „Nun ja, das ist eine fatale Sache! Aber ich kann Ihnen helfen, und ich werde es tun. Einen gewöhnlichen Paß vermag ich Ihnen nach dem, was Sie getan, beim besten Willen nicht auszustellen. Ich werde Ihnen aber einen Paß verschaffen, wie Sie noch nie einen gehabt und wohl auch nie wieder haben werden!“ Dann rief er seinen Sekretär und gab ihm die nötigen Weisungen. Nach einigem Warten erhielt ich einen Paß, wie ihn sonst nur Gesandte erhalten. Es war ein großes, schön ausgestattetes Dokument, in dem geschrieben stand, im Namen Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen, Alexander III., werde hiermit allen Behörden und Beamten des russischen Reiches, insonderheit an der Grenze, kund und zu wissen getan, daß der Herr v. X. nunmehr von seinem Aufenthalt im Ausland nach Rußland zurückkehrte; ihnen allen werde im Namen Seiner Majestät eingeschärft und anbefohlen, denselben mit der größten Deferenz zu empfangen, alle seine Angelegenheiten auf das rascheste und zuvor-

kommendste zu erledigen, ihm keinerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen usw. usw. Mit diesem großartigen Schriftstücke in der Tasche konnte ich beruhigt, ja stolz die Rückreise in die Heimat antreten.

So dankbar ich Herrn v. Bucharow für diese großartige Lösung der Schwierigkeiten meiner Lage war, so mußte ich ihn doch alsbald noch einmal behelligen. An einem der Festtage war ein Freund meines braven schwedischen Kapitäns zu mir gekommen und hatte mich dringend gebeten, ich möchte doch dafür sorgen, daß der Name des Kapitäns nicht genannt würde und daß ihm jedenfalls kein Schaden aus seiner Hilfsbereitschaft erwüchse. Ich fuhr daher wieder zu Herrn v. Bucharow und trug ihm den Fall recht beweglich vor. Es würde mir doch äußerst peinlich sein, wenn der gute Kapitän Schaden von der Sache hätte. Der Generalkonsul schien mich nicht verstehen zu wollen. „Nun ja," fügte ich erklärend hinzu, „es war doch ungesetzlich, daß jener mich ohne Paß herüberbrachte." Da rief der Generalkonsul: „Den Namen des Mannes weiß ich natürlich längst; aber was denken Sie denn von mir? Wenn ich ihn sehe, dann werde ich ihm doch nur danken, daß er Sie herübergebracht hat! Denn hätte er das nicht getan, dann würden wir Sie ja jetzt nicht bei uns haben!"

Das war nun allerdings die denkbar scharmanteste Behandlung dieser immerhin heiklen Frage. Und ich bin überzeugt, daß kein deutscher Generalkonsul sie so glatt und vornehm gelöst haben würde.

Es waren im übrigen zwei, an schönen und wertvollen Eindrücken überaus reiche Wochen, die ich in Skandinavien verleben durfte, begünstigt von herrlichstem milden Spätsommerwetter. König Oskar tat alles, was nur irgend möglich war, um uns Orientalisten den Aufenthalt in seinem Lande genußreich zu gestalten. Als wir nach Verlauf der ersten Woche von Stockholm nach Christiania im Nachtzuge fuhren, stand auf jeder Station das Volk dichtgedrängt und erwartete uns, obwohl die Leute meist so gut wie nichts zu sehen bekamen, da die Kongreßteilnehmer die Zeit zum Schlafen benutzten. Ein schwedischer Kollege fragte auf einer Station, wo wir hielten, einen der dort stehenden Bauern, wozu sie denn alle da versammelt wären. „Wie soll man denn da nicht herkommen?" war die Antwort. „Es weiß ja doch jedermann, daß jetzt dreihundert Könige durchs Land fahren!" Das war die Legende, die uns begleitete. Wenige Länder der Welt haben mir einen so anziehenden Eindruck gemacht wie Schweden und Norwegen mit ihrem prächtigen, echt germanischen Volke.

Nachdem die schönen Wochen verrauscht waren, fuhr ich über Helsingfors und St. Petersburg in die Heimat zurück, wo mein großes Paßdokument wie ein Zauberstab auf alle Grenzbeamten wirkte.

Und mein Koffer? Meine verschwundenen Habseligkeiten? — Den Frackanzug hatten zwei Beamte der Geheimpolizei bald nach meiner Abreise ins Hotel de Rome gebracht. Wie sie ihn erlangt hatten, habe ich nie erfahren. Auch den Koffer erhielt ich später, leider völlig ausgeleert, nach Dorpat zurück. Angeblich hatte ihn die Polizei in einem Walde am Jägelsee bei Riga neben der Leiche eines Ermordeten gefunden! Welches Drama sich mit ihm abgespielt hat, ist mir jedoch nie bekannt geworden. Ich nannte ihn seither den Mordkoffer und reiste lieber mit dem in Stockholm erworbenen Ersatzstück.

## Neuntes Kapitel.

# Höhepunkte.

Schon oben habe ich des für mich so wertvollen engen Verkehrs mit gleichgesinnten baltischen Freunden gedacht und hierbei Friedrich v. Ditmar, Arwed v. Brasch und Reinhold v. Staël-Holstein genannt. Sie blieben mir andauernd treue, hilfreiche Freunde. Ditmar und Staël widmete ich meine Übersetzung des buddhistischen Dhammapadam, die unter dem Titel „Worte der Wahrheit" im Jahre 1892 erschien*). Doch ich muß hier auch noch meinen lieben Freund und Kollegen, den Botaniker Edmund Russow erwähnen, der mir erst in dieser Zeit näher trat, bald aber einer meiner liebsten und treuesten Freunde wurde und es bis zu seinem allzufrühen Tode im Jahre 1897 geblieben ist. Er war eine überaus feine, edle, harmonische Persönlichkeit mit warmem Herzen und treuem Gemüte. Ein bedeutender Forscher, aber zugleich ein Mensch, der die Natur, ihre Schönheiten, ihre Wunder und Geheimnisse mit dem verständnisvollen Auge eines Künstlers schaute und mit liebendem Herzen erfaßte. Mit ihm zusammen zu sein, mit ihm in Feld und Wald umherzuwandern, oder gar am Meere, das er als geborener Revalenser leidenschaftlich liebte, war stets ein innerer Gewinn. Sein Haus wurde mir zu einer zweiten Heimat, wozu auch seine lebhafte, warmherzige Frau und die präch-

*) Verlag von H. Haessel, Leipzig.

8*

tigen Kinder das Ihrige beitrugen. Meine letzte Dorpater Zeit ist durch die sich immer mehr vertiefende und befestigende Freundschaft mit Russow ganz wesentlich bestimmt und bereichert worden. Hier hatte ich ein wahrhaft verständnisvolles, treuliebendes Freundesherz, bei dem ich allezeit Trost und Stärkung finden konnte, wie ich sie insonderheit in der Zeit nach dem Tode meines Vaters oft genug sehr nötig hatte.

Russow, der etwa zehn Jahre älter war als ich, hatte seine Amtswohnung im Botanischen Garten, der mir seit meiner Kinderzeit wohlbekannt war, jetzt aber eine ganz neue Bedeutung für mich erhielt als Wohnstätte des Freundes, der die Natur so tief erfaßte, mit ihr lebte und ihr Leben auch andern zu weisen wußte. Mit diesem Blick für die Natur und seine Umgebung verband Russow ein hervorragendes Geschick und Verständnis für die Kunst des Photographierens. Seine Photographien für das Stereoskop, die Russow von Dorpat und Umgegend, wie auch am estländischen Strande, mit ebenso tiefem Naturgefühl wie feinem Kunstverständnis aufgenommen hatte, legten hiervon ein bedeutendes Zeugnis ab. Es war eine reiche Fülle von Bildern, in denen uns das alte Dorpat und die Natur der baltischen Heimat so gegenständlich und lebendig entgegentrat, wie in keiner sonstigen Bildersammlung aus dem Baltenlande. Sommerbilder waren ebenso reich vertreten, wie die charakteristischen Winterlandschaften, doch zum Schönsten gehörten die Bilder, auf denen der werdende Frühling sich zeigte, insbesondere die Zeit der Schneeschmelze, die Russow besonders liebte. Bewunderungswürdig war es, wie Russow es verstand, die herrlichsten Lichtwirkungen, Sonnenuntergang, Gewitterstimmung, die von den eben gefallenen Regentropfen noch glitzernden Föhren, den Rauhreif in der Wintersonne und anderes mehr auf diese Bilder zu bannen. Auch das Estenvolk in allerlei charakteristischen Verrichtungen, z. B. beim Aussägen und Wegführen der großen Eisblöcke aus dem Eise des Embach, die ich im Winter so oft mit angesehen hatte, war reichlich darunter vertreten. Diese Bilder, mit deren Herstellung sich Russow insbesondere in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, fanden allgemein die größte Anerkennung und Bewunderung im Baltenlande.

Der wichtigste Punkt, in dem ich mit meinem Freunde Russow, wie auch mit den meisten anderen Freunden, zu jener Zeit nicht übereinstimmen konnte, war die Stellung zum Christentum. Diesem inneren

Entwicklungsgange ist indes in den vorliegenden Blättern ein besonderer Abschnitt gewidmet, so daß es hier an dieser Bemerkung genügen mag.

Der Frühling des Jahres 1890 brachte mir eine unerwartete große Freude: die Aufführung meines Dramas „König Sundara" im Stadttheater zu Riga. Ich hatte dieses im Jahre 1876 in Tübingen geschriebene Drama im Drange der Zeit und anderer Aufgaben beiseite legen müssen, bis ruhigere Jahre es gestatteten, es wieder hervorzuholen und andern mitzuteilen. In der Mitte der achtziger Jahre las ich es meinem Freunde Fedi Ditmar vor, der, lebhaft davon erfaßt, seinen ganzen Einfluß geltend machte, meiner dichterischen Schöpfung auch in weiteren Kreisen Anerkennung zu verschaffen. Seine in Dorpat und in ganz Livland hochangesehene Stellung, sein großer Kreis von Freunden und Bekannten, die sein Urteil hochhielten, boten ihm dazu die Möglichkeit. So kam es dazu, daß der Professor des Provinzialrechtes, Karl Erdmann, ein talentvoller und beliebter Vorleser, meinen König Sundara zu wohltätigen Zwecken in der Aula der Universität Dorpat vortrug. Das Stück erschien im Jahre 1887 im Buchhandel*) und erzielte schon im folgenden Jahre eine zweite Auflage. Bald fanden sich auch Komponisten, die einzelne Teile des Dramas vertonten oder auch eine Musik für die Aufführung des Ganzen schrieben. Besonders eifrig nahm sich dessen Reinhold Starke an, ein Reichsdeutscher, der als Musiklehrer des Landesgymnasiums in Birkenruh bei Wenden lebte. Auch Kapellmeister Lohse am Rigaschen Stadttheater machte sich an die gleiche Arbeit, ließ sie aber wieder fallen, als er erfuhr, daß Starke seine Vertonung bereits vollendet habe. Im Winter 1889/90 teilte mir der Oberregisseur des Stadttheaters in Riga, Leopold Adler, mit, daß er meinen König Sundara zufällig kennen gelernt habe, von seiner Bühnenfähigkeit überzeugt sei und ihn, wenn ich damit einverstanden sei, noch in der laufenden Theaterspielzeit aufführen wollte. Ich stimmte natürlich gerne zu. Nun regte sich auch der Freundeskreis in Riga; und keiner tat so viel, der Aufführung meines Dramas zu einem vollen Erfolge zu verhelfen, als mein lieber Freund Theodor Groenberg, ein etwas älterer Schul- und Universitätskamerad, der inzwischen Professor der Physik am Polytechnikum zu Riga geworden, dort in weiten Kreisen sehr be-

*) Dorpat, Schnakenburgs Verlag, 1887.

kannt und beliebt war und auch in Theaterkreisen viel Einfluß besaß. Er war ein künstlerisch ebenso wie wissenschaftlich reich und vielseitig veranlagter Mensch, mit einem Herzen voll Liebe und warmer treuer Freundschaft. Ihn begeisterte und beglückte der Gedanke, mein Drama, das seinen ganzen Beifall hatte, auf der Rigaschen Bühne aufgeführt zu sehen. Er nahm mich auch, als ich zur Aufführung nach Riga reiste, auf das liebevollste in seiner Wohnung auf und tat alles, was in seinen Kräften stand, um mir die Tage meines Dortseins zu rechten Freudentagen zu gestalten.

Die Aufführung fand im April des Jahres 1890 statt. Ich machte die Generalprobe mit und lernte bei dieser Gelegenheit außer dem Oberregisseur Adler und Direktor Rösicke auch die bedeutendsten Künstler kennen. Fräulein Hinninghofen, eine gediegene Künstlerin, spielte die Prijamwada. Bei der Aufführung selbst war das Haus gedrängt voll, die Begeisterung groß. Ich saß im Parkett. Auch der Komponist der Chöre und sonstigen musikalischen Einlagen, Reinhold Starke, war anwesend. Wir wurden beide oftmals gerufen. Starke zeigte sich; ich blieb dagegen auf meinem Platze sitzen, da es mir peinlich war, mich so der ganzen Versammlung darzustellen. Oberregisseur Adler hatte den Sundara zu seinem Abschieds-Benefiz gewählt. Dasselbe tat dann auch der ebenfalls scheidende Direktor Rösicke. Nach der Aufführung fand ein freundschaftliches Abendessen statt, bei dem mir ein silberner Lorbeerkranz, eine Silberfeder und herrliche Blumen überreicht wurden. Ich war wie berauscht von Glück und Freude. Seit dem Jahre 1872, dem Jubiläum der Livonia, hatte ich Ähnliches nicht erlebt.

Der schöne Erfolg meines Dramas, die lebhaft bezeigte Teilnahme des Publikums, das einstimmige, überaus günstige Urteil der Presse regten mich dazu an, mich mit aller Kraft wieder auf das dichterische dramatische Schaffen zu werfen. Jetzt erwuchs, fast von selbst, aus meinen Studien zu dem früher erwähnten historischen Roman aus der Großmogulzeit ein großes historisches Drama in fünf Akten mit Vorspiel „Dara oder Schah Dschehan und seine Söhne", das schon im folgenden Jahre veröffentlicht wurde*). Es ist größer angelegt als König Sundara, von viel bedeutenderer dramatischer Wucht, aber freilich auch durch größere Kompliziertheit nicht so leicht

*) Verlag von E. Behre, Mitau, 1891.

aufzuführen, insbesondere natürlich für eine Bühne mit mäßigen Mitteln. Dennoch gelangte auch dieses Drama, wenn auch stark zusammen gestrichen und dadurch in der Wirkung beeinträchtigt, auf dem Stadttheater in Riga zur Aufführung, und zwar unter Direktor Martersteig, der Rösickes Nachfolger war. Ich konnte leider dabei nicht anwesend sein. Auf außerbaltischen Bühnen ist keines der beiden Dramen aufgeführt worden.

War der schöne Erfolg meines König Sundara auf dem Stadttheater in Riga eine bloße Täuschung gewesen? Ich glaube nicht. Für die Echtheit desselben und die Bühnenfähigkeit des Stückes zeugte nicht nur die warme Teilnahme des Publikums, das Urteil der Presse, sondern ganz besonders noch, wie ich meine, die liebevolle Begeisterung, mit der die Schauspieler bei der Arbeit an diesem Werke waren. Die Beweise dafür drängten sich mir während meines Aufenthalts in Riga ungesucht auf. Ein sicheres Schreiten über die deutschen Bühnen wurde mir von allen Seiten mit Bestimmtheit vorausgesagt. So waren die Hoffnungen in mir wieder lebendig geworden und hatten sich aufs neue befestigt, die ich lange schon in der Stille in mir gepflegt hatte. Aber es hing ein Damoklesschwert über dem Schicksal meines König Sundara und aller verwandten Werke idealistischer Richtung. In derselben Theaterspielzeit ging „Die Ehre", das erste Stück von Hermann Sudermann über die Bretter und machte viel von sich reden. Ihm folgte Gerhart Hauptmann. Es begann die realistische, naturalistische Strömung auf unserm Theater, die bald zur Hochflut anschwellend das Aufkommen von Schöpfungen rein idealistischer Art für lange hinaus unmöglich machte.

Die Zeitungsberichte über die Aufführung meines König Sundara in Riga waren vielleicht nirgends mit so lebhaftem Interesse gelesen worden wie in Neu-Sackenhof, einem Gute in der Nähe von Wolmar, wo die Baronin Lilly v. Vietinghoff mit ihren Kindern sich seit einiger Zeit niedergelassen hatte. War doch sie es gewesen, unter deren Augen gewissermaßen der Sundara in Tübingen geschrieben wurde und die mir zuerst durch ihre begeisterte Zustimmung die Freude an der Vollendung des Werkes und die Überzeugung geweckt hatte, daß ich mit dieser Schöpfung mich auf dem rechten Wege befand. Nichts konnte mich daher mehr beglücken als die warme Teilnahme an meinem Erfolge, die mir die aus Neu-Sackenhof kommenden Glückwünsche bekundeten. Einer Einladung, die Freundin an ihrem neuen

Wohnorte zu besuchen, konnte ich nicht widerstehen. Es waren Jahre vergangen, seit ich sie zuletzt gesehen; Vietinghoffs waren hin und her gezogen, der Sundara hatte in der Stille meines Schreibtisches geruht. Nun fanden sich beide wieder zusammen. Ich brachte auch mein neues, durch den Sundara-Erfolg angeregtes Drama Dara mit, das verständnisvolle Teilnahme fand. Deutlich fühlte ich es, daß mir nirgends so liebevolles, tiefes Verstehen für mein Schaffen, für mein ganzes Wesen entgegenkam wie bei Lilly, der Dichterin, der langjährigen treuen, erprobten Freundin. So wiederholten sich meine Besuche in Neu-Sackenhof, immer mehr vertiefte sich das gegenseitige Verstehen, bis Ende des Jahres 1890 der Herzensbund fürs ganze Leben zwischen Lilly und mir geschlossen wurde.

Inzwischen aber mußte ich eine schon im Sommer 1890 beschlossene Studienreise nach Berlin und Wien ausführen. Die Beschäftigung mit der Mâitrâyanî Saṃhitâ hatte mich zum Studium des Kâthakam geführt, eines nahe verwandten, ebenso alten und wichtigen Yajurvedatextes, von dem eine einzige vollständige Handschrift in der Berliner Königlichen Bibliothek vorhanden war. Diese hatte ich schon Ende der siebziger Jahre kennen gelernt, mit der Mâitrâyanî Saṃhitâ verglichen und in einer Abhandlung besprochen, die in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1879 erschien. Nun galt es, noch weitere Handschriften kennen zu lernen, wenn auch nur Fragmente solcher sich anderswo fanden. Ein solches Fragment war im Besitze der K. K. Hofbibliothek in Wien. Das veranlaßte mich im Winter 1890/91 zu der erwähnten Studienreise.

Ich fuhr zunächst nach Berlin, wo ich den großen Indologen Albrecht Weber besuchte und auch Ernst Bergmann sowie Adolf Harnack öfters sah. Der bekannte Sprachforscher Johannes Schmidt, der sich vergeblich darum bemüht hatte, mir in Berlin zu einer Professur zu verhelfen, nahm mich sehr freundlich bei sich auf. In seinem Hause traf ich mit Adolf Wagner zusammen, der durch seine aus Dorpat mitgebrachte warme Liebe für das Baltenland mein ganzes Herz gewann. Bei Bergmann lernte ich außer andern Berühmtheiten auch den genialen Postminister Stephan kennen. Ich muß es Bergmann, der inzwischen zu einer hoch angesehenen Stellung in Berlin aufgestiegen war, nachrühmen, daß er den jüngern Landsmann mit echter Herzenswärme bei sich aufnahm und in jeder Beziehung zu fördern suchte. Auch Harnack erwies mir viel Freundlichkeit.

Eine kleine Episode aus diesen Berliner Tagen glaube ich festhalten zu müssen. Ich hatte bei einem Abendessen im Hause Johannes Schmidts einen Platz neben dem damaligen Dekan der philosophischen Fakultät, dem Zoologen Eilhart Schulze, erhalten; uns gegenüber saß Adolf Wagner. Als ich Schulze auf seine Frage nach meiner Herkunft gesagt hatte, daß ich Livländer sei, bemerkte er: „Sie sind also Russe!" Ehe ich ihm aber noch auf diese, jedem Livländer verhaßte und zudem ganz verkehrte Qualifikation die entsprechende Antwort geben konnte, fuhr schon Adolf Wagner auf ihn los: „Was sagen Sie da? Der Herr soll ein Russe sein? Ich kann Ihnen nur sagen, er ist ein viel besserer Deutscher als Sie!" Und nun sprach er in flammender Begeisterung über die Balten, die Livländer und ihre opfervolle, hartnäckige Verteidigung und Bewahrung des angestammten deutschen Wesens. Er sprach so, daß der ganze Tisch ihm zuhören mußte, und redete noch immer weiter, als wir uns schon von der Tafel erhoben hatten. Bei dieser Gelegenheit sagte Adolf Wagner unter anderm ein Wort, das sich mir unverlöschlich eingeprägt hat: „Ich habe in meinem Leben zweimal Augenblicke erlebt, in denen ich deutlich die Empfindung hatte, daß es mir vergönnt war, in die Zukunft hinaus zu schauen. Das erstemal war es, als ich in jungen Jahren vor dem Straßburger Münster stand. Da sagte ich mir: Das wird noch einmal wieder deutsch! Das zweitemal stand ich als junger Professor vor der Domruine in Dorpat. Und auch da sagte ich mir wieder: Das wird noch einmal wieder deutsch! Das erste habe ich erlebt, — das zweite hoffe ich noch zu erleben!"

Adolf Wagner und Johannes Schmidt, Ernst Bergmann und Adolf Harnack waren mir durch gleiche Gesinnung und den Halt, den sie mir damit boten, um so wertvoller und tröstlicher, als den Balten damals in Berlin nur allzuoft ein ganz andrer Ton entgegenklang: die Versicherung, wir sollten nur ja nicht glauben, daß Deutschland sich jemals um das Baltenland bekümmern werde. Das gehöre nun einmal Rußland, sei also russisch und müsse tun und erleben, was der russische Zar wolle und die russische Staatsräson erfordere. Deutschland ginge das gar nichts an.

In Wien angelangt, begann ich die Handschrift des Kâthakam auf der Hofbibliothek zu studieren, die mir mein Gönner, der Indologe Georg Bühler, der inzwischen in Wien Professor des Sanskrit geworden war, zugängig gemacht hatte. Der Charakter des Wieners

offenbarte sich mir in recht liebenswürdiger Weise bei meinem ersten Gange vom Gasthof in die Bibliothek. Ich verfehlte den Weg, wurde irre und wandte mich an einen alten Herrn mit der Frage, ob dies wohl der rechte Weg zur Hofbibliothek sei. „Ach nein," sagte er, „da sind Sie ganz falsch gegangen! Kommen Sie, ich will es Ihnen zeigen!" Damit ergriff er mich freundlich väterlich bei der Hand und führte mich durch mehrere Gassen und Höfe, immer meine Hand festhaltend, bis er endlich, auf ein großes Gebäude zeigend, mir sagen konnte: „Sehen Sie, das ist die Hofbibliothek." Ich konnte nur danken und fühlte mich eigentümlich warm berührt durch solche Freundlichkeit. Der alte Herr hatte seinen Morgenspaziergang sehr liebevoll zur Führung eines ihm ganz Fremden verwendet.

Beim Studium der Handschrift entdeckte ich darin eine sehr eigenartige Akzentuation, über die ich dann in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*) nähere Mitteilung machte.

Es war dies mein erster Besuch in Wien, der mich viel Neues und Interessantes kennen lehrte. Sehr wertvoll war mir während der ganzen Zeit die nähere Beziehung zu dem damaligen Dozenten Dr. Rudolf Meringer, den ich vor einigen Jahren bei Johannes Schmidt in Berlin kennen gelernt hatte und der mich nun in Wien sehr herzlich empfing, in seine Mittagsgesellschaft im Löwenbräu einführte und mir in jeder Weise helfend und ratend zur Seite stand. Ich konnte damals noch nicht ahnen, daß er einst mein Kollege an der Universität Wien sein würde. Er war es auch, durch den ich damals in Wien den hochverdienten Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft, Baron Ferdinand v. Andrian, kennen lernte, der meine „Hochzeitsbräuche der Esten" gelesen hatte und mich sehr freundlich aufnahm. Natürlich war ich öfters auch bei Georg Bühler im Hause, wo ich dessen Gattin, eine geborene Züricherin, und ihren einzigen Sohn kennen lernte. In dem Professor der Nationalökonomie August Miaskowsky fand ich einen livländischen Landsmann, an den mich Fedi Ditmar herzlichst empfohlen hatte. Bei ihm und in seiner Familie war ich gleich wie zu Hause. Miaskowsky führte mich mit den Seinen zum ersten Mal in das Theater an der Wien, wo Raimunds Verschwender gegeben wurde, dies alte, echt wienerische Stück. Als das Hobellied auf der Bühne gesungen wurde, machte er mich darauf

*) 1891, Bd. 45, S. 432 fg.

aufmerksam, daß das Publikum hinter uns das wohlbekannte Lied leise mit sang.

Miaskowsky nahm mich auch zu der Feier des hundertjährigen Geburtstages von Franz Grillparzer in dem großen Festsaale der Universität mit und stellte mich dort einigen Kollegen vor, darunter dem Baron Alfred v. Berger, der nachmals Direktor des Burgtheaters werden sollte. Professor Jakob Minor hielt die Festrede. Unvergeßlich blieb mir vor allem der Schluß dieser Feier. Der akademische Gesangverein trug das von Anton Bruckner vertonte herrliche Lied des Derwisches aus Grillparzers „Traum ein Leben" vor. Bruckner, damals akademischer Musikdirektor, dirigierte selbst. Die schwerfällige Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe stak in einem schwarzen Rocke, aus dessen hinterer Tasche ein großes, rotbaumwollenes Taschentuch heraushing. Und der große, verehrungswürdige Tonsetzer war bei diesem bescheidenen Anlaß so erregt und durch das Hervortreten an die Öffentlichkeit so befangen, daß er am ganzen Körper zitterte und die zum Dirigieren erhobenen Hände zitternd hin und her flogen.

Der Aufenthalt in Wien hatte nach alledem in mir die angenehmsten Eindrücke hinterlassen. Ich hatte Wien und die Wiener kennen und lieben gelernt.

Am 26. Juli des Jahres 1891 fand in der Jesuskirche zu Riga meine Trauung mit Lilly v. Vietinghoff statt. Ich hatte in Dorpat in der Botanischen Straße, gerade hinter dem Botanischen Garten, den oberen Stock des Pahlingschen Hauses, eine recht freundliche Wohnung, gemietet. Damit war ich gewissermaßen Freund Russows Nachbar geworden. Man brauchte nur über die Straße zu gehen und trat durch ein kleines Hinterpförtchen, zu dem wir den Schlüssel hatten, in den Botanischen Garten hinein. Nach einiger Zeit folgten uns in unser neues Heim die zweite und dritte Tochter meiner Frau, Seni und Elisabeth. Die älteste, Aline, die sich zur Krankenpflegerin ausgebildet hatte, reiste nach Afrika auf eine deutsche Missionsstation. Von den Söhnen lebte der ältere, Reinhold, schon seit einiger Zeit in Kurland auf dem Lande, während der jüngere, Heinrich, noch das Landesgymnasium in Fellin besuchte.

## Zehntes Kapitel.

# Lilly von Vietinghoff.

An dieser Stelle scheint mir ein näheres Eingehen auf Persönlichkeit, Leben und Charakter der edlen Frau geboten, mit der es mir vergönnt sein sollte, zehn Jahre lang meinen Lebensweg weiter zu wallen, von Dorpat über Innsbruck bis Wien. Viele Jahre sind schon dahin gegangen, seitdem an einem sonnigen Maientage des Jahres 1901 diese edle baltische Frau auf den schönen Wiener Zentralfriedhof, unweit der Ruhestätte von Beethoven, Gluck und Schubert, zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Schon manchen Frühling und Sommer hindurch haben die großen weißen Lilien, Rosen und Vergißmeinnicht auf ihrem Grabe geblüht, und der Efeu konnte Wurzeln schlagen in dem grauen Steinblock, der das schlanke weiße Marmorkreuz trägt und die weiße Tafel mit dem Namen der geliebten Toten und den tröstenden Spruch: „Ich bin die Auferstehung und das Leben". Wie oft hat die vereinsamte Liebe mit Blüten und Blättern dies Grab geschmückt. Sollte sie der teuren Toten nicht auch dies Erinnerungsblatt weihen? Es kamen mir wohl Zweifel, ob diejenigen, die lieben Heimgegangenen am nächsten gestanden haben, die Rechten dazu seien, die Persönlichkeit, das Leben dieser Lieben zu schildern? Indes, ich glaube, sie sind es, — im Lichte eines schönen Wortes, das ich vor Jahren aus dem Munde der teuren Frau vernommen habe und das sich mir unverlöschlich tief in die Seele eingeprägt hat: „Die Liebe macht nicht blind, sondern sehend!" — Ja, das Auge der Liebe sieht mehr, sieht tiefer, klarer als das Auge des kühlen kritischen Richters, der in der Regel doch vor allem geneigt ist, die Mängel und Unvollkommenheit einer jeden Erscheinung aufzuspüren. Was das geliebte Wesen Großes, Gutes, Herrliches in sich trägt, das faßt keine Kritik so gut und so tief wie die Liebe, die sehend macht in einem höheren Sinn. Aber freilich, in demselben Augenblicke, wo ich darangehe, ein Bild von meiner seligen Frau zu entwerfen, werde ich mir auch schon sehr deutlich dessen bewußt, daß es mir ganz unmöglich sein wird, von dem unerschöpflichen Reichtum ihres Wesens auch nur eine annähernde Vorstellung zu geben. Abgesehen von den Grenzen des Raumes, der Zeit und des eigenen Könnens, ergeben sich Beschränkungen mancher Art aus der intimen Natur so vieler und oft

gerade der schönsten Erfahrungen und Erlebnisse, von denen sich, wenn überhaupt, nur leise andeutend reden läßt. Gerade das Leben, Streben und Kämpfen, Lieben und Leiden einer edlen Frauenseele enthält ja so unendlich Vieles, was nicht an die Öffentlichkeit gehört, was ein still verborgenes Heiligtum bleiben muß, von ehrfürchtiger Scheu behütet. Doch wenn es mir auch nicht möglich ist, ein allseitig ausgeführtes Bild zu liefern: gelingt es mir nur, einige Strahlen jenes Lichtes und jener Wärme, die Lilly v. Vietinghoffs Wesen erfüllten, leuchtend und wärmend in die Herzen der Leser fallen zu lassen, dann wird auch diese unvollkommene, nur zu unvollkommene Skizze nicht vergeblich entworfen sein.

Lilly wurde am 2. Juli a. St. 1844 zu Lemsal in Livland geboren als Tochter des Barons Eugen v. Foelkersahm und seiner Gemahlin Marie geb. Baronin v. Vietinghoff. Ihr Vater war der Sohn des im Gedächtnis der Livländer unvergessen fortlebenden Barons George v. Foelkersahm, der als Zivilgouverneur von Livland in Riga lange Zeit in wahrhaft humanem Geiste segensreich gewaltet hat. Der fast gleichaltrige Bruder des Vaters war der große Agrarreformator Livlands, der Landmarschall Hamilkar v. Foelkersahm, der berühmteste Redner des livländischen Landtags, ein kühner, stolzer Geist, dessen edle, von hohem Idealismus getragene Persönlichkeit sich unverlöschlich dem Andenken seiner Heimatgenossen eingeprägt hat, dem insbesondere das Landvolk Livlands durch die Befreiung von den Fesseln der Frohne und durch die Erkämpfung des Rechtes auf eigenen bäuerlichen Landbesitz zu dauerndem Danke verpflichtet ist. Der Baron Eugen v. Foelkersahm machte in russischen Diensten mit Auszeichnung mehrere Feldzüge im Kaukasus und in Persien mit, nahm aber dann schon ziemlich früh seinen Abschied, da seine Gesundheit durch die harten Strapazen des Krieges ernstlich erschüttert war. Er hatte als Beamter zunächst in Lemsal eine kleinere, bald darauf in Wenden eine leitende Stellung, um endlich als Vizepräsident des Domänenhofes nach Riga überzusiedeln.

Bald nach Lillys Geburt zogen die Eltern nach Wenden. In dem anmutig gelegenen Städtchen an der livländischen Aa mit der stolzen Ruine des Ordensschlosses verlebte Lilly die glücklichen Jahre ihrer Kindheit, von denen sie nachmals den Ihrigen in so reizender Weise zu erzählen wußte. Von den zahlreichen Geschwistern stand ihr der nur um ein Jahr ältere Bruder George Leopold am nächsten,

später Direktor der Adelsbank in Mitau, ein hochstrebender, dichterisch reich veranlagter Geist. Mit ihm verband sie ein geschwisterliches Verhältnis von seltener Schönheit und Innigkeit. Aber auch sonst war das Verhältnis von Eltern und Geschwistern im Foelkersahmschen Hause, das Leben der Familie in den bescheidenen und doch so ansprechenden Bedingungen der livländischen Kleinstadt ein überaus glückliches. Die Mutter war eine hochbegabte Frau von durchaus edler, künstlerisch gerichteter Eigenart, insbesondere musikalisch genial veranlagt, von der die Tochter Lilly so manche herrliche Eigenschaft des Herzens und Geistes geerbt hatte, — und wohl auch, in eigenartiger Umbildung, das künstlerische Talent, — jenes Dichterauge, das über alles im Leben einen liebevoll verklärenden Glanz ausstrahlt und so auch das Kleinste, Geringste uns teuer und wert zu machen weiß. Diesen Eindruck von Marie v. Foelkersahm gewann man nicht nur aus den Schilderungen ihrer Kinder, sondern fast mehr noch aus allem, was ferner stehende Personen von ihr zu sagen und zu rühmen wußten.

Da Lilly von klein auf an heftigen Kopfschmerzen litt, mußte sie sehr geschont werden und erhielt nur häuslichen Unterricht. Unter ihren Lehrern tritt der treffliche Württemberger Christian Böhm hervor. Er war es auch, der ihr zuerst, als er ihre Aufsätze gelesen hatte, sagte: „In Ihnen steckt eine Dichterin."

Als Lillys Kindheit zu Ende ging, verließen die Eltern Wenden, um nach Riga überzusiedeln. Nicht lange danach, erst siebzehn Jahre alt, verheiratete sie sich mit dem Baron Karl v. Vietinghoff aus dem Hause Salisburg und zog mit ihm zunächst nach Wolmar, wo er Adjunkt am Ordnungsgerichte war, einige Jahre später dann auf das Rittergut Sennen im Werroschen Kreise, das der Baron inzwischen käuflich erworben hatte. Der Ehe entsprossen fünf Kinder, drei Töchter und zwei Söhne. In Sennen lebten Vietinghoffs vor allem in freundschaftlichstem Verkehre mit den Gutsnachbarn in Rauge und Hohenheide, den Familien v. Samson und v. Budberg, mit denen sie auch durch das ganze weitere Leben eng verbunden blieben. Oskar v. Samson war den Vietinghoffschen Kindern nach des Vaters Tode ein treu fürsorgender Vormund und ist ihnen allezeit ein edler, stets hilfsbereiter Freund geblieben.

Als Baron Vietinghoff sich durch einen Sturz vom Pferde eine Verletzung zugezogen hatte, die ihn in seiner landwirtschaftlichen Tätig-

keit behinderte, zog er mit seiner Familie ins Ausland und lebte dort zuerst in Tübingen, dann in Stuttgart. In Tübingen hatte ich, wie ich oben berichtet habe, im Herbste des Jahres 1875 Lilly zum ersten Male gesehen. Sie erschien mir als das Ideal einer edlen, echt livländischen Frau. Meines regen Verkehres in ihrem Tübinger Heim an der Neckarhalde ist an jener Stelle bereits gedacht worden, ebenso des Anteils, den Freund Peter v. Bradke daran hatte. Wir beide waren häufige und stets willkommene Gäste im Vietinghoffschen Hause. Da wurde der alten Heimat oft in inniger Liebe gedacht, und alles, was das Ausland Großes und Herrliches bieten mochte, erschien uns damals schwach und gering im Vergleich mit dem geliebten baltischen Lande, seinen dunklen Tannen und weißen Birken, seinen Wiesen im Schmucke der Schwalbenaugen, seinen von Porsch*) durchdufteten Mooren, seinen traulichen Städten und stattlichen Edelhöfen, seinen warmen Sommernächten und zauberisch schönen Winterlandschaften, vor allem aber all den lieben, uns freundschaftlich verbundenen Menschen. Und wie herrlich war es, wenn die liebenswürdige Hausfrau sich dazu bewegen ließ, uns etwas von ihren eigenen Dichtungen vorzulesen, ein Märchen, eine Erzählung, ein Bild oder ein Gedicht! Es ging ein Zauber der Poesie von ihr aus und nahm uns ganz gefangen. Echt livländisches Wesen trat uns in ihr dichterisch verklärt entgegen, und so war es ein doppelt starkes Band, das uns immer wieder zu ihr hinzog.

Nach dem Tode ihres Gatten zog Lilly mit ihren Kindern nach Dorpat. Hier veröffentlichte sie, wie ich bereits oben erwähnte, mit vielem Beifall ihre drei Bände Märchen. Es sind auch später noch manche Märchen entstanden, doch nicht mehr in Buchform zusammengefaßt, sondern nur hier und da in verschiedenen Zeitschriften, Zeitungen oder Sammelwerken veröffentlicht worden. Manches ist unveröffentlicht geblieben, außer einigen Märchen namentlich auch Gedichte, Dramen und Novellen. In ihren letzten Lebensjahren entstand vor allem eine Reihe von größeren und kleineren Erzählungen, die für die Jugend bestimmt waren.

Was die teure Frau mir gewesen ist, unternehme ich nicht zu schildern. Es ist mehr, als Worte sagen können. Es ist das Höchste, was ein Mensch dem andern in Liebe und Treue überhaupt sein kann

*) Porst, Ledum.

in diesem Leben. Nur gerührten Herzens, in tiefsinniger Dankbarkeit vermag ich dessen zu gedenken. Versuchen aber will ich es doch, das Wesen der teuren Frau wenigstens in einigen Hauptzügen festzuhalten.

Den Grundzug von Lillys Wesen bildete ein großer und reiner Idealismus, wie er schöner wohl nur selten sich finden läßt, eine Eigenschaft, die auch in andern Gliedern der Foelkersahmschen Familie hervortritt, bei der Dichterin aber in eigenartiger Vollendung echt frauenhaft ausgeprägt erscheint. Es lebte in ihr eine Kraft der Begeisterung für alles Große, Edle und Schöne, die hinreißend wirkte, wenn sie zur Äußerung kam, — ebenso aber auch ein tief gewurzelter, fast instinktiver Abscheu allem Niedrigen und Gemeinen, aller Roheit und Brutalität gegenüber. Das eine war ihrer Natur gemäß, das andre ihr gänzlich fremd und feindlich, — und mit derselben Unmittelbarkeit, mit der sie sich von dem einen fortreißen ließ, bäumte sie sich gegen das andere auf. Wie flammte ihre Empfindung empor, wenn es die Heimat galt, das geliebte Baltenland, die uns geheiligten Grundlagen unsrer deutsch-baltischen Kultur! Da hatte man wohl den Eindruck: Wenn solche Frauen unsern Vorfahren das Schwert an die Seite gürteten, dann mußten sie in flammender Begeisterung von Sieg zu Sieg vorwärtsstürmen! dann mußten sie auch Leiden und Entbehrungen aller Art zu ertragen, selbst aus der Niederlage zu neuem Kampfe kraftvoll sich zu erheben fähig sein.

Wie herrlich verstand sie es, furchtlos für diejenigen einzutreten, die sie liebte und verehrte, mochten es Menschen sein, in denen sie ihre Ideale verkörpert fand, oder ideale Güter. Aber auch ihre Abneigung dem Gegner gegenüber trug immer den Stempel des Edlen und Vornehmen an sich, immer das Gepräge einer inneren Überlegenheit, die sittlicher Art war, gegründet auf der Reinheit ihres Empfindens und Wollens. Bei allem edlen Stolze lag ihr indes pharisäische Überhebung so fern, daß man sagen darf, sie kannte sie nicht. Ihr Idealismus stellte nicht in erster Linie Forderungen an Andre, an die Außenwelt, die sie umgab, er ließ sie vor allem an sich selbst die höchsten Anforderungen stellen; er trug und beherrschte ihr ganzes Wesen und wirkte durch dieses dann unmittelbar auch nach außen hin, fortreißend und veredelnd. Es war ein Idealismus von jener lebendigen, schöpferischen Art, wie ihn in Schillers „Huldigung der Künste" der Genius den reinen Hirten gegenüber zum Ausdruck bringt mit den Worten:



Lilly v. Schroeder
geb. Baronin v. Foelkersahm

Hirten, euch ist nicht gegeben,
In ein schönes Herz zu schauen!
Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Bei einer Frau aber geschieht das in der Regel nicht durch große Taten, die in der Welt von sich reden machen. Es geschieht durch die Kraft und die Reinheit der Gesinnung, es geschieht durch jene Seelengröße, die zumeist in völliger Verborgenheit, unbemerkt von der Welt, ihre Kämpfe ficht und ihre Siege erringt, von denen niemand spricht, die niemand da draußen kennt und jemals kennen soll. Meist Siege über sich selbst, aber auch Siege über die Herzen andrer. Die Taten und Siege, die eine Frau so in aller Stille vollbringt, sind oft genug größer als jene, die dem Manne Ruhm und Ehre in der Welt eintragen; ja, ich glaube, wenn es möglich wäre, die Summe all der Heldentaten zusammenzufassen, die Frauen jemals, aller Welt verborgen, vollbracht haben, es wäre das mehr, als die stolze Männerwelt an Leistungen dagegen aufzuweisen hätte.

Diese stille, echt frauenhafte, kämpfende und siegende Seelengröße war Lilly in seltenem Maße zu eigen und damit vor allem verstand sie es, das Große in das Leben zu legen. Das war ihr Idealismus der Tat, den ich kennen und bewundern gelernt habe. Als es einstmals galt, um unserer Überzeugung, um unsers Deutschtums willen schwere Verhältnisse auf uns zu nehmen, durch Sorgen, Gefahren und Kämpfe hindurchzugehen, da schwankte sie nicht einen Augenblick, da war sie, die zarte, oft kränkelnde Frau, fest und unerschütterlich vom ersten bis zum letzten Tage, eine Stütze des Mannes von seltenster Art.

Wie im Leben, so war Lilly auch in der Kunst durchaus Idealistin, — sie war es ausgeprägt, bewußt und entschieden. Da gab es für sie keinen Mittelweg, kein Drehen und Deuteln. Der Idealismus in der Kunst, in der Poesie, war für sie geradezu die Kunst, die Poesie selbst. Was dem widersprach, lehnte ihre Natur aufs bestimmteste ab, es mochte noch so berühmt, noch so allgemein anerkannt sein. Man mag diesen Standpunkt einseitig schelten, auf jeden Fall wird man ihm den fest ausgeprägten Charakter nicht absprechen können. Und es ist dies ein durchaus deutscher Zug ihres Wesens. Bei keinem Volke der Welt hat der Idealismus im Leben,

Denken und Dichten eine so beherrschende Bedeutung gehabt wie bei den Deutschen, keines hat er zu so großen geistigen und moralischen Siegen geführt. So erscheint bei den Deutschen der Abfall vom Idealismus geradezu wie ein Abfall vom eigenen Wesen, von dem Besten und Siegreichsten, was dieses Wesen ausmacht. So empfand es auch Lilly. Verleugnung des Idealismus hätte bei ihr in der Tat Verleugnung des eigenen Wesens bedeutet. Es gehörte zur Tragik ihres Lebens, daß sie gerade in einer Zeit leben und schaffen mußte, in der der Idealismus gründlich und rücksichtslos gestürzt genug wurde. Aber sie blieb dem Entthronten treu, für sie war und blieb er dennoch der König, und es gab keinen anderen. Sie hätte nie und um keinen Preis einem andern Herrscher gehuldigt.

Dem entsprachen ihre literarischen Neigungen. Schiller und Goethe waren ihre Lieblingsdichter unter den Deutschen; daneben Grillparzer und die Schwaben Uhland, Körner, Hauff, auch Storm, Lenau, Scheffel, insbesondere noch Fritz Reuter. Dagegen lehnte sie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer entschieden ab. Sudermann, Hauptmann und die ganzen sogenannten „Modernen" waren ihr ein Greuel. Unter den Skandinaviern war von klein auf H. C. Andersen ihr ausgesprochener Liebling. Für Björnson konnte sie sich erwärmen, während ihr Ibsen ganz und gar antipathisch war. Die Franzosen mochte sie nicht, und auch die Russen standen ihr ferne. Dagegen empfand sie bei den englischen Dichtern das Verwandte des Wesens und liebte die englische Literatur wie einen uns gehörigen schönen Besitz. Shakespeare und Dickens standen ihr da am höchsten.

So ausgesprochen auch hier ihre Neigungen und Abneigungen sich geltend machten, — im Leben kannte sie die Schroffheit nicht. Ihr Wesen war so reich an milder Güte, an echt weiblicher Sanftmut und Nachsicht, an einer fast unbegrenzten Geduld, die durch gar viele Leiden im Leben nur allzu reichlich geprüft worden war. Gegensätze auszugleichen, Leiden zu lindern, in Sorgen zu trösten und aufzurichten, — diese echt weiblichen Fähigkeiten besaß sie in seltenem Grade und übte sie fort und fort aus in wahrhaft segensreicher Weise.

Der Kern ihres Wesens aber war doch die Liebe, und aus dieser als ihrer Wurzel wuchsen auch die soeben erwähnten Eigenschaften hervor. Es war die Liebe, wie sie der Apostel Paulus im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes schildert; die Liebe, die nicht das Ihre sucht, — die Liebe, von der es heißt: „Sie verträgt alles,

sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles." In allen Beziehungen und Verhältnissen ihres Lebens zeigte Lilly diese reinste, schönste und edelste Liebe, — als Tochter, als Schwester, als Mutter, als Gattin, als Freundin, als Herrin, als Helferin den Armen gegenüber. Ich kann dies nur andeuten, denn hier liegt ja das Feld, auf dem jene schönen Siege der Frauen erkämpft und errungen werden, von denen man nicht zu reden pflegt.

Eines vor allem aber darf hier nicht unerwähnt bleiben: Der feste Grund, auf dem ihr Leben ruhte, aus dem sie die Kraft für ihr Handeln schöpfte, war ein unerschütterlicher religiöser Glaube, eine tiefe, stille Gottergebenheit, eine echt christliche Gesinnung. Sie hatte sie im Elternhaus von der frommen Mutter empfangen, hatte sie treu bewahrt und gefestigt in vielen und schweren Leiden des Lebens. Das war es, was ihr neben allem edlen Stolze jene wunderbare Demut des Wesens verlieh und jene fast unbegrenzte Geduld, die ihr bis zum letzten Atemzuge treu blieb.

Das Gebet war ihre Zuflucht in aller Not. Besonders bezeichnend war es, wie sie in und mit dem reichen Schatz unsrer Gesangbuchlieder lebte. Sie kannte mit ihrem wunderbar treuen Gedächtnis so viele dieser Dichtungen auswendig, wie mir das sonst kaum bei einem andern Menschen wieder begegnet ist. Und diese Lieder sang sie oft leise vor sich hin oder sagte sie sich, eines nach dem anderen, zur eigenen Stärkung, meist mit leiser Stimme, dann wohl auch einen oder den anderen Vers laut, — im ganzen ein stilles, oft lange andauerndes Gebet in der Form des Liedes, die ihrem Wesen am meisten entsprach. Bisweilen machte sie sich wohl auch einen Vers, der ihr nicht recht gefiel, zum eigenen Gebrauch anders zurecht, oft sehr schön; bisweilen dichtete sie auch einen neuen Vers hinzu, so wie es ihr Bedürfnis war. Wenn sie in der Stille der Nacht, in schwerem körperlichen Leiden oder in sorgenvoller Zeit, ein Lied oder einen Vers laut betete, war mir das oft unendlich rührend zu hören. Aber sie konnte auch, etwa in der Adventszeit, ganz fröhlich an ihrem Spinnrade sitzen und eines ihrer Weihnachtslieder nach dem anderen singen, in glückliche Träume verloren. Dieses Leben in ihrem Liederschatze hatte in den letzten Jahren noch dadurch an Bedeutung gewonnen, daß sie ihre Augen nur wenig zum Lesen brauchen durfte, weil sich sonst bald die quälenden Kopfschmerzen einstellten.

Ich habe des Spinnrades erwähnt. Sie liebte die Arbeit daran

fast noch mehr als die häusliche Weberei, in der sie es zu großer Geschicklichkeit gebracht hatte. Ihr Spinnrad und ihr finnischer Webstuhl ließen, insbesondere in den Dorpater Jahren, eine Menge für unsern Haushalt sehr wertvoller Stoffe entstehen. Ohne es beabsichtigt zu haben, wirkte Lilly mit dieser erfolgreichen häuslichen Tätigkeit anregend auch in weitere Kreise hinein. Gar manche Menschen haben unser Heim besucht, um den Webstuhl der Märchendichterin zu sehen und sich die Arbeit daran erklären zu lassen; und manche Frau folgte ihrem Beispiel und fand Geschmack an dieser Arbeit, die fruchtbarer war als das übliche Häkeln und Sticken.

Ich habe dessen erwähnt, weil es durchaus zum Bilde der Dichterin gehört, daß sie zugleich eine ausgezeichnete Hausfrau war. Auf alles, was zum Haushalte gehört, insbesondere auch auf die Küche, verstand sie sich vortrefflich, und vor keiner Arbeit, die ihre körperlichen Kräfte leisten konnten, scheute sie zurück. In ihrem häuslichen Walten offenbarte sich aber auch auf das schönste der künstlerische Geist, der poetische Sinn dieser seltenen Frauennatur. Sie verstand es wie nur wenige, mit geringen Mitteln das eigene Heim nicht nur behaglich, sondern ästhetisch befriedigend, anmutend, reizvoll zu gestalten. Der poetische Zauber, der sie erfüllte und von ihr ausstrahlte, übertrug sich auch auf die ganze Umgebung, die sich wie von selbst ihrem Wesen entsprechend gestalten mußte. Malereien von eigener Hand schmückten die Möbel und Wände; kunstreiche und sinnreiche Arbeiten verschiedenster Art, meist selbst erdacht und ausgeführt, traten hier und dort freundlich und ansprechend hervor; und auch das Gewöhnliche erhielt durch die Art der Anordnung, durch eine leise Zutat bescheidenen Schmuckes ein neues und anmutiges Aussehen. Und wie verstand sie es, an den Festtagen des Hauses durch immer neue hübsche Gedanken und Veranstaltungen ihre Lieben zu überraschen und zu erfreuen, dem bescheidenen Heim ein besonderes, festliches Gepräge aufzudrücken.

Lillys ganzes Wesen war Poesie, — und was sie sah, was sie erlebte, es gestaltete sich ihr unwillkürlich zum poetischen Bilde, zum dichterischen Erlebnis. So begann sie schon in früher Kindheit zu dichten, beim ersten Dämmern des Bewußtseins. So wurde ihr die ganze Kindheit selbst zu schöner, reizvoller Dichtung, mit der sie den Hörer zu entzücken wußte. Bei der wunderbaren Treue ihres Gedächtnisses stellte sie alles wie gestern erlebt vor die Augen hin. Ich

habe es oft bedauert, daß sie nicht dazu zu bewegen war, etwas davon niederzuschreiben. Es erschien ihr alles viel zu intim, zu persönlich; sie mochte davon nichts an die Öffentlichkeit geben oder auch nur der Gefahr aussetzen, daß es einmal an die Öffentlichkeit kommen könnte. Und diesen intimsten Charakter trug auch fast alles, was sie in gebundener Rede niederschrieb. Auf den Höhepunkten des Lebens, im höchsten Glück, im tiefsten Leid, strömten ihr die Verse aus der Seele, — doch stets so durchaus persönlich, so ganz ihr eigenstes, innerstes Empfinden aussprechend, das Heiligtum ihres Herzens widerspiegelnd, daß ihr, der so zart und keusch empfindenden Frau, schon der Gedanke an eine Veröffentlichung verletzend gewesen wäre. Aber auch was sie sonst bei verschiedenen Anlässen des persönlichen, des Familienlebens an Gedichten schrieb, oft wundervoll schön und ergreifend, bisweilen auch liebenswürdig humorvoll, war nur für die nächstbeteiligten Personen bestimmt. Für die Öffentlichkeit und im Hinblick auf sie hat Lilly niemals Gedichte geschrieben. Alles von der Art entsprang bei ihr einem innersten Drang ihres Wesens, einem unabweisbaren seelischen Bedürfnis und hatte keinen darüber hinausliegenden Zweck. So sind denn nur sehr wenige ihrer Gedichte zur Veröffentlichung geeignet.

Wenn ihre Dichtung die Form des Liedes annahm, dann entstand nicht selten mit dem Liede auch zugleich die Melodie dazu, und es offenbarte sich darin ein Erbteil, das die Dichterin von der musikalisch hochbegabten Mutter mitbekommen hatte.

Merkwürdig durch die Art seiner Entstehung war ein kleines Gedicht, das ich hier mitteilen kann, da es ganz unpersönlicher Natur ist, zugleich aber sehr bezeichnend für die still ergebene, tief religiöse Gesinnung der Dichterin. Sie hatte, wie sie mir erzählte, dieses Gedicht im Traume ganz deutlich vor sich gesehen und schrieb es beim Erwachen auf. Es lautete:

Gar manches Ding in dieser Zeit
Muß ungelöst verschwinden,
Dort aber, in der Ewigkeit,
Wirst du die Antwort finden.

Bei so manchem Lebensereignis ernster Art sind mir diese Zeilen durch Herz und Sinn gezogen und haben immer wieder ihre stille, tröstende Kraft bewährt.

Etwas Seherisches trat in solchen und andern Augenblicken im

Wesen der Dichterin hervor und ließ unwillkürlich an das bekannte schöne Wort des Tacitus, Germania Kap. 8, denken, nach dem die alten Germanen glaubten, daß ihren Frauen etwas Heiliges und Seherisches innewohne, inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant. An dieses Wort erinnerte mich ein lieber Freund, als die teure Frau entschlafen war. Es schien ihm gerade für sie kennzeichnend zu sein. Ja, sie war eine echte deutsche Frau, reinsten germanischen Blutes und Wesens. Das trat auch in diesem Zuge hervor.

Es bedarf keiner Worte, um deutlich zu machen, welch eine tiefgreifende Wandlung meines gesamten Lebens die Verbindung mit einer solchen Frau für mich bedeutet hat.

## Elftes Kapitel.

## Die ersten Ehejahre.

Ende Juli des Jahres 1891 waren wir in unsere freundliche neue Wohnung im Pahlingschen Hause eingezogen, in der wir während der drei Jahre unsres Dorpater Zusammenlebens bleiben sollten. Vor unsern Fenstern erstreckte sich die hintere Seite des Botanischen Gartens mit der starken Steinmauer und dem sie hoch überragenden Eichenbäumen am Ufer eines Bächleins, unter denen wir schon als Kinder nach Eicheln gesucht hatten zum Spielen oder auch für den Eichelkaffee, den es damals für uns gab. Von der Veranda und aus den Fenstern, die an der Rückseite des Hauses auf Hof und Gärtchen hinausgingen, hatten wir einen weiten freien Ausblick in das Embachtal und auf das links sanft emporsteigende Gelände. Wir waren bescheiden, aber behaglich eingerichtet. Der finnische Webstuhl meiner Frau stand in dem lichten Vorzimmer, während das Spinnrad nach Bedarf hin und her wanderte. An das Vorzimmer schloß sich der Salon und mein Schreibzimmer; nach der andern Seite die beiden Zimmer der Töchter Seni und Elisabeth. Das Speisezimmer und unser Schlafzimmer lagen auf der Rückseite des Hauses. Drei Jahre lang haben wir in diesen Räumen gewohnt und gar manche liebe Verwandte und Freunde als Gäste in ihnen begrüßen dürfen.

Ich arbeitete in dieser Zeit meine Übersetzung der Bhagavadgitâ aus, die viel später erst erscheinen sollte. Dafür brachte ich eine

damals zur Ausreifung gelangende Sammlung indischer Lieder und Sprüche unter dem Titel „Mangoblüten", meiner lieben Frau gewidmet, an die Öffentlichkeit*). Ein paar Vorträge über Buddhismus und Christentum wurden in der Aula der Universität zu wohltätigen Zwecken gehalten und erschienen im Jahre 1893**). An allen diesen Arbeiten nahm meine Frau den regsten Anteil. Auch der Nachlaß des alten Bibliothekars Emil Anders, den sein Sohn Ernst mir aus Petersburg überbrachte, fesselte ihr Interesse ebenso wie das meinige. Eine Auswahl aus seinen Erinnerungen gab ich dann wie erwähnt in der Baltischen Monatsschrift heraus. Reichere Ausbeute warf eine Kiste von Manuskripten ab, die mein alter Freund Karl v. Ditmar-Kerro aus dem Nachlasse seines früh verstorbenen Vaters Woldemar v. Ditmar mir übergeben hatte, teils eigene Aufzeichnungen, teils Briefe, die er geschrieben, empfangen oder gesammelt hatte, darunter solche von sehr namhaften Personen. Er war in den Jahren 1816/17 in Deutschland gewesen, hatte sich namentlich in Berlin und in Heidelberg aufgehalten, sehr intim mit Elisa v. der Recke, auch mit Jean Paul und andern Berühmtheiten jener Tage verkehrt. Karl Ernst v. Baer war sein Studiengenosse von Dorpat her gewesen. Ich habe die Jugendbriefe Baers aus Woldemar v. Ditmars Nachlaß in der Baltischen Monatsschrift***) herausgegeben, desgleichen späterhin größere Auszüge aus Woldemar v. Ditmars Reisebriefen an seine Eltern†) und einen Teil des Briefwechsels zwischen Elisa v. der Recke und Woldemar v. Ditmar, endlich auch einen Brief von Immanuel Kant an Heinrich Wolke, von dem Ditmar das wertvolle Schreiben zum Geschenk erhalten hatte ††). Briefe von Schiller, Byron und andern Größen fanden sich ebenfalls vor, die ich späterhin mit Erlaubnis der Besitzer der Königlichen Bibliothek in Berlin als Geschenk übergeben durfte.

Karl v. Ditmar, ein Studiengenosse und Freund meines Onkels Leopold v. Schrenck und Vetter meines Freundes Fedi Ditmar, brachte seine letzten Lebensjahre in Dorpat zu und starb, während

*) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1892.

**) Balt. Monatsschrift Bd. 40 und im Verlag von Fr. Kluge, Reval, 1893, 2. Auflage 1898.

***) 1893.

†) Balt. Monatsschrift 1896/97.

††) Ebd. 1896.

wir dort in der Botanischen Straße lebten, an einem Herzleiden, das ihn lange schon gequält hatte. Er hatte in jungen Jahren als Geologe Kamtschatka bereist, hatte dann das väterliche Gut Kerro übernommen und war dadurch in ganz andere Bahnen gekommen. In der Muße der letzten Lebensjahre aber gab er, durch meinen Onkel Leopold Schrenck dazu angeregt, seine Aufzeichnungen über Kamtschatka heraus, die trotz der langen Zeit, die inzwischen verflossen war, von der wissenschaftlichen Welt als sehr wertvolle Mitteilungen begrüßt wurden. Er und seine Frau Wilhelmine, geb. Baronin v. Stackelberg, waren mir liebevolle, treue Freunde, in deren Haus ich manche schöne Stunde zugebracht habe. Der Vater, Woldemar v. Ditmar, war so jung, schon mit 24 Jahren, gestorben, daß mein Freund ihn kaum gekannt hat. Es muß, nach den Aufzeichnungen und Briefwechseln zu schließen, ein selten liebenswürdiger junger Mann gewesen sein, dem alle Herzen zuflogen, wohin er auch kam. Elisa v. der Recke nennt ihn gern den „Sohn ihres Herzens" und auch Jean Paul scheint ihn sehr lieb gehabt zu haben. Schriftstellerisch augenscheinlich reich begabt, ist er doch zu früh dahingegangen, um etwas leisten zu können. Der Einblick in seine Papiere und Briefe ließ uns seine liebenswürdige Persönlichkeit mit ihren reichen freundschaftlichen Beziehungen lebendig vor der Seele erstehen. Es war ein reizvolles Studium, zu dem wir gern immer wieder zurückkehrten, — und das um so lieber, als es sich um Gestalten aus dem alten Livland handelte, das uns die gleichzeitige gemeinsame Lektüre der inhaltreichen Bücher unsers Landsmanns Julius Eckardt in fesselndster Weise nahe brachte.

Besonders eng gestaltete sich naturgemäß der Verkehr mit Freund Russow und seinem Hause, das uns schon räumlich so nahe lag, da wir nur über die Straße zu gehen brauchten, um in den Botanischen Garten einzutreten, wo nahe dem Teiche, auf dem wir schon als Knaben Schlittschuh gelaufen waren, das Russowsche Haus stand.

Ein in unserm Hause besonders gern gesehener Gast war auch der Naturforscher Karl Masing, mit dem ich schon seit einigen Jahren verkehrte. Er war einige Jahre älter als ich, Sohn eines Försters, auf dem Lande unter den Esten aufgewachsen und mit ihrer Sprache und ihren Sitten bis ins einzelnste hinein vertraut. Nach der Studienzeit in Dorpat als Hauslehrer nach Polen verschlagen, hatte er dort den polnischen Aufstand von 1863 mit erlebt und sich sogar in ge-

wisser Weise mit daran beteiligt. Polen und Russen waren ihm fast ebenso bekannt wie Esten und Deutsche. Er hatte viel gesehen und erlebt. Hierüber verstand er in so fesselnder Weise zu erzählen, daß man ihm stundenlang zuhören konnte, ohne zu ermüden. Seine Person trat dabei ganz zurück; er sprach nicht besonders gern von sich selbst. Aber er wußte Personen und Verhältnisse der verschiedensten Art so anschaulich, so lebendig zu schildern, daß man sie vor sich zu sehen, das Erzählte mit zu erleben glaubte. Er besaß einen ungewöhnlich scharfen Blick für die Charaktere der Menschen und einen guten Humor. Ich bin mit ihm bisweilen ganze Tage lang zusammen gewesen, z. B. bei Wanderungen durch Feld und Wald. Er wurde nie müde zu erzählen, ich nie müde ihm zuzuhören. Ebenso ging es aber auch meinen Eltern und Geschwistern, wenn er uns in der Mühlenstraße besuchte, und ebenso nun auch meiner Frau und ihren Kindern. Alle hingen an seinen Lippen. Und das entwickelte sich in der Regel schon bald, nachdem er gekommen war, ohne jede Aufdringlichkeit von seiner Seite. Ein jedes Gespräch führte dazu, und wir taten gerne Fragen, die ihn zum Erzählen veranlassen sollten. Doch auch ohne solchen Ansporn geschah das ganz von selbst, als könnte es gar nicht anders sein. Er war ein geborener Erzähler, der seinen Erzählungen auch oft eine Abrundung zu geben wußte, die sie als literarische Leistung hätte erscheinen lassen können, wenn man sie schriftlich vor sich gehabt hätte. Aber er war nicht dazu zu bewegen, die Erzählungen aus seinem Leben schriftlich festzuhalten. Oft habe ich ihn dazu zu veranlassen gesucht, er hat es mir auch immer gerne versprochen, aber nie das Geringste ausgeführt. Ich verstand ihn, als ich seine Briefe und brieflichen Schilderungen von seinen Reisen las. Sie waren, trotz vieler interessanter Mitteilungen, entschieden unbeholfen im Ausdruck. Er war offenbar ein geborener Erzähler im eigentlichsten Sinne des Wortes, aber so ungeübt mit der Feder, daß er alle Unbefangenheit verlor, wenn er schriftlich erzählen und schildern sollte. Daher hatte er auch keine Neigung dazu und keine Freude daran. Der Abstand war auffallend. Wie ein Mensch aus einer älteren Zeit ist mir Karl Masing oft erschienen. Etwas kraftvoll Urwüchsiges hatte er in seinem ganzen Wesen an sich. Dabei war er feinfühlig, klug, taktvoll, hatte Kopf und Herz am rechten Flecke, so daß man ihn rasch liebgewinnen mußte. Seiner äußern Stellung nach war er Bibliothekar und Konservator unsrer

Dorpater Naturforschergesellschaft. In seinen letzten Jahren ging er an die Universitätsbibliothek über, blieb aber stets in sehr bescheidener Stellung, wie sie seinen Ansprüchen genügte. Er hätte, wie ich meine, ein berühmter Erzähler werden können, wenn er nur das Schreiben gelernt oder stets jemand neben sich gehabt hätte, der unbemerkt aufschrieb, was er erzählte.

Den Sommer des Jahres 1892 brachten wir in Neu-Sackenhof zu, in dem alten Gutshause, das Vietinghoffs schon mehrere Jahre vor unserer Verheiratung bewohnt hatten. Das Gut gehörte Nikolas v. Transehe, dem Besitzer des nahe gelegenen Alt-Wrangelshof, der das leerstehende Gutshaus gern einer befreundeten Familie vermietete. Es war ein altes, bescheidenes, aber sehr behagliches Gebäude, ähnlich dem mir so lieben grauen Hause von Walguta. Auch der dazugehörige Garten war hübsch, wenn auch etwas verwildert. Wir freuten uns an der hallenartigen Lindenlaube, an der alten Eiche des Rasenplatzes, an den vielen verschiedenen Primeln, die, früher offenbar gepflegt, jetzt überall wild wuchsen. Hübsche Spaziergänge gab es nach allen Seiten. An Lebensmitteln, zu bescheidenen Preisen, fehlte es nicht. Groß war insbesondere der Reichtum an Krebsen, die die Bauern in den kleinen Bächen der Umgebung fingen und uns das Bund, d. h. 30 Stück, für den märchenhaft billigen Preis von 8 Kopeken verkauften. Zeitweilig konnten wir Tag für Tag in großen Krebsgerichten schwelgen. Transehesche Wagen standen zu unsrer Verfügung. Kutscher und Pferde waren bei den Letten des Hofgesindes leicht zu haben. So konnten wir auch Verkehr mit der Nachbarschaft pflegen, mit der Familie Transehe in Alt-Wrangelshof, mit Pastor Schilling und Dr. Alfred Schneider in Trikaten. Diesen kannte ich aus der Studienzeit von Dorpat her. Schon damals hatte ich ihn liebgewonnen wegen seines frischen, freien, durch und durch idealistischen Wesens. Wenn er mich mit seinen großen blauen Augen anstrahlte, wurde mir immer gleich wohl ums Herz. Jetzt fand ich ihn als jungen Landarzt und liebenswürdigen Ehemann wieder. Seine Frau, eine geborene Taube, war Schulkameradin meiner Stieftochter Seni gewesen, und auch das verband unsre Häuser miteinander.

Von Sackenhof aus machte ich mit Lilly zusammen eine schöne Reise über Ronneburg nach Wenden und in die livländische Schweiz. Unvergeßlich bleibt mir, wie ich an einem schönen Aussichtspunkte von

Cremon Lilly einen Teil meiner im Werden begriffenen Dichtung „Das Lied von Livland“ vorlas, in dem auch die livländische Schweiz geschildert war. Diesen Platz nannte Lilly seitdem den Denkmalsplatz, denn mit kühner Phantasie behauptete sie, daß hier dereinst ein Denkmal stehen würde, das mir als dem Dichter des Liedes von Livland errichtet wäre. Bis jetzt ist es mir allerdings noch nicht einmal gelungen, das „Lied von Livland“ durch den Druck bekannt zu machen.

## Zwölftes Kapitel.

## Die Russifizierung der Universität Dorpat.

Während des Jahres 1892 erhielt ich einen Brief aus Chicago von William Harper, dem Präsidenten der neuen, von Rockefeller daselbst begründeten Universität, in dem er mir eine Professur für Sanskrit anbot, allerdings mit einem für amerikanische Verhältnisse ziemlich bescheidenen Gehalte. Wenn ich nicht ohne weiteres ablehnte, so lag das daran, daß die Verhältnisse in Dorpat sehr unsicher und bedenklich zu werden anfingen. Der von der Regierung eingesetzte, nicht wie früher von der Professorenschaft gewählte neue Rektor Budilowitsch betrieb mit aller Gewalt die Russifizierung der Universität. Ein Russe nach dem andern wurde unter günstigen Gehaltsbedingungen nach Dorpat berufen und die Zahl der russisch Lesenden mehrte sich schon in bedenklicher Weise. Budilowitsch machte kein Hehl daraus, daß sein Ziel die Russifikation der ganzen Universität sei. Der Kurator strebte dies schon lange an, und man wußte bei uns nur zu gut, daß dies auch der Wille des Kaisers Alexander III. war. Gegen den Willen des Selbstherrschers gab es für uns keine Appellation. Wir waren seine Untertanen und mußten gehorchen oder gehen. Auch in Deutschland sagte man uns überall, daß uns nichts übrig bliebe, als uns zu fügen, daß Deutschland jedenfalls niemals in der Lage sein werde, uns zu helfen. So schien denn unser Schicksal besiegelt, und es fragte sich nur, wie wir uns demgegenüber verhalten sollten. Auf jeden Fall schien es dringend geboten, die Möglichkeit einer anderweitigen Unterkunft nicht leichthin von der Hand zu weisen, sondern jede solche sich bietende Gelegenheit ernstlich in Erwägung zu ziehen.

So schrieb ich denn an meinen Landsmann, den angesehenen Historiker Hermann v. Holst in Chicago, um Auskunft über die Verhältnisse und guten Rat bittend. Ebenso wandte ich mich an den mir wohlbekannten Indologen W. D. Whitney in New-Haven und an meinen guten Freund Thomas Sergeant Perry. Alle drei waren übereinstimmend der Ansicht, daß Harpers Angebot viel zu niedrig sei und daß ich mit dem in Aussicht gestellten Gehalte dort als verheirateter Mann nur schwer würde leben können. Ich schrieb solches an Harper und gab meine Bereitwilligkeit zu erkennen, bei ausreichendem Gehalt unter Umständen nach Chicago zu kommen. Schon diese bedingte Zusage war mir schwer genug gefallen, da der Gedanke, aus dem deutschen Kulturleben, wenn auch nur zeitweilig, mich loszulösen, für mich ein sehr niederdrückender, ja fast unerträglicher war. Nur die Notlage, in der ich mich befand, die Gewißheit, in Dorpat nie auf eine deutsche Professur rechnen zu dürfen, die Gefahr, sogar meine bescheidene bisherige Dozentur zu verlieren und die sehr schwachen Aussichten auf eine Berufung nach Deutschland bei der Überfüllung unsers Faches mit wirklich tüchtigen Anwärtern bestimmten mich, Harpers Anerbieten doch nicht ohne weiteres abzulehnen.

Anfang Dezember kam der Bescheid von Harper: er könne mir nicht mehr bieten, als er zuerst angegeben, und müsse, da ich mehr verlange, von meiner Berufung absehen. Damit war diese wichtige Frage endgültig entschieden. In Wahrheit fiel mir damit, trotz der Unsicherheit meiner Lage, ein Stein vom Herzen. Ich glaube, daß ich mich samt den Meinigen im Dollarlande nur schwer hätte einleben können.

Unvergeßlich bleibt es mir, wie ich am Nachmittage des Tages, der mir Harpers entscheidende Antwort brachte, auf dem Dorpater Markte meinen alten Freund Karl v. Ditmar-Kerro traf und ihm das Erlebte berichtete. „Nun," sagte er halb ernst, halb scherzend, „Petersburg hat sich für Sie zerschlagen, Berlin desgleichen, jetzt Chicago; also was bleibt übrig? Sie kommen nach Wien!" Oft habe ich in späteren Jahren an diesen humoristisch-prophetischen Ausspruch zurückdenken müssen. Obgleich ich damals nur lachen konnte und auch mein Freund mit mir lachte, saß ich doch tatsächlich nach acht Jahren als Professor der Indologie in Wien. Auf dem Umwege über Innsbruck hatte ich dies Ziel erreicht, an das im Jahre 1892 ernstlich noch gar nicht gedacht werden konnte. Freund Ditmars

guter Glaube an meine Zukunft sollte aller Unwahrscheinlichkeit zum Trotze sich dennoch erfüllen. Ich bedaure nur, daß er dies nicht mit erleben konnte.

Bald nachdem Harpers Brief die Frage Amerika abgeschlossen hatte, kam ein Rundschreiben des Rektors Budilowitsch an alle Universitätslehrer, die russische Untertanen waren und noch deutsch lasen, heraus, wonach sie spätestens nach Ablauf von zwei Jahren ihre Vorlesungen russisch halten müßten. Der Januar des Jahres 1895 war für alle der letzte Zeitpunkt. Bis dahin hätten sie Gelegenheit, sich darauf vorzubereiten. Wollten sie hierauf nicht eingehen, so müßten sie ihre Stellen verlassen.

Das war das gefürchtete Ultimatum, das uns alle vor die Entscheidung stellte. Die Reichsdeutschen waren nicht davon betroffen. Sie hatten eine besonders begünstigte Stellung und hätten auch gar nicht russisch lesen können. Sie mußten auf anderm Wege allmählich ausgeschaltet werden. Auf die Dauer gab es auch für sie an einer russisch gewordenen Universität keine Möglichkeit gedeihlichen Wirkens. Außer ihnen waren auch die Theologen von dem Ultimatum des Rektors nicht mit betroffen. Diese zunächst überraschende Ausnahme hatte ihren ganz besonderen und sehr bemerkenswerten Grund. Es war bekannt, daß der Rektor Budilowitsch auch die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Dorpat mehr wie gern russifiziert hätte. Sie in ihrem alten deutschen Bestande zu schädigen, hatte er schon verstanden durch die Berufung des Slowaken Johann Kvačala zum Professor der Kirchengeschichte an die Stelle des nach Göttingen berufenen Professors Nathanael Bonwetsch. Es war die Professur, welche einst Moritz v. Engelhardt innegehabt hatte, der als die stärkste Säule des deutsch-baltischen Luthertums gelten durfte. Jetzt war ein Slowake an seine Stelle getreten, der mit dem Russifikator Rektor Budilowitsch ein Herz und eine Seele war. Er war zwar Protestant, aber ein offenbarer Feind des Deutschtums. An die Stelle des ausgezeichneten Professors der Dogmatik Alexander v. Oettingen war der durch nichts ausgezeichnete Pastor Kersten aus St. Petersburg getreten. Kurz, die Fakultät befand sich im offensichtlichen Niedergange. Sie konnte wünschen und wählen, wen sie mochte, es hatte keine Folgen; der Rektor besetzte die frei werdenden Stellen nach seinem Gutdünken und mit der jedermann deutlichen Absicht, die Widerstandskraft des deutschen Protestantismus in Dorpat und damit in den

baltischen Landen überhaupt zu zerstören. Der lebendige Geistesborn, aus dem er bisher seine Kraft geschöpft hatte, sollte allmählich verschüttet werden.

Freundlichkeit und Wohlwollen für diese dem ganzen Lande so wichtige Fakultät waren also ganz gewiß nicht der Grund zu der Ausnahme vom Gebote der Russifikation. Einer glaubwürdigen Mitteilung gemäß verdankte die Fakultät die Gunst dieser Ausnahmestellung dem ärgsten Feinde der protestantischen Kirche in Rußland, dem Oberprokurator des heiligen Synods, Pobedonoszew. Dieser einflußreichste russische Staatsmann unter Kaiser Alexander III. hatte sich an allerhöchster Stelle mit größter Energie der Russifikation der Dorpater theologischen Fakultät widersetzt. Würde diese Fakultät russisch, — so war sein Gedankengang, — dann wurde zwar dem Deutschtum ein empfindlicher Schlag versetzt, aber es wuchs von da an eine protestantische Kirche in Rußland auf, in der russisch gepredigt und amtiert werden würde, nicht mehr deutsch, estnisch oder lettisch, wie bisher. Damit aber war die gefährlichste, über das ganze Reich sich verbreitende Propaganda für den Protestantismus begründet, die man sich denken konnte. Ganz im Gegensatz dazu war es bisher in ganz Rußland, um solche Propaganda unmöglich zu machen, strengstens verboten, protestantischen Gottesdienst in russischer Sprache abzuhalten, damit nicht etwa auch Russen solche Gottesdienste besuchen und, von dem Protestantismus angesteckt, zum Luthertum herübergezogen werden könnten. Wie groß die Gefahr in dieser Richtung war, konnte die Regierung deutlich genug aus der sogenannten Stundisten-Bewegung abnehmen, deren sie auch mit drakonischen Maßregeln nicht Herr zu werden vermochte. Eine einzige protestantische Kirche in Rußland hatte bis dahin das Vorrecht, daß in ihr der Gottesdienst russisch abgehalten werden durfte. Es war die kleine Marienkirche in St. Petersburg, in der sich alle diejenigen Protestanten zusammenfanden, die ihre einstige Muttersprache vergessen hatten und nur noch das Russische verstanden, daher auch in geistlichen Dingen russisch bedient und versorgt werden mußten. Selbst in dieser kleinen Kirche aber zeigte es sich, welche Anziehungskraft der Protestantismus für viele Russen hatte, welche Gefahr für die orthodoxe russisch-griechische Kirche darum in ihm lag. Diese Gefahr zu unterbinden, hatte man der genannten Kirche vorgeschrieben, ihren Gottesdienst schon um 9 Uhr morgens abzuhalten, — ein feiner Schachzug, denn um 9 Uhr morgens

lagen die Petersburger noch in ihren Betten und liefen darum nicht Gefahr, in eine Kirche zu geraten, wo sie an der Orthodoxie irre gemacht werden könnten. Es war also durchaus folgerecht und klug überlegt von Pobedonoszew, wenn er der Gefahr einer russisch predigenden protestantischen Kirche energisch entgegentrat und ihr Aufkommen schon an der Wurzel abschnitt. Dieser Gefahr gegenüber kam etwas mehr oder weniger an Schädigung des Deutschtums nicht in Betracht. Seine Gründe leuchteten dem Zaren ein und Budilowitsch hatte sich fügen müssen, so schwer ihm das auch fallen mochte, denn die völlige Russifizierung der deutschen Universität Dorpat sah er als seine Lebensaufgabe an, der er sich mit Begeisterung widmete, — soweit bei einem Menschen seines Schlages von Begeisterung die Rede sein kann.

Dem Ultimatum des Rektors gegenüber war mein Entschluß bald gefaßt. Und wenn ich hätte schwanken können, meiner Frau wäre das unmöglich gewesen. Obwohl ihr bei einem materiellen Zusammenbruch unseres Hauses, bei dem Verluste meiner Stellung und dem Wandern in ein Exil mit ungewisser Zukunft zweifellos noch größere Schwierigkeiten und Gefahren drohten als mir selbst, war sie doch nicht darüber im Zweifel, daß ich mich zu keinerlei Zugeständnis bereit erklären, unter keinen Umständen einwilligen dürfte, meine Vorlesungen russisch zu halten und damit selbst an der Russifizierung der Universität Dorpat mitzuarbeiten. Wir brauchten diese Frage gar nicht ernstlich miteinander zu erörtern, da wir ganz einer Meinung darüber waren.

Im übrigen bildete das Ultimatum, wie man sich denken kann, den Gegenstand der lebhaftesten Gespräche und Verhandlungen in den Dorpater Universitätskreisen, insbesondere während des Januar und Februar 1893. In den Versammlungen, die wir abhielten, mußte vor allem die Frage geklärt werden, ob wir dem Rektor auf sein Ultimatum eine gemeinsame Antwort geben sollten, oder ob einem jeden freie Hand gelassen werden möchte, sich nach eigenem Gutdünken dazu zu stellen. Ich war von der Wichtigkeit, ja Notwendigkeit einer gemeinsamen Antwort erfüllt und sprach mich in diesem Sinne aus. Nur ein gemeinsamer Protest aller Beteiligten gegen die Russifizierung der Universität Dorpat und die uns zugemutete Teilnahme daran konnte eindrucksvoll sein und mußte für alle Zeiten ein lautredendes geschichtliches Denkmal bleiben, — nicht geringer als der

bekannte Protest jener Göttinger Sieben gegen die Vergewaltigung der Verfassung in Hannover. Es war allerdings gewiß nicht zu erwarten, daß unser Protest die brutal zupackende Hand des zarischen Selbstherrschers würde aufhalten können; aber wir hätten doch getan, was unsere Pflicht war, und konnten das Weitere ruhig einer höhern Hand überlassen, die noch stärker ist und bleibt als die des Zaren. Es waren aber leider nur wenige, die meinen Standpunkt teilten. Die große Mehrzahl war der Ansicht, daß die Verhältnisse der einzelnen Kollegen zu verschieden lägen, als daß ein gemeinsames Vorgehen möglich wäre. Es wurde jedem einzelnen anheimgestellt, was er tun und erklären wolle. Manche hatten es auch schon vorgezogen, den Versammlungen und Verhandlungen ganz fern zu bleiben.

Mir blieb nichts übrig, als für mich persönlich in einem an den Rektor gerichteten Schreiben zu erklären, daß ich nicht in der Lage wäre, meine Vorlesungen russisch zu halten, und daher seinem Ansinnen nicht Folge leisten würde. Einige andere Kollegen gaben ähnliche Erklärungen ab. Daß wir damit unsrer Weiterexistenz in Dorpat selbst das Todesurteil sprachen, darüber mußten wir nach dem Ultimatum des Rektors wohl im klaren sein. Von mancher Seite wurden auch alsbaldige drakonische Maßregeln gegen uns vermutet, da wir ja dem deutlich kundgetanen Willen des Zaren uns entgegenzustellen wagten. Indes nichts Derartiges trat ein. Ich erhielt vielmehr bald darauf einen überaus liebenswürdigen Brief des Rektors, in dem er mir sein lebhaftes Bedauern über meine Erklärung aussprach und mich dringend bat, zu einer wichtigen Unterredung zu ihm zu kommen. Ich leistete dieser Einladung Folge und fand bei ihm noch einen russischen Kollegen vor, der wohl als einer der gescheitesten gelten durfte. Beide gaben sich nun die größte Mühe, mich davon zu überzeugen, daß meine Erklärung mir Schaden bringen müsse und daß ich gut täte, einen andern Weg zu wählen. Für diesen Fall wurden mir sehr lockende Aussichten gemacht, die ich aber als unmöglich ablehnen mußte. Besonders charakteristisch war, wie mich dünkt, die Bemerkung des Rektors, ich brauchte ja in Wirklichkeit gar nicht russisch zu lesen. Ich sollte nur erklären, ich wäre dazu willig, sobald ich das Russische hinlänglich beherrschte. Dann sollte ich nach einigen Jahren erklären, ich wäre noch nicht soweit und bäte um Verlängerung des Termins um einige Jahre. Und das könnte dann so weiter gehen, bis die Pensionierung erreicht wäre, die dann schon

eine günstige sein würde. Ich erklärte, daß auch dieser Weg für mich nicht gangbar sei. Und so mußten sie mich schließlich gehen lassen, ohne den Zweck ihrer Überredungskünste erreicht zu haben.

Nach dieser Verhandlung sowie nach meinen weiteren persönlichen Erfahrungen muß ich dem Rektor Budilowitsch jedenfalls soviel zugestehen, daß er nie versucht hat, mir zu drohen oder mich einzuschüchtern. Im Gegenteile war er gerade seit meiner Erklärung mir gegenüber von der äußersten Liebenswürdigkeit und versuchte nur mit ganz sanfter Hand mich auf den Weg zu führen, den er für den besseren hielt. Als er dann sah, daß ich dem nicht zugängig war, ließ er davon ab, blieb aber fortdauernd ebenso liebenswürdig und zuvorkommend mir gegenüber. In gleicher Weise verfuhren auch die anderen russischen Kollegen, so daß ich gar kein Gefühl der Bitterkeit ihnen gegenüber mit mir genommen habe. Ja, ich wurde von russischer Seite so auffallend gut behandelt, daß die Vermutung auftauchte, ich müßte wohl in St. Petersburg hohe Protektoren haben, die für mich einträten. Davon ist mir selbst aber nicht das geringste bekannt. Ich ging meinen Weg geradeaus, meiner Überzeugung entsprechend; die Gegner behandelten mich mit Achtung, und dafür war ich ihnen dankbar. Mehr konnte man unter so heiklen Umständen wohl nicht verlangen.

Es war der Anfang des Jahres 1893, der diese Klärung brachte. Ich hatte mich entschlossen, in Deutschland als Privatdozent meine Gelehrtenlaufbahn von vorne an zu beginnen, so schwer dies auch werden mochte. Die philosophische Fakultät der Universität Marburg, an die ich mich gewandt hatte, war bereit, mir die Venia legendi zu erteilen. Auf ein Privatdozentenstipendium glaubte ich hoffen zu dürfen. War dies auch wenig, so mußte ich doch zunächst in Ermangelung eines Besseren vorlieb nehmen. Da erhielt ich im Herbst 1893 eine Mitteilung aus Wien vom dortigen Indologen Georg Bühler, wonach dieser mit Baron Ferdinand v. Andrian wiederholt über meine jetzige Lage gesprochen hätte. Beide wünschten mich ganz nach Österreich zu ziehen. Hier fehlte es an mehreren Universitäten noch an Indologen, so in Graz und in Innsbruck. Ob ich wohl Lust hätte dorthin zu kommen, und an welchen dieser Orte? Er hoffe, daß es ihm und Andrian gelingen würde, das Ministerium dazu zu bestimmen, mich zu berufen. Ich bezeichnete Innsbruck als meinen Wünschen entsprechend. Bühler versprach mir, gemeinsam mit

Andrian zu tun, was in ihren Kräften stünde, um das bezeichnete Ziel zu erreichen. Und sie haben ehrlich Wort gehalten.

Im Januar des Jahres 1894 machte ich eine Reise nach Moskau, dieses Mal mit Professor Richard Hausmann und einigen andern baltischen Freunden zusammen. Sie galt den Vorbereitungen zu dem Archäologischen Kongreß, der im Jahre 1896 in Riga stattfinden sollte. Da die Archäologische Gesellschaft in Moskau den Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen in Rußland bildete, mußten die Verhandlungen über diese Angelegenheit auch in ihrem Schoße abgehalten werden. Die Präsidentin der Gesellschaft, Gräfin Uwarow, leitete die Verhandlungen in glänzender und durchaus sachgemäßer Weise und führte alles zum erwünschten Ziele.

Den Rückweg nahm ich über St. Petersburg. Gleich bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß Onkel Leopold Schrenck recht ernstlich krank sei. Ich durfte ihn schon nicht mehr sehen und noch am Abend desselben Tages entschlief er ganz sanft. So war ich gerade zu seinem Sterben und seinem Begräbnis gekommen. Was er mir im Leben gewesen, das habe ich früher schon zu schildern versucht. Mit seinem Tode sank ein großes und sehr schönes Stück meiner eigenen Vergangenheit dahin.

Während der ersten Hälfte des Jahres 1894 klärten sich die Verhandlungen mit Wien so weit, daß ich mit ziemlicher Sicherheit auf die Professur in Innsbruck rechnen durfte. War auch von der tatsächlichen Berufung vorderhand noch nicht die Rede, so wurde uns doch durch diese immer fester sich gestaltende Aussicht die Loslösung von Dorpat und der alten lieben Heimat wesentlich erleichtert.

Wir beschlossen, uns im Laufe des Sommers auf die Reise zu machen. So durfte ich hoffen, im Oktober vielleicht schon in Innsbruck meine Lehrtätigkeit zu beginnen. Die Pfingstferien brachte ich in Walguta zu, mit Fedi und seiner Familie, meiner Mutter, den Schwestern und Bruder Christoph, der die Medizin an den Nagel gehängt hatte und in Dorpat nun Theologie studierte. Es waren schöne, sonnige Tage, an denen wir viel alte Erinnerungen feierten und uns zugleich der neu aufwachsenden Kinderwelt freuten, die nun Ähnliches durchlebten, wie wir es einst hier durchlebt hatten.

Nach Dorpat zurückgekehrt, zog ich zur Mutter in die Mühlenstraße, um die Sommermonate mit ihr zusammen zu verbringen. Meine Frau war vorausgereist, um in Deutschland eine Kur zu ge-

brauchen. Unsern Hausstand hatten wir bereits aufgelöst. In diese Zeit fiel auch das große estnische Sängerfest, das die vor 75 Jahren erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft feiern sollte. In das Festkomitee war auch ich als Estenfreund gewählt worden. Die Gesangvereine des ganzen Estenlandes strömten zusammen. Es war eine großartige, erhebende Feier, mit vielen schönen gesanglichen Darbietungen. Einige Esten aus Werro wohnten bei uns im kleinen Nebenhause als Festgäste. Ich genoß die bewegten Tage des Festes und freute mich der Freunde, die ich im Estenvolke gewonnen hatte. Wie zum Abschied sah ich das Volk der Heimat in großen Scharen um mich versammelt und wünschte ihm alles Gedeihen in freundlicher Zusammenarbeit mit meinen deutschen Landsleuten.

Als der Sommer sich dem Ende zuneigte, mußte endlich geschieden sein. Die Reise ging über Riga und Stettin zunächst nach Berlin, wo ich eine Handschrift durcharbeiten mußte, die für meine geplante Kâthakam-Ausgabe wichtig war.

Von Berlin ging es weiter nach Genf zum Internationalen Orientalistenkongreß. Zu diesem war auch mein lieber Freund Thomas Sergeant Perry aus Paris nach Genf gekommen. Wir wohnten zusammen und genossen die Tage des Wiedersehens nach sechs Jahren. Ich hielt während der Verhandlungen in der indologischen Sektion einen Vortrag über das Kâthakam, der gut aufgenommen wurde. Im übrigen aber gefiel mir Genf und seine französische Bewohnerschaft sehr wenig.

Über Basel ging es zunächst nach Heidelberg, wo ich für längere Zeit bei Bruder Woldemar wohnte, um die endgültige Entwickelung der Dinge in Wien abzuwarten. Denn noch war die Sache in der Schwebe.

Bruder Woldemar hatte nach Jahren des schwersten Ringens und Wartens, die ihn leider seine Gesundheit kosteten, einen Ruf als Professor der Pharmakologie an der Universität Heidelberg erhalten. Er verdankte diesen insbesondere seiner überaus wertvollen Entdeckung des Diuvetins, eines Heilmittels, das seine helfende Kraft bald zeigen und fort und fort zum Segen Unzähliger bewähren sollte. Damit hatte sich auch seine äußere Lage wesentlich gebessert, und er konnte jetzt alles was irgend möglich war, für die Wiederherstellung seiner Gesundheit tun, freilich nur mit zeitweiligem, unvollkommenen Erfolge.



Gesamtansicht von Innsbruck.

## Dreizehntes Kapitel.

# Innsbruck.

Bühler hatte mir auf dem Kongreß in Genf versichert, daß meine Ernennung für Innsbruck unmittelbar bevorstünde. Ein Brief des Kollegen Wilhelm Härtel brachte mir endlich nach Heidelberg die Nachricht, daß das Erwartete zur Tatsache geworden sei und ich nunmehr meinen Einzug in Innsbruck halten könnte. Anfang Oktober traf ich mit Lilly und Seni in München zusammen und am 13. Oktober fuhren wir bei schönem, sonnigem Herbstwetter in Innsbruck ein. Lilly war in der glücklichsten Stimmung, voll Dank und Freude, daß ihre Zuversicht so bald und so schön sich bewährt hatte. Das half mir über manche Schwierigkeiten des Anfangs hinüber. Denn nicht alles war leicht und angenehm bei diesem Anfang in der uns ganz unbekannten Stadt und unter völlig veränderten Lebensverhältnissen. Die Wohnungsfrage erwies sich alsbald als eine sehr schwierige. Lange suchten wir vergeblich, bis wir endlich eine halbwegs passende Wohnung fanden. Leider erwies sich diese im Winter als unerträglich kalt und daher sehr ungemütlich. Ich hielt meine Antrittsvorlesung über die Entwicklung der Indologie in Europa und ihre Beziehungen zur allgemeinen Völkerkunde*), konnte aber, zum ersten Mal seit meiner Habilitation, mein Kolleg nicht abhalten, da sich gar keine Zuhörer gemeldet hatten. Ich fand mich hinein und widmete mich meiner wissenschaftlichen Arbeit. Die Kollegen kamen mir

*) Wien, 1895, Selbstverlag der Anthropologischen Gesellschaft.

freundlich entgegen. Ich fuhr auch nach Wien, um in einer Audienz Sr. Majestät dem Kaiser Franz Josef I. meinen Dank für meine Ernennung abzustatten und mich dem Unterrichtsminister Madeyski, dem Sektionschef Grafen Latour, sowie Bühler und Härtel als k. k. außerordentlicher Professor für altindische Geschichte und Altertumskunde — so lautete der mir beigelegte Titel — vorzustellen.

Die Stelle in Innsbruck war eigens für mich geschaffen worden. Die Bezeichnung Geschichte hatte man gewählt, weil „Geschichte" in den höheren Sphären damals in Gunst stand. Ein Zusatz „mit Berücksichtigung der allgemeinen Völkerkunde" war auf Baron Andrians Wunsch angefügt worden und verpflichtete mich dazu, auch ethnologische Vorlesungen abzuhalten, wenn dies auch nur gleichsam nebenbei geschehen konnte. Erst mit meiner Anstellung in Wien, fünf Jahre darauf, fiel diese Verpflichtung fort, die mir auf die Dauer recht unbequem geworden wäre. Für den Anfang aber war es mir ganz recht und trug dazu bei, mir in Innsbruck festen Boden zu schaffen.

Unterrichtsminister Madeyski, ein Pole, im Koalitionskabinett Windischgrätz, empfing mich sehr freundlich. Der Kaiser war gnädig und sprach einige sehr gütige Worte. Mit Baron Andrian und Freund Meringer war ich natürlich mehrfach zusammen. Alles in allem fuhr ich mit recht angenehmen Eindrücken von Wien nach Innsbruck zurück.

Am 24. Februar des Jahres 1895 starb in Dorpat nach kurzer Krankheit meine liebe Mutter im 75. Lebensjahre. Schwer litt ich darunter, in dieser ernsten Zeit von Dorpat fern sein zu müssen. Im folgenden Sommer 1895 starb Tante Julie, die Frau Leopolds v. Schrenck, und im Oktober desselben Jahres mein ältester Bruder Julius, Professor an der Forstakademie in Tharandt, in einem Alter von nur 52 Jahren.

Im Sommer des Jahres 1895 kam auch meine Lehrtätigkeit an der Universität in Gang. Ich konnte fortan mit ihr zufrieden sein.

Inzwischen hatten sich unsere Wohnungsverhältnisse sehr viel günstiger gestaltet. Im Frühling des Jahres 1895 siedelten wir aus unsrer ersten Wohnung in der Museumstraße in die Fischergasse des an Innsbruck angrenzenden Ortes Wilten über. Es war ein sehr stattliches, freistehendes Haus mit herrlicher Aussicht auf die umgebenden Berge: auf die sog. Waldrast im Stubaital, aufs Kar-

wendelgebirge, Frau Hitt usw. Die schönsten Spaziergänge waren hier in nächster Nähe zu haben. Die Wohnung war sehr geräumig mit großen schönen Zimmern und einer großen Glasveranda. Hier konnten wir gut auch Gäste aufnehmen, und es war uns eine besondere Freude, daß solche sich auch bald bei uns einstellten. So kam Pastor Traugott Hahn mit seiner Tochter auf der Reise nach Meran; so kamen auch die Freunde Oskar v. Samson und Theodor Groenberg, ferner Professor Wilhelm Volck aus Dorpat mit seiner Frau. Vor allem aber machte es mich glücklich, Vetter Burchard Schrenck und Bruder Fedi bei mir aufnehmen zu können. Fedi war leider sehr angegriffen. Er sollte durch Fußwanderungen im Gebirge seine Gesundheit kräftigen. Wir versuchten es mit Ausflügen in der schönen Umgebung von Innsbruck, im Oetzthal, an den Piburger See u. dgl. m. Allein, so schön das Zusammensein auch war, die rechte körperliche Kräftigung wollte sich nicht einstellen. Es sollte sich leider bald zeigen, daß das Übel viel zu tief lag und viel zu ernst war, um auf solche Weise gehoben werden zu können. Manche schon etwas hoffnungslos klingende Äußerungen erschreckten mich bei dem früher stets so frischen und kräftigen Manne, der zum Pessimismus nie eine Neigung gehabt hatte. Seine Güte und Liebenswürdigkeit, seine liebende Fürsorge für andere waren sich ganz gleich geblieben; aber ein Gefühl von Wehmut, mit Bangigkeit gemischt, beschlich mich jetzt, wenn ich den guten Bruder betrachtete. An Kraft und Gesundheit war er mir allezeit weit überlegen gewesen. Daran war ich seit jeher so gewöhnt, daß ich mich nicht so leicht in den Gedanken hinein zu finden vermochte, dies Verhältnis könne sich am Ende auch umkehren.

Im Herbst überraschte uns Lillys Lieblingsbruder Leopold Foelkersahm durch seinen Besuch. Mit ihm zusammen machten wir einen Ausflug an den malerisch schönen Achensee und kehrten dort in dem der bekannten Sängerfamilie Rainer gehörigen Seehof ein. Leopold kannte die Rainers gut von seiner Leipziger Studentenzeit her und feierte mit den hier noch lebenden Resten der Gesellschaft ein Wiedersehen nach langen Jahren.

Im Spätherbst besuchte ich noch Bruder Woldi, auf seine Einladung hin, in dem schönen Badenweiler und in Heidelberg. Und dann folgte für Lilly und mich ein schöner, stiller Winter, in dem wir ganz ungestört beisammen waren. Wir dichteten, jedes in seiner Art; ich hatte außer meinen Vorlesungen die Arbeit an meinem Kâthakam,

dessen Text ich für eine Herausgabe fertig zu machen suchte. Eine estländische Baronin v. Rosen gab im Jahre 1895 zum Besten der Leprakranken ein Sammelwerk „Aus vereinten Kräften" heraus. In diesem Buche erschienen Lilly und ich als Märchendichter: Lilly hatte zwei Märchen beigesteuert: „Am Gestade" und „Vom müden Vogel", ich dagegen das lang vorher schon entstandene Märchen „Der tönende Felsen".

Die Osterferien des Jahres 1896 brachten mir eine wunderschöne Reise nach Italien, die freilich auch ihre schmerzliche Seite an sich hatte. Ich begleitete meinen ernstlich an der Lunge leidenden Bruder Woldemar nach Nervi an der italienischen Riviera, um ihm bei seinem Kuraufenthalte dort Gesellschaft zu leisten. Wir trafen in Mailand zusammen. Über Genua ging es weiter nach Nervi, wo wir in dem stattlichen Hotel d'Europe vortrefflich verpflegt wurden. Einen besonderen Reiz dieses Gasthofes bildete der herrliche unmittelbar daranstoßende Park und Garten des Marchese de Gropallo. In diesem Garten und Park umherzuspazieren und von ihm aus den anstoßenden Meeresstrand zu besuchen, war ein ganz unerschöpflicher Quell der Freude, die auch wir tagtäglich reichlich genossen. Ich unternahm einige weiterführende Spaziergänge und ließ mich wohl auch auf das Meer hinausrudern; Woldi beschränkte sich meist auf Garten und Park und für gewöhnlich leistete ich ihm dabei Gesellschaft. Unter den Gästen machten wir einige angenehme Bekanntschaften. Kurz, es war ein köstlicher Aufenthalt, den wir beide, vor allem aber ich, der Gesunde, sehr genossen. Ich habe die eindrucksvollen Erlebnisse dieses ersten Aufenthaltes in Italien in einem Sonettenkranze festzuhalten gesucht.

Die Rückreise machten wir über Pisa und Florenz. In Pisa freuten wir uns bei schönem sonnigen Wetter des Domes mit dem berühmten schiefen Turme, des Baptisteriums und Campo Santo. In Florenz erreichte uns die Nachricht von der schweren Erkrankung unsres Bruders Fedi, die seine Frau mir meldete. Frühzeitige Arteriosklerose hatte die bedenklichsten Zustände hervorgerufen. Ein Milzinfarkt erschien besonders bedenklich. Als ich Woldi davon berichtete, der als Mediziner es besser wie ich zu beurteilen vermochte, brach er in Tränen aus. Ich fragte ihn, ob das etwas so Schlimmes sei. „Es kann nichts Schlimmeres geben," war seine tieftraurige Antwort. Der kranke Bruder hier, dort der andre liebe Bruder ebenfalls schwer krank — das waren harte Tage und ein schwerer Abschied.

In Innsbruck bereitete mir Lilly einen rührend liebevollen Empfang mit sinnigen Geschenken und Gedichten dazu. Der Sommer verlief in stiller Arbeit. Wir verkehrten mit der Familie des einst berühmten Pianisten Sigismund Blumer, dessen Frau, eine Dame aus dem mecklenburgischen Adel, ebenso hoch gebildet wie liebenswürdig und taktvoll, uns besonders anzog. Das Paar bewohnte die selbsterbaute Villa Blanca in der Nähe der herrlich gelegenen Weiherburg.

Fedi war inzwischen zur Kur nach Bad Kemmern, in der Nähe von Riga, gebracht worden. Nach Schluß des Semesters reiste auch ich dorthin und brachte ein paar Wochen mit dem langsam sich erholenden Kranken zu. Von dort aus nahm ich im August 1896 an dem Archäologischen Kongreß in Riga teil, den wir seinerzeit in Moskau vorbereitet hatten. Hier sah ich viele alte Freunde und Verwandte wieder. Unter den Gästen aus dem Auslande trat Rudolf Virchow hervor, mit dem ich mehrfach zusammen war. Wertvoller noch war mir die Berührung mit dem lieben alten Pastor Dr. August Bielenstein aus Doblen, dem besten Kenner der lettischen Sprache und Kultur. Wir verstanden uns gut, und er erfreute mich später durch die Widmung seines letzten großen Werkes, das die Holzbauten und Holzarbeiten der Letten behandelte. Er war mit seinen drei Söhnen zum Kongreß erschienen und wandelte wie ein Patriarch unter den baltischen Forschern.

Von Riga aus machte ich nach raschem Entschluß einen weiten Abstecher nach Kasperwiek am estländischen Strande zu den lieben Russows, die dort ihre ständige Sommerfrische hatten. Es war ein überaus herzliches, beglückendes Wiedersehen. Wir wanderten viel in der schönen Umgebung umher, und Russow machte dabei wieder eine Menge seiner schönen photographischen Aufnahmen. Auch Walguta und Dorpat wurden bei der Reise berührt. Die Rückreise machte ich in Gesellschaft von Bruder Fedi, der in Bad Hall eine Nachkur gebrauchen sollte.

Einige Zeit darauf reiste ich nach Marburg zu Bruder Woldis Hochzeit. Er verheiratete sich mit Else Mannkopff, der Tochter des Marburger Klinikers. Es war bei seinem Gesundheitszustand ein Wagnis, doch hat er ein kräftiges, gesundes Töchterlein hinterlassen. Ich besuchte das junge Paar bald nach der Hochzeit noch in seinem Heim in der Bunsenstraße in Heidelberg und machte von dort aus

auch noch einen Besuch bei Bruder Georg in Basel, um dann wieder nach Innsbruck zurückzukehren.

Das für mich bedeutendste Ereignis des Jahres 1897 war das am 20. September in Dorpat gefeierte fünfundsiebzigjährige Jubiläum der Livonia. An mich, der ich seinerzeit als Student das Festspiel zum fünfzigjährigen Jubelfest unsrer Korporation gedichtet hatte, erging die Aufforderung, auch dieses Mal das Festspiel zu verfassen. Die Aufgabe war nicht leicht, denn die Zeiten hatten sich inzwischen in so grausam unfreundlicher Weise verändert, daß man kaum auf eine sehr freudige Feststimmung rechnen konnte. Der Bestand der deutschen Universität Dorpat war zum Teil schon zerstört, zum andern Teile unheilvoll untergraben, und das Ganze schien bereits dem Untergang geweiht. Eine Trauerfeier schien mehr am Platze zu sein als ein Freudenfest. Was sollten unsre deutschen Korporationen noch an der russisch gewordenen Universität? Und zum Russischwerden war sie ja verurteilt, zum Teil war sie es auch schon geworden. Dennoch galt es gerade in so schwerer Zeit, den Mut nicht sinken, die Hoffnung, daß es durch Gottes Gnade doch noch anders werden könnte, daß dennoch eine Rettung möglich sei, nicht untergehen zu lassen. Es galt, alle noch vorhandenen lebendigen Kräfte aufzurufen. Waren die baltischen Deutschen machtlos gegenüber dem selbstherrlichen Willen des Zaren, konnten sie die Russifizierung der Universität, wie auch der Schulen und sonstigen Einrichtungen des Landes, die von der Regierung abhingen, nicht verhindern, so konnten sie doch im stillen Heiligtum des deutschen Hauses die alten Ideale aufrecht erhalten und der aufwachsenden Generation weitergeben. Die Frauen waren in erster Reihe dazu berufen, Hüterinnen dieser alten baltisch-deutschen Ideale zu sein. Ihnen konnte die Regierung am wenigsten anhaben, sie brauchten sich nicht russifizieren zu lassen und sie konnten ihre Kinder im alten guten Geiste, im festen Glauben und Vertrauen auf Gottes wunderbare, gnädige Hilfe erziehen. Auf dem treu und rein zu erhaltenden baltisch-deutschen Hause ruhte die Hoffnung des ganzen Landes, die Hoffnung auch für unsere Universität und unsere Livonia.

In diesem Sinne schrieb ich mein Festspiel und gab ihm den Titel „Unsere Hoffnung". In diesem Sinne ließ ich darin die Livonia selbst reden und nach tiefer Verzagtheit und Versunkenheit in Gram und Schmerz neuen Mut, Leben und Hoffnung den Herzen der lauschenden Hörer einflößen, daß sie wieder kraftvoll aufgerichtet

der Zukunft entgegensehen konnten. Der Livonia aber kam die Erleuchtung, als eine Kinderschar, aus allen Teilen des Landes ihr zugesandt, sie mit dem mehrfach wiederholten Liede begrüßte:

Rot und weiße Rosen,
In der Hoffnung Grün, —
Sei gegrüßt, Livonia,
Ewig sollst du blühn!

Livonia hat in der höchsten Seelennot ein Zeichen vom Himmel erfleht, ob noch Rettung möglich, ob noch eine Hoffnung vorhanden sei. Da erscheinen die Kinder und streuen ihr mit immer wiederholtem Sang ihre Rosen. Der Anblick der blühenden Kinderschar, ihr Gesang, die folgende Wechselreihe wecken der Livonia die freudig sie erhebende Erleuchtung, die sie alsbald in begeistert prophetische Worte ausbrechen läßt: „Nein, es ist noch nicht alles verloren! Noch lebt unsere Hoffnung und soll weiter leben! Fest gegründet auf das baltisch-deutsche Haus und den Kinderglauben auf Gott, den allmächtigen Retter."

Mehrere Besuche livländischer Landsleute während des Sommersemesters 1897 brachten mir schon so etwas wie einen Vorschmack des Festes. Landrat Baron Heinrich Tiesenhausen, Landrat Arwed v. Oettingen und Professor Leonhard Keßler weilten in dieser Zeit bei mir. Dem letzteren konnte ich auch das Festspiel bereits vorlesen. Er nahm es nach Dorpat mit, übergab es den Landsleuten und teilte es Oskar v. Samson mit, der dann das Lied der Kinder in anmutender Weise vertonte, so daß es auch musikalisch rasch die Herzen eroberte.

Im September trat ich die Reise nach Dorpat an. Wie ein Traum rauschte das Fest an mir vorüber. Ich fand Bruder Fedi dort, Magawlys, Schrencks, Klots und viele andere Verwandte und Freunde aus alter Zeit, Kameraden, Zeitgenossen und ebenso auch Schüler von mir. Es war eine stattliche Versammlung, der Zahl nach größer als 1872. Auch fehlte es nicht an Festfreude, wie sie schon durch das Wiedersehen so vieler sich nahestehender Menschen nach jahrelanger Trennung gegeben war. Aber das Schwere, der Druck und Zwang der neuen Zeit machte sich leider auch unangenehm genug fühlbar. Waren wir 1872 in langem Zuge, farbengeschmückt, unter den Klängen der Wacht am Rhein durch ganz Dorpat gezogen, so war es jetzt nicht einmal erlaubt, die Farbenmütze auf der Straße

überhaupt blicken zu lassen. Die Polizei überwachte jede Regung an der Öffentlichkeit, und nur im Frieden der eigenen vier Wände konnte man sich frei bewegen und seinen Gefühlen Luft machen. Die stattliche Festhalle war wieder im Ressourcegarten aufgebaut; das Festspiel fand im großen Saal der Bürgermuße statt. Die Aufführung tat ihre volle Wirkung, ja sie ging über mein Erwarten hinaus. Die Tränen sind damals reichlich in der Festversammlung geflossen, obwohl es eine Versammlung von Männern war. Nicht die Dichtung war es, die sie fließen ließ, sondern das alle überwältigende Bewußtsein von der Tragik dieser geschichtlichen Wende, die zwischen 1872 und 1897 sich vollzogen hatte; dazu die aufdämmernde Erkenntnis, daß dennoch die Hoffnung nicht aufgegeben werden dürfe und daß diese sich allein auf Gott und den festen Glauben an Ihn gründen könne, den Glauben, der treu gehegt und gepflegt in der starken Burg des baltisch-deutschen Hauses forterhalten werden müsse; wie es die Livonia im Augenblick höchst gesteigerter seherischer Begeisterung ausspricht:

Die starke Burg, die in des Sturmes Graus
Uns schützen kann und soll vor dem Verderben,
Es ist das Haus, das baltisch-deutsche Haus,
Das wir den Kindern unentweiht vererben!
Das Haus, in dem der alte Glaube lebt,
Die alte Treue heilig wird gehalten,
Wo Gottesfurcht die Herzen stark erhebt
Und Lieb' die Herzen nimmer läßt erkalten.
Das Haus, an dessen Tor die neue Welt
Umkehren muß, trotz Schmeicheln, Drohn und Bitten;
Das Haus, wo man getreu in Ehren hält
Die Männer, die für unser Land gelitten.
Das Haus, wo aus des Glaubens Zuversicht
Die Hoffnung täglich wieder wird geboren,
Dies Haus erliegt dem wilden Sturme nicht,
Dies Haus geht nun und nimmermehr verloren!
In unsrer Kinder Herzen soll die Saat,
Die junge, wachsen, deren wir uns freuen;
Und traf ein Wetter uns auf unsrem Pfad,
Hier soll sie stets und immer sich erneuen;
In unsrer Kinder Herzen ruht das Heil,
Geschirmt, geschützt von unsres Hauses Mauern;
Sie gab uns Gott als unser bestes Teil,
Durch sie soll, was wir lieben, ewig dauern!
In eurer Kinder Augen sucht die Kraft

Zu immer neuem, starkem Hoffen!
Der Kinderglaube ist's, der Wunder schafft,
Dem Kinderglauben steht der Himmel offen.
Mit Glaub' und Treu, Hoffnung und Lieb' bewehret,
Mit Heimatliebe tief im Herzensgrund,
Stehn wir in unsrem Hause unversehret
Und halten fest am alten Bruderbund.
Auf unsres Hauses First das alte Zeichen,
Die rotgrünweiße Fahne weht,
Und nimmer soll sie Feindeshand erreichen,
So lang ein Stein von diesem Haus noch steht!

Nach der Vorstellung flüchtete ich vor meiner eigenen innern Erregung und den mich umdrängenden Landsleuten ins Freie hinaus, auf die Straße, auf den Dom hinauf.

Das Festspiel wurde nach ein paar Tagen wiederholt, um es auch der Frauenwelt vorzuführen. Eine Abordnung der Frauen Livlands fuhr bei unserm alten Hause vor und überbrachte mir einen Lorbeerkranz.

Manchen alten Freund hatte ich in Dorpat nicht wiedersehen sollen. Bradke war im Frühling des Jahres 1897 nach schwerer Krankheit als Professor in Gießen verstorben; und auch Freund Russow war nicht lange vor dem Feste unerwartet dahingeschieden.

Der Januar des Jahres 1898 brachte mir einen schweren Schlag. Mein Bruder Woldemar starb nach kurzer schwerer Krankheit in Heidelberg. Ich eilte dorthin, fand die junge Witwe in Schmerz aufgelöst und das erst einige Monate alte liebliche Töchterchen, das mich fröhlich anlachte und die Arme nach mir ausstreckte. Es wurde am Totenbette des Vaters getauft. Ich stand als Pate dabei, mit schmerzbewegtem Herzen.

Im Frühling des Jahres 1898 besuchte mich Hofrat Bühler aus Wien. Er war frisch und freudig mitten im erfolgreichsten Schaffen und bei unserm Zusammensein heiter und lebensfroh. Von Innsbruck reiste er weiter an den Bodensee und ist dort bald darauf bei einsamer Kahnfahrt verunglückt und in dem großen See ertrunken. Seine Leiche war nicht aufzufinden.

# Vierzehntes Kapitel.

## Wien.

Der Verlust, den die Wissenschaft und die Universität Wien durch den Tod Georg Bühlers erlitt, war überaus groß. Ich will hier nicht versuchen, ihn zu schildern. Kein Zweifel, daß Bühler einer der größten, kenntnisreichsten und fruchtbarsten Indologen seiner Zeit war. Mir war er, ungeachtet der großen Verschiedenheit unsers Wesens, stets ein treuer, hilfsbereiter, ja aufopfernder Freund gewesen. Hatte ich es doch ihm vor allem zu danken, daß ich über die schwerste Krisis meines Lebens so glücklich hinüber kam und als Professor in Innsbruck einziehen durfte.

Jetzt erhob sich bald die Frage, wer Bühlers Nachfolger in Wien werden solle. Auch bei mir wurde deswegen angefragt. Meine Lage in Innsbruck war eine durchaus zufriedenstellende, insbesondere seitdem ich im Jahre 1897 zum ordentlichen Professor befördert worden und dadurch auch materiell ausreichend versorgt war. Einen Ruf nach Wien abzulehnen, war indessen doch schwierig und kaum geraten. Ich war mir dessen wohl bewußt, daß ich mit Innsbruck viel verlieren würde. Die Großstadt war nie meine Sehnsucht gewesen, und die herrliche Umgebung Innsbrucks war unersetzlich. Auch liebe Freunde hatte ich hier gewonnen, unter denen ich besonders den trefflichen Historiker Josef Hirn hervorheben möchte, einen geborenen Tiroler, der viel dazu beigetragen hatte, daß ich in Innsbruck heimisch werden konnte. Er war ein offener, biederer Charakter, den ich bald liebgewonnen und mit dem ich mich ganz vortrefflich verstanden hatte. Gerade dieser Freund aber war schon vor mir nach Wien berufen worden. Auch das Leben in Innsbruck war uns lieb geworden. Aber auch für Wien fielen wichtige Gründe in die Wagschale. Ein größerer Wirkungskreis winkte hier jedenfalls. Auch das reiche künstlerische, musikalische und theatralische Leben hatte etwas Lockendes. Ja, ich leugne es nicht, daß der Gedanke, in die Nähe des Burgtheaters zu gelangen und vielleicht noch als Dramatiker mich zur Geltung bringen zu können, nicht ohne Einfluß auf meinen endlichen Entschluß war, dem Rufe nach Wien, wenn er an mich ergehen sollte, Folge zu leisten. Auch Lilly, die ja seit Jahren mit Bestimmtheit hoffte, ich würde auf dem Theater festen Fuß fassen, wurde

von dieser Aussicht mit bestimmt. Daß uns die Übersiedelung nach Wien in dieser Richtung nichts als die schwersten Enttäuschungen bringen würde, ließ sich freilich damals noch nicht vorhersehen. Lebte der Erfolg des Sundara auf der Bühne von Riga doch noch stärkend und belebend in uns fort, wenn auch dieses Drama trotz mehrfacher Bemühungen den Weg auf eine reichsdeutsche Bühne leider nicht gefunden hatte. Von der Resignation auf das Theater für meine Dramen waren wir damals beide noch weit entfernt. Die Verhandlungen zogen sich ziemlich lange hin, bis endlich im Januar 1899 die Berufung tatsächlich erfolgte.

Meine gute Frau war in diesem Winter und im Frühling 1899 wiederholt krank und machte mir Sorge. Ein Bruchschaden, den sie schon seit Jahren hatte, schien sich zu verschlimmern. Doch ging sie guten Mutes der Übersiedlung entgegen.

Im März fuhr ich nach Wien, um einige Besuche zu machen und mir eine Wohnung zu suchen. Freund Meringer unterstützte mich dabei, doch schien die Lösung der Frage recht schwierig. Da fand ich endlich ganz unerwartet, was ich suchte. Ein Kollege, den ich noch nicht gekannt hatte und dem ich bei zufälliger Vorstellung in der Universität meine Not klagte, wies mich auf ein Haus am Maximiliansplatz, wo eine Wohnung freistünde. Ich begab mich dorthin und war angenehm überrascht, alle unsre Wünsche und Bedürfnisse hier befriedigt zu finden: eine Wohnung in schöner freier Lage, hinter der herrlichen, in reingotischem Stil erbauten Votivkirche, mit Baumgruppen vor den Fenstern und ausreichenden Wohnräumen, dazu ganz in der Nähe der Universität, und überdies ein erträglicher Mietzins, wenigstens für Wiener Verhältnisse. Ende April fuhr ich nach Wien, um meine Vorlesungen zu beginnen, während Lilly, die noch immer leidend war, erst im Mai nachfolgen sollte. Bei der Fahrt durch das im schönsten Schmuck der Baumblüte vor mir liegende Tiroler Land, von dem ich nun endgültig schied, erfüllte mich ein Gefühl tiefer Wehmut. Und ich empfand es deutlich, daß diese Wehmut nur zum Teile dem Abschiede vom Tiroler Lande galt, sondern in höherem Maße wohl noch durch die Sorge um den Gesundheitszustand der geliebten Frau hervorgerufen war. Aus dem freundlichen Asyl in Tirol führte ich sie in die Großstadt hinein. Wie würde die Veränderung auf sie wirken? So freudig sie auch dem Gedanken der Übersiedlung zugestimmt hatte, — würde ihr die

Großstadt nicht neue Beschwerden auferlegen? Ach, ich fühlte es wohl, daß eine glückliche Zeit zu Ende ging, auf die ich vielleicht dereinst wie auf ein verlorenes Paradies würde zurückblicken müssen. Es war eine dunkle, dumpfe Ahnung drohenden schweren Verlustes, die mir diesen Abschied von Innsbruck so besonders schwer machte. Und nur zu bald sollte die Ahnung sich erfüllen.

In Wien angelangt, machte ich die nötigen Besuche und hielt meine Antrittsvorlesung über „Indiens geistige Bedeutung für Europa". Nach deren Abschluß trat ein älterer Herr aus der Zahl der Zuhörer auf mich zu, der sich mir als Professor Maurice Bloomfield von der Johns Hopkins University in Baltimore vorstellte. Nun erkannte ich ihn auch wieder. War ich doch vor Jahren schon einmal, wenn auch flüchtig in Berlin mit ihm zusammengetroffen. Seine Teilnahme an meiner Antrittsvorlesung empfand ich als freundliches Omen und sah den ausgezeichneten Indologen während seines Wiener Aufenthaltes noch mehrfach wieder. Er hat mich hier, mit seiner Frau zusammen, auch späterhin noch mehrmals besucht und ist mir stets ein lieber, treuer Freund und Kollege geblieben, einer von denjenigen, die meinem Streben und Arbeiten, meiner ganzen Persönlichkeit mehr Verständnis als andre entgegenbrachten. Auch er hatte etwas von jener Liebe in sich, die nicht blind, sondern sehend macht. Seine Frau stammte aus Wien, und das führte ihn öfters in die alte Kaiserstadt.

Lilly, die inzwischen in Wien eingetroffen war, freute sich in rührender Weise an unserm neuen Heim am Maximiliansplatze, an der Votivkirche, der ganzen Stadt. Wien, so weit sie es noch kennen lernen konnte, gefiel ihr ausnehmend; namentlich auch die Menschen in ihrer freien, liebenswürdigen Art sich zu geben, die rascher gewinnt als die ernstere Art der Tiroler. Aber in stiller Stunde sprach sie mir doch schon gleich zu Anfang in ihrer sanften und liebevollen Art eine ernste, mich tief erschütternde Vorahnung aus: „Alles ist schön hier, alles gefällt mir, — aber für *mich* wird es nicht lange sein." Sie empfand im voraus, was nach Ablauf von zwei Jahren sich tatsächlich ereignen sollte.

Bald nach unserm Einzug in Wien erschien ein junger Rigenser bei uns, der Historiker Dr. Eduard Fehre. Er war begeistert von Wien, das er eifrig kennen zu lernen strebte, machte uns auf vieles aufmerksam und war sehr darauf bedacht, daß wir recht viel Inter-

essantes hier sehen und hören möchten. Ihn unterstützte in liebenswürdiger Weise ein andrer junger Rigenser, der mit ihm befreundet war, Gustav Thoenagel, Student an der Technischen Hochschule. Diese beiden brachten mich auch in das von meiner Wohnung nicht weit entfernte Café Beethoven, dessen Besitzer Zobel früher Opernsänger gewesen war und seine schönste Zeit in Riga verlebt hatte. Er hing an Riga mit großer Liebe und Treue, jeder Livländer war bei ihm von vornherein besonders empfohlen, und er gab sich alle Mühe, auch uns in Wien heimisch zu machen. Er und seine Frau waren beide geborene Wiener und hatten sich, als die Stimme des Mannes zu versagen begann, nach Wien zurückgezogen. In der Vaterstadt hatte Zobel sich eine neue Tätigkeit als Kaffeehausbesitzer geschaffen und übte diese mit großer Liebenswürdigkeit und weltmännischer Feinheit aus.

Der September des Jahres 1899 brachte mir noch eine interessante Reise nach Rom zu dem dort tagenden Internationalen Orientalisten-Kongreß. Ich machte sie gemeinsam mit meinem Wiener orientalistischen Kollegen, dem alten Ägyptologen Leo Reinisch, der vor allem als Kenner und Bearbeiter der hamitischen Sprachen sich einen weit bekannten Namen gemacht hatte, ferner dem hervorragenden Semitisten David Heinrich Müller und dem Kenner der islamischen Welt Hofrat Josef Karabacek, der nachmals jahrelang Direktor der Hofbibliothek war und in den Adelsstand erhoben wurde, auch durch viele Jahre das Amt eines Sekretärs der philosophisch-historischen Klasse unsrer Akademie der Wissenschaften bekleidete. Mit ihnen allen stand ich in herzlichstem kollegialen Verhältnis und denke besonders gern an die ersten Jahre unsers gemeinsamen Wirkens an der Universität, dem Orientalischen Institute und dann auch an der Akademie der Wissenschaften zurück. Die Reise zum Kongreß nach Rom lebt als ein Glanzpunkt jener Zeit in meiner Erinnerung fort. Wir fuhren von Fiume zu Schiff nach Ancona und von dort mit der Bahn nach Rom. Ich hatte mich durch eifriges Studium des Gsell-Felsschen Reisebuches für diesen Aufenthalt vorbereitet und konnte den Kollegen jetzt vielfach mit guten Auskünften dienen. Wir lernten im Fluge einen schönen Teil der ewigen Stadt kennen, machten viele interessante Sitzungen mit und lernten neue und wertvolle Menschen kennen. Unter den Indologen, die ich hier zum ersten Male sah, trat Rudolf Hoernle aus Oxford für mich hervor, der Bruder einer Missionarin

Selma Hoernle, mit der sich meine Frau bereits in Tübingen befreundet hatte. Dies Geschwisterpaar war württembergischen Ursprungs. Ihr Vater war als Missionar nach Indien gegangen, und so war Rudolf Hoernle in die englisch-indische Welt hineingewachsen und hatte manchen Vorteil aus ihr gezogen, seinen kernhaften Charakter als Schwabe aber treulich bewahrt.

Im folgenden Jahre, 1900, machte ich die Bekanntschaft Houston Stewart Chamberlains, des bekannten Verfassers der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts", der damals in Wien wohnte. Ich hatte, als ich nach Wien kam, seinen Namen kaum noch gehört und noch nichts von ihm gelesen. Da bekam ich zu Anfang des Jahres 1900 einen Brief meiner verehrten Freundin Fanny v. Anrep auf Schloß Ringen bei Dorpat, die mir von jenem außerordentlichen Buche schrieb, das sie soeben mit höchstem Interesse gelesen hatte. Sie fragte bei mir an, ob ich ihr nicht sagen könnte, wer Chamberlain sei; da er sein Buch dem Rektor der Universität Wien, Professor Julius Wiesner, gewidmet habe, werde sich das in Wien ja wohl unschwer feststellen lassen. Zu jener Zeit war gerade meine Antrittsvorlesung über „Indiens geistige Bedeutung für Europa" im Druck erschienen. Ich hielt es für die einfachste und passendste Form der Anknüpfung, ein Exemplar Herrn Chamberlain zuzusenden. Er erwiderte diese Sendung durch das weitaus bedeutendere Geschenk eines Exemplares seiner „Grundlagen" mit einer Widmung, in der er sich zu meiner Überraschung als einen meiner dankbarsten Schüler bezeichnete. Er nannte sich so, wie ich bald darauf von ihm selbst erfuhr, weil er durch mein Buch über „Indiens Literatur und Kultur" mit der indischen Welt bekannt geworden war, die seither in seinem Geistesleben eine bedeutende Rolle spielte. Damit war ein Verkehr angesponnen, aus dem sich allmählich eine für mich sehr wertvolle Freundschaftsbeziehung entwickeln sollte. Der Umgang mit dem geistvollen und liebenswürdigen, immer anregenden, immer fesselnden Manne war etwas ganz anderes und bedeutete mir ungleich mehr als der Verkehr mit den gelehrten Kollegen. Fedi Ditmar hatte mir einst Ähnliches geboten, aber Chamberlain überragte ihn noch an Tiefe des Denkens und Gründlichkeit der Kenntnisse. Sein strenges Arbeitsleben brachte es freilich auch mit sich, daß er nicht so viel Zeit den Freunden opfern konnte und mochte, wie der allezeit unterhaltungsfreudige, immer zu Rat und Aufklärung bereite Ditmar.

Chamberlains Persönlichkeit übte einen ganz eigenen Zauber aus und fesselte ebenso wie mich, auch meine liebe Frau. So war es für uns immer ein Fest, wenn er bei uns erschien, was gewöhnlich nachmittags um die Teestunde stattfand. Er wußte ebenso entzückend zu erzählen, wie zu diskutieren.

In Wien besuchten wir gern ab und zu das Theater, meist das Burgtheater oder das Deutsche Volkstheater. Dies wirkte so anregend auf mich, daß ich mich daran machte, zwei indische Stücke für die deutsche Bühne zu bearbeiten: „Sakuntala" und „Prinzessin Zofe", wie ich es nannte, statt des indischen Titels Mâlavikâ und Agnimitra, beides Schöpfungen des größten indischen Dichters Kalidasa. Lilly nahm an diesen Arbeiten den lebhaftesten Anteil und freute sich rührend über deren Gelingen. Ich wagte es nun auch, mich dem Direktor des Burgtheaters, Paul Schlenther, vorzustellen und ihm mein Drama „Dara" zu überreichen. Er empfing mich sehr freundlich; doch blieb dieser Versuch, mich der Bühne zu nähern, erfolglos. Nach Jahr und Tag erhielt ich meinen Dara zurückgeschickt mit dem Bemerken, daß er, Schlenther, sich keinen Erfolg davon versprechen könne.

Die gelehrte Arbeit schritt natürlich weiter fort und im Jahre 1900 kam endlich der erste Band meines Kâthakam-Textes heraus; der zweite Band sollte erst 1909, der dritte 1910 nachfolgen. Diese langjährige Arbeit hatte sich organisch an die Ausgabe meiner Mâitrâyanî Saṃhitâ angeschlossen. Es handelte sich hier um einen nahe verwandten alten Text, der ebenso wie die Mâitrâyanî Saṃhitâ sich als ein alter, echter Yajurveda herausgestellt hatte und darum notwendig veröffentlicht werden mußte. Leider war das Handschriftenmaterial nicht recht ausreichend. Es lag eine einzige vollständige Handschrift vor (Codex Chambers 40), die der Berliner Königl. Bibliothek gehörte und die ich bereits in den letzten Dorpater Jahren auf der dortigen Universitätsbibliothek, der sie von der Berliner Bibliothek auf mein Betreiben hin geliehen worden war, studiert und abgeschrieben hatte. In den folgenden Jahren schloß sich die Arbeit an einer ganzen Menge andrer Handschriften, sogenannter Ricakas an, die leider nur Fragmente des wichtigen Textes und zwar größtenteils oft wiederkehrend dieselben Stücke boten, so daß für das Ganze doch nur die eine Handschrift übrig blieb. Alle Bemühungen, noch weitere vollständige Handschriften aufzutreiben, blieben erfolglos, und so mußte die Arbeit mit unvollständigem Material geleistet werden, denn un-

veröffentlicht durfte der hervorragend wichtige alte Veda-Text nicht bleiben. Ich bin mir immer dessen bewußt gewesen, daß diese Herausgeberarbeit nicht ganz meinen Anlagen und Neigungen entsprach und daß andre Forscher sie wohl vollkommener hätten leisten können. Indessen konnte ich mich dieser Arbeit, die meine Fachgenossen geradezu von mir als dem Entdecker und Herausgeber der Mâitrâyanî Saṃhitâ forderten, auch nicht entziehen, und so habe ich sie, so gut ich es vermochte, zustande gebracht. Ein vollständiger Index aller Worte des Textes, den ich auf Zetteln ausgezogen hatte, wurde später von Professor Richard Simon in München ausgearbeitet und im Anschluß an meine Ausgabe des Kâthakam herausgegeben.

Während dieser Arbeit sehnte ich mich gar sehr nach andersartiger Tätigkeit, die meinen natürlichen Anlagen besser entsprochen hätte. Aber ich überwand mich und tat, was ich für meine Pflicht hielt, ohne mich dem Wahne hinzugeben, daß ich ein Meisterwerk schuf. Die schon erwähnten Bühnenbearbeitungen zweier Stücke des Kalidasa boten mir eine angenehme Abwechslung, die mir um so mehr Befriedigung brachte, als meine liebe Frau sie mit vollem, tiefen Verständnis und innigster Anteilnahme freudigst begrüßte und sich mit mir an dem Gelingen freute. Aber auch die stille, langsam vorschreitende Arbeit an dem Kâthakam-Texte, von der sie naturgemäß nichts verstehen konnte, begleitete sie mit liebevollstem Interesse und freute sich, wenn sie mich dabei sitzen sah. Es hatte für mich etwas Rührendes und spornte mich zu weiterer Arbeit an, wenn sie von „dem lieben Kâthakam" sprach. Eine echte frauenhafte Teilnahme, die sich instinktiv mit allem identifiziert, was im Leben und Schaffen des Mannes eine beherrschende Rolle spielt.

Doch es kam, wie Lilly es bei ihrem Einzug in Wien vorausgeahnt hatte. Nicht lange mehr sollte ich mich des Glückes erfreuen, sie an meiner Seite zu haben. Im Mai des Jahres 1901 weilte Lillys Lieblingsschwester Marie zum Besuche bei uns. Mit ihr machte Lilly noch am 11. Mai bei herrlichstem Frühlingswetter einen Ausflug in die Rothschildgärten, deren Treibhauspracht sie mir dann voll Entzücken schilderte. In der Nacht vom 12. auf den 13. Mai erkrankte sie an einer Einklemmung des alten Bruches. Es folgten schwere, schmerzvolle Krankheitstage mit wechselnder Hoffnung. Dann trat eine plötzliche Wendung zum Schlimmern ein, und am Nachmittag des 17. Mai entschlief die geliebte Frau, nachdem sie die letzten

11*

Stunden nur noch teilweise bei Bewußtsein gewesen war. Sie konnte zuletzt nicht mehr sprechen, aber ihr Händedruck redete zu uns und nahm Abschied von uns. Sie hatte mit der einen Hand die Hand der Tochter Seni, mit der andern die meinige erfaßt und drückte unser beider Hände mit einer solchen Kraft und Andauer, daß wir beide ganz erstaunt ihre Hände mit unsern Küssen bedeckten. Als der Druck der lieben Hände langsam nachließ, tat sie den letzten Atemzug. Es war ihr letzter Abschiedsgruß gewesen.

Es war die schwerste, schmerzlichste Zeit meines Lebens, die damit ihren Anfang nahm und die ich nicht zu schildern versuchen will. In meinem Jammer, zuerst der Verzweiflung nahe, fand ich mich nur langsam wieder ins Leben zurück. Das Gebet war mein einziger Trost. Ich suchte und wollte nun nichts mehr als Gott und seine Barmherzigkeit. Er hat mich auch in diesem größten Elend meines Lebens nicht verlassen.

Lillys Beerdigung fand am Nachmittage des 19. Mai auf dem schönen Zentralfriedhofe statt, beim herrlichsten Maienwetter, wie sie es so sehr geliebt hatte. Es dauerte geraume Zeit, bis der Schmerz, der zuerst nur Tränen gefunden, auch in Liedern auszuströmen vermochte. Als ich endlich für das, was mich so ganz überwältigt und zu Boden geworfen hatte, diese meinem tiefsten Wesen gemäße Sprache wiederfand, war es doch wenigstens zeitweilig eine Erleichterung und Lösung der inneren Spannung. Aber es ging nur langsam, sehr langsam.

Im Laufe des Sommers besuchte mich Graf Hermann Keyserling, der Sohn meines Jugendfreundes Leo Keyserling, der in Wien das Studium der Geologie zum Abschluß bringen wollte. Es lag ihm viel daran, Chamberlain kennen zu lernen, und gerne führte ich ihn dort ein. Er teilte Chamberlains naturwissenschaftliche Interessen ebenso wie die philosophischen und war bei seiner ungewöhnlichen Begabung ganz der Mann, dem hohen Fluge der Gedanken Chamberlains zu folgen. So knüpfte sich dort bald eine enge Freundschaftsbeziehung, die auch darin zum Ausdruck kam, daß Chamberlain sein Buch über Immanuel Kant dem jungen Grafen Keyserling widmete. In meinem Hause war Keyserling ein häufiger Gast, und er erfreute mich durch seine frische, geistvolle Art.

Nach Abschluß des Semesters reiste ich zu einem längeren Aufenthalte nach Tharandt, um mich dort im Hause meiner Schwägerin,

der Witwe meines Bruders Julius, etwas zu erholen. Mehrere ihrer Söhne waren mir dabei eine angenehme Gesellschaft. Im Laufe dieser Zeit kam auch Vetter Burchard v. Schrenck dorthin zum Besuch und trug viel dazu bei, mir diesen Aufenthalt zu einem wahrhaft schönen und fruchtbaren zu gestalten. Auch meinen alten Freund Woldemar v. Seidlitz besuchte ich bei dieser Gelegenheit in Dresden. Er kam mir sehr liebevoll entgegen und forderte mich auch zu einer kleinen Fußreise durch das sächsische Erzgebirge und zum Besuch seiner Familie auf seiner Besitzung Angermannsmühle auf. Dort verbrachte ich mit ihm zusammen einige unvergeßlich schöne Tage.

Nach Wien zurückgekehrt, hieß es für mich, ein neues Leben zu beginnen. Das konnte nur durch neue Arbeit, neue Ziele geschehen.

Es war zu Anfang des Jahres 1902, als ich die Niederschrift eines neuen größern Werkes begann, das ich zuerst „Altarische Religion", später, da dieser Titel sich als mißverständlich erwies, einfach „Arische Religion" benannte. Diese Arbeit wurzelte in meinen schon seit Jahren betriebenen vergleichend-mythologischen Untersuchungen, die bis in jene Zeit der achtziger Jahre zurückreichte, wo ich mit Loeschcke in Dorpat mich zusammenfand. Im Laufe der Zeit war mir immer mehr die Religion in den Vordergrund des Interesses gerückt, während die Mythologie allmählich mehr zurücktrat. So wurde aus meinem Kolleg über Vergleichende Mythologie mit der Zeit ein solches über die Altarische Religion und aus diesem Kolleg schließlich mein auf drei Bände angelegtes Werk über „Arische Religion"*).

Zu den grundlegenden Untersuchungen des ersten Teiles, die mich im Jahre 1902 beschäftigten, gehörte vor allem auch die Feststellung der drei Wurzeln unsrer Religion: Naturverehrung, Seelenkult und Glauben an ein höchstes gutes Wesen. Über den Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Naturvölkern hielt ich im November 1902 einen Vortrag in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, bei der auch P. Wilhelm Schmidt, der ausgezeichnete Ethnologe vom Stifte St. Gabriel bei Mödling anwesend war. Wie er mir später öfters gesagt hat, war es dieser Vortrag, der ihm die erste Anregung gab zu den weitumfassenden, tiefgehenden Untersuchungen, die er

---

*) Arische Religion, I. Bd. 1914, II. Bd. 1916. Verlag von H. Haessel, Leipzig.

später in seinen Büchern über den „Ursprung der Gottesidee“ und über die „Stellung der Pygmäen in der Entwicklungsgeschichte des Menschen“ niedergelegt hat. Die drei Wurzeln der Religion behandelte ich dann in einer Arbeit über „Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung“, die als erstes Stück des Sammelwerkes „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“ erschienen ist*).

Dem Gebiete der Naturverehrung gehörte ein andrer Vortrag an, den ich ebenfalls in der Anthropologischen Gesellschaft hielt und der 1902 in deren „Mitteilungen“ zum Abdruck gelangte: „Lihgo, Refrain der lettischen Sonnwendlieder“. Hier habe ich gezeigt, daß der zur Sonnwendzeit im Lettenlande allüberall erschallende Gesang, „lihgo, lihgo“, ursprünglich nichts andres bedeutete als „schaukle, schaukle“, und daß er in der uralten Tatsache seine Begründung hatte, daß die Arier die Sonne als eine goldene Schaukel ansahen und feierten, wie sie als solche im Rigveda ganz deutlich bezeichnet wird und ebenso im altindischen Ritual hervortritt. Daß diese merkwürdige, nicht unmittelbar einleuchtende Auffassung der Sonne auf einer alten Übertragung vom Monde her beruht, dessen Sichel in der Tat als goldne Schaukel gefaßt werden konnte, ist mir erst in späteren Jahren aufgegangen, nachdem die sogenannte Mondmythologie festgestellt hatte, daß der alten Sonnenverehrung der Arier eine noch ältere Mondverehrung vorausgegangen ist, die manche Übertragungen von alten Mondvorstellungen auf die Sonne zur Folge hatte, als diese den Mond im Kultus immer mehr zu verdrängen begann. Zunächst aber war es von Bedeutung, die Vorstellung der Sonne als einer Schaukel tatsächlich festzustellen, was außer dem ganz unzweideutigen Zeugnis der ältesten indischen Religionsurkunden gerade in erster Linie durch die Schaukelbräuche der Letten und der slawischen Völker, sowie insbesondere durch den tief eingewurzelten, zweifellos uralten Lihgo-Gesang der Letten erwiesen wurde. Der beste Kenner des Lettenvolkes, Dr. A. Bielenstein, stimmte mir sogleich rückhaltlos bei, indem er meine Darlegungen noch durch eigene Beobachtungen stützte. Für mich aber bleibt es eine rührende Erinnerung, daß eigentlich meine liebe Frau es war, die mich zu dieser Erkenntnis führte, als sie, die des Lettischen mächtig war, mir bei Besprechung der

*) München, Verlag von J. F. Lehmann, 1905.

Frage in ihrer einfachen Weise sagte: lihgot heißt „schaukeln". Das zündete bei mir wie ein Blitz, denn ich kannte ja zur Genüge die Vorstellungen der Inder von der Sonne als einer goldenen Schaukel. Sangen die Letten beim Sonnwendfest „Schaukle, schaukle", so ließ das auf eine ähnliche Vorstellung schließen. Und die Verfolgung dieser Spuren führte mich tatsächlich zu Ergebnissen, die mit der Zeit immer bedeutsamer werden sollten und die ich später im Zusammenhange im zweiten Bande meiner „Arischen Religion" behandelt habe.

Im Jahre 1901 war in dem oberen Stock unseres Hauses in Wien eine Familie Eger eingezogen, deren ältester Sohn Paul sich sehr lebhaft für dramatische Dichtung interessierte und einen studentischen Verein begründete, der sich die Aufführung bemerkenswerter Dramen zur Aufgabe machte. Hervorragende Künstler, auch Mitglieder des Burgtheaters, darunter Albert Heine und Gregori, unterstützten die Studenten tatkräftig bei ihrer löblichen Arbeit. Ich war mit der Familie Eger in Verkehr getreten, und als Paul Eger meine Bühnenbearbeitungen indischer Dramen kennen gelernt hatte, war er Feuer und Flamme für deren Aufführung durch seinen studentischen Verein für Literatur und Kunst. Auch Albert Heine las die Stücke und war voll Begeisterung für diese Idee. Zuerst sollte die „Prinzessin Zofe" aufgeführt werden, in der Heine den Narren spielen wollte, — eine zweifellos dankbare Rolle, die er als solche auch sogleich erkannt hatte. Später sollte dann „Sakuntala" folgen und vielleicht noch anderes. Von der „Prinzessin Zofe" sagte mir Heine sehr bestimmt: „Ich garantiere Ihnen den Erfolg."

Um die Sache ins Werk setzen zu können, mußten aber die Stücke zunächst gedruckt werden. Damals hatte sich, von Chamberlain angespornt, der Verlagsbuchhändler Hugo Bruckmann an mich mit der Bitte gewendet, ihm etwas aus meiner Feder, womöglich recht viel, in Verlag zu geben. Er besuchte mich selbst, um mich ganz für sich zu gewinnen, und war sehr dringend. So bot ich denn ihm meine indischen Dramen an, die er auch ohne weiteres annahm und druckte. Aber die Dinge entwickelten sich ganz anders, als wir alle erhofft hatten. Herr Heine beging eine schwere Taktlosigkeit durch seine Auslassungen gegenüber einem Zeitungsberichterstatter, indem er seinen Direktor Schlenther schlecht machte und den studentischen Verein dafür pries, daß er dasjenige in Wien tue, was eigentlich die Pflicht des Burgtheaterdirektors wäre. Dies Gespräch war andern Tags im

„Wiener Journal" zu lesen und ließ ein Gewitter über das Haupt Heines sich entladen. Er wurde von seiner Oberbehörde gemaßregelt und mußte sich von dem studentischen Vereine ganz zurückziehen. Diesem war aber damit die unentbehrliche künstlerische Stütze entzogen; er brachte es nur noch zu wenigen Aufführungen und stellte dann seine Tätigkeit ein. Darüber fiel aber auch die Aufführung meiner Bühnenbearbeitungen indischer Stücke ins Wasser. Sie waren zwar gedruckt, aber sie kamen nicht auf die Bühne. Auch der buchhändlerische Erfolg blieb aus, zum großen Teil wohl aus dem angeführten Grunde. Dies verstimmte den Verleger Bruckmann, so daß ich schließlich die Dramen in meinen alten, wohlbewährten Verlag von H. Haessel in Leipzig übergehen ließ. Es war ein recht unerquickliches Ende dieser im Anfang so schön und verheißungsvoll ausschauenden Sache.

Paul Eger hat später seinen Weg als Bühnenleiter gemacht und brachte es bis zum Intendanten der Hoftheater in Darmstadt. Meinen indischen Dramen, insbesondere der Prinzessin Zofe bewahrte er zwar sein Interesse; dieses besaß aber doch einen recht platonischen Charakter und hat keine wirklichen Früchte getragen.

Es war gut, daß meine liebe Lilly diese Enttäuschung nicht mehr erlebte. Sie hatte so große Hoffnungen auf „Sakuntala" und „Prinzessin Zofe" gesetzt, daß ihr die geschilderten Ereignisse wohl mindestens ebenso schmerzlich gewesen wären wie die Ablehnung meines „Dara" durch den Burgtheaterdirektor Schlenther, die sie noch erlebt hatte. Ihr selbst war leider auch nicht viel Erfolg bei ihrer Schriftstellerei zuteil geworden. Wohl waren die Märchen seinerzeit gedruckt worden und hatten auch Freunde gefunden; aber gar manche andre Dichtung, die es wohl verdient hätte, gelangte nicht zur Veröffentlichung. Am besten ging es noch mit den Erzählungen für die Jugend, aber auch da hat sie ihren größten Erfolg leider nicht erleben sollen. Ihre schöne und inhaltreiche Erzählung „Backfischchens Lehr- und Wanderjahre" erschien in Stuttgart im „Kränzchen", einer Zeitschrift für die Jugend. Der Druck war noch nicht abgeschlossen, als meine liebe Frau starb; sie durfte sich nur an einigen Heften des Kränzchens mit ihrer Erzählung und den hübschen Bildern dazu freuen. Später ließ der Verlag „Union" die genannte Erzählung in Buchform erscheinen, und diese Veröffentlichung hatte so viel Erfolg, so allgemeinen Beifall, daß das Buch in einer ganzen Menge von Auflagen

erschienen ist. Die Dichterin selbst aber sollte die Freude nicht haben, das zu erleben! Sie war nicht ehrgeizig, aber sie liebte doch ihre Schöpfungen wie eigene Kinder, und man hätte es ihr wohl gönnen mögen, einmal auch einen wirklichen Erfolg zu sehen. Es sollte nicht sein. Vom herben Dichterlose hat sie selbst in manchen ihrer Märchen erzählt. Sie kannte die Rätsel des Lebens und beugte sich vor dem ewigen Willen, der alles lenkt. Ich selbst hatte ihr schon in Innsbruck einst das folgende Sonett gewidmet:

Mein einziges Publikum.

Für dich! für dich! Wie gerne will ich dichten,
Wenn's dich erfreut! Du, die so manches Jahr
Mein einz'ges Publikum voll Liebe war,
Gesunknen Mut oft wußtest aufzurichten!

Es konnte nichts den Glauben dir vernichten
An meinen Sieg, — wie schimmern nun so klar
Zwei große Tränen dir im Augenpaar,
Und ich erkenn' den Schmerz, den tiefen, schlichten.

Durch unsre Haare ziehn sich Silberfäden,
Wie lange währt's, — und unsre Zeit ist um!
Reich mir die Hand, — nur ihren Druck laß reden.

Ich sing' dir fort, bis meine Lippe stumm,
Bis Tod verschließt der Augen weiche Läden
Mir oder dir, mein einz'ges Publikum.

Mehr noch als Kummer und Enttäuschung des Dichterloses lastete auf dem Herzen der liebevollen Mutter die Sorge um ihre Kinder. Schwer lag vor allem, noch in ihren letzten Lebenswochen, die Sorge um ihren Jüngsten, unsern lieben Heinrich, auf ihrer Seele. Auch dieses Ding sollte für sie in dieser Zeit leider ungelöst bleiben. Nach ihrem Tode schien es aber besser mit ihm zu gehen. Er hatte eine Anstellung als kaiserlicher Oberjäger in dem herrlichen großen Urwalde der Puschtscha am Bjelowjesch in Gainowka bei Bjalystok gefunden. Von dort lud er mich zum Besuch ein. Im Juli des Jahres 1903 machte ich mich auf die Reise. Heinrich kam mir auf den Bahnhof in Bjalystok entgegen. Unser Wiedersehen nach so vielen und schweren Erlebnissen war ein sehr bewegtes. In glücklichster Stimmung fuhren wir zusammen bis zu dem kleinen dörflichen Orte Gainowka, wo er seine Amtswohnung mit Garten, Pferden und einem kleinen Viehstand hatte. Seine hübsche, junge Frau be-

grüßte mich sehr herzlich. Und nun begann eine Zeit des schönsten ländlichen Zusammenlebens. Es war ein schöner warmer Sommer, der bald leise ins Herbstliche überzugehen begann. Wir streiften oft durch den herrlichen Urwald. Ich sah die berühmten Auerochsen, richtiger Wisente, halb zahm in Herden lagern und weiden. Heinrichs Jagd, Hof und Garten versahen den Tisch mit den angenehmsten Dingen, die seine Alexandra vorzüglich zuzubereiten wußte.

Von Gainowka reiste ich zunächst nach Riga und von da über Dresden nach Gohrisch bei Königstein an der Elbe, wo Bruder Fedi mit seiner Frau und der Familie Magawly nach einer Kur in Bad Nauheim zu weiterer Erholung und Stärkung seiner Gesundheit weilte. Es war ein beglückendes Zusammensein an jenem lieblichen Orte der Sächsischen Schweiz, wo man vom hohen Felsufer in das malerische Elbtal hinunterblickt. Die Kur in Nauheim schien meinem Bruder sehr wohlgetan zu haben. Er war heiter und hoffnungsfroh und nahm gern an unsern Spaziergängen in der schönen Umgebung teil. Mildes Herbstwetter verschönte diese freundlich-sonnigen Tage, die uns so gar nicht ahnen ließen, wie bald eine ganz schlimme Wendung eintreten sollte. Wir besuchten zusammen auch Dresden, und die Erinnerung an meinen ersten Aufenthalt dort im Jahre 1868 im Verein mit dem lieben, nun schon heimgegangenen Bruder Woldemar wurde mir dort wieder lebendig.

Schon auf der Rückreise nach St. Petersburg verspürte Bruder Fedi in seinem Befinden Symptome, die ihn als Arzt besorgt machen mußten. Und bald nachdem er die Tätigkeit im Augenhospital, das er als Direktor leitete, wieder aufgenommen hatte, brach er zusammen. Es folgten Wochen und Monate wechselnden, immer schwerer werdenden Leidens, bis endlich jede Hoffnung auf Erhaltung des teuren Lebens geschwunden war. Ein Telegramm brachte mir diese traurige Nachricht. Ich eilte nach St. Petersburg, wo ich Anfang Dezember eintraf. Es war ein schneereicher Wintertag, durch den ich in der Morgenfrühe in die Mochawaja zum Augenhospital fuhr. Die ganze Familie war um das Sterbebett des geliebten Kranken versammelt. Als ich eintrat, hatte der Bruder gerade den letzten Atemzug getan und lag nun still, wie schlafend, da. Er war im März dieses Jahres gerade erst fünfzig Jahr alt geworden. Selten bedeutet wohl ein Todesfall einen so tiefen Riß in der ganzen Familie, einen so schweren, unersetzlichen Verlust, wie in diesem Falle. Der beste von uns, der

allen eine Stütze gewesen und auch in seiner schweren Krankheitszeit immer noch geblieben war, — er war nun für immer von uns genommen. Aber nicht nur die Familie, auch ein großer Freundeskreis, der ihn innig geliebt hatte, trauerte um ihn. Was die ärztlichen Kollegen mit ihm verloren, sprach Dr. Ernst Blessig am offenen Grabe in ergreifender Weise aus, als er, das Wesen des Heimgegangenen schildernd, das vielbedeutende Wort sagte: „Er war unser Gewissen!" Wohl dem, um den so getrauert wird, dessen Bild so fortlebt wie das seine.

Wir geleiteten den Sarg nach Dorpat, wo er auf unserm alten Friedhofe neben den Eltern zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Ein großes Stück meines eigenen Lebens war hier so bald schon nach dem Heimgang meiner lieben Frau mit dem guten, treuen, unvergeßlichen Bruder begraben worden.

Das Jahr 1904 brachte die Aufregungen des russisch-japanischen Krieges, der die Revolution in Rußland zur Folge hatte, die bekanntermaßen in gefährlichster Weise auch in meine baltische Heimat hinübergriff. Letten und Esten standen auf und bedrohten die deutschen Herren auf dem Lande ebenso wie die Stadtbewohner. Manche Gutshöfe wurden eingeäschert, darunter auch Schloß Salisburg, das Stammgut der Vietinghoffs. Meine Stieftochter Aline weilte gerade dort, als die lettischen Scharen angerückt kamen. Es gelang ihr noch zu entfliehen. Das schöne Gutshaus, wo wir öfters zusammen geweilt hatten, ging in Flammen auf und mit ihm auch die Aussteuer meiner drei Stieftöchter, die dort wohlgeborgen schien. Der Besitzer rettete nur das nackte Leben. Ein sehr lieber einstiger Schüler von mir, der kurländische Baron Adolf Bistram wurde bei der Verteidigung einer Kirche, die die Letten stürmen wollten, niedergeschossen. Auch mein Freund Pastor Bielenstein wurde ernstlich bedroht und mußte aus seinem Pfarrhause in Doblen nach Mitau flüchten, — er, der soviel zum besten der Letten gearbeitet hatte. Es sah böse genug aus, dann aber trat der Rückschlag doch ein und die Revolution wurde überwunden.

Im Mai des Jahres 1904 reiste ich mit mehreren Kollegen von der Akademie der Wissenschaften nach London zur Tagung der Internationalen Assoziation der Akademien, zu der im ganzen etwa zwanzig der größten wissenschaftlichen Akademien sich zusammengeschlossen hatten. Meine Aufgabe war es hier, die von der Wiener Akademie zuerst

beantragte, im Kartell der deutschen Akademien angebahnte große kritische Ausgabe des Mahâbhârata der Assoziation zur Annahme zu empfehlen und womöglich diese Annahme zum Beschlusse zu bringen. Dies wurde denn auch erreicht, doch sind bis heute*) eigentlich nur deutsche Gelehrte an diesem Werk ernstlich tätig gewesen. Der Weltkrieg hat sodann den ganzen Bestand der Assoziation in Frage gestellt. Dennoch steht zu hoffen, daß die große Ausgabe des Mahâbhârata auf irgendeinem Wege doch noch ihrer Vollendung zugeführt werden dürfte, vielleicht mit Hilfe der daran ja wesentlich interessierten nationalindischen Kreise.

Einen Höhepunkt des Londoner Aufenthaltes bildete unser Besuch in Windsor, wo wir dem Könige Eduard VII. und seiner Gemahlin vorgestellt wurden. Wir waren an einem schönen Maitag im Garten von Windsor versammelt, wurden dort umhergeführt und dann vor der großen Schloßtreppe aufgestellt. Der König und die Königin erschienen, stiegen die Treppe hinunter und blieben auf der letzten Stufe stehen. Nun defilierten wir akademienweise an ihnen vorüber, wurden vorgestellt und verneigten uns. Schließlich gab es in einem Gartensaal einen recht opulenten five o'clock tea.

Im August 1904 fuhr ich zum zweiten Kongreß für vergleichende Religionswissenschaft nach Basel, wo ich einen Vortrag über den Glauben an ein höchstes gutes Wesen in der Vollversammlung und einen andern über den siebenten Âditya, als welchen ich Indra zu erweisen suchte, in der indischen Sektion hielt.

Den September verbrachte ich in dem malerisch-schönen Alt-Aussee in Steiermark bei meinem verehrten Freunde Baron Ferdinand v. Andrian und seiner Gemahlin Cäcilie geb. Meyerbeer, die dort eine reizend am See gelegene Villa besaßen. Hier verkehrte die Familie des ehemaligen Reichskanzlers Hohenlohe und andre Aristokraten, aber auch Gelehrte und bescheidenere Leute, wie der wackere Lehrer des Ortes, der Andrian bei seinen Studien beistand; das Volk von Alt-Aussee war ein Lieblingsgegenstand seiner ethnographischen Forschungen. Er hat in der Folge auch ein wertvolles Buch darüber veröffentlicht.

Andrian und seine Gattin waren sehr liebenswürdige Wirte und suchten mir in jeder Art den Aufenthalt angenehm und reizvoll zu

*) d. h. 1918. Anm. d. Herausg.

gestalten. Die Unterhaltung mit dem Baron entsprach durchaus meinem Geschmack. Er war ein Gelehrter, aber doch mit sehr weitem Horizont, sehr vielseitig gebildet, und dazu ein Weltmann, der so viel gesehen und erlebt hatte, daß schon dies allein eine Fundgrube des anziehendsten Unterhaltungsstoffes bildete. Ich habe oft in der schönen Villa geweilt und viele schöne Stunden dort verlebt. Nur das letztemal waren es traurige Tage, im Juli 1914, als wir den in Nizza verstorbenen Hausherrn auf dem Ortsfriedhofe neben seinem Garten zur ewigen Ruhe betteten.

## Fünfzehntes Kapitel.

## Die Reise in den Kaukasus*).

Das wichtigste Ereignis des Jahres 1905, des eigentlichen Revolutionsjahres, war der Besuch, den ich meinem Stiefsohne Heinrich im Kaukasus machte, wohin er inzwischen übergesiedelt war. Er hatte die Verwaltung der großen und sehr reichen Jagden des Fürsten Demidow übernommen und wohnte mit einem Teile seiner Angestellten in Lagodechi, am Fuße der Berge von Daghestan, nahe der Grenze des durch seinen Wein berühmten Kachetien, das von Grusiniern bewohnt ist, während die Bevölkerung in und um Lagodechi hauptsächlich in Lesghiern oder Lesghinen besteht, — die erstern Christen, die letzteren Mohammedaner. Heinrich, mit dem ich seit dem Besuch in Gainowka in besonders inniger Beziehung stand, lud mich dringend ein, ihn in Lagodechi zu besuchen und dort den Kaukasus kennen zu lernen. Wohl wurde ich von manchem gewarnt, die von den Unruhen der kaukasischen Bevölkerung in den Zeitungen gelesen hatten; aber Heinrich schrieb: „Was hast denn Du hier zu fürchten? Du bist doch kein Mitglied der kaiserlichen Familie!" Das war drollig genug, aber es stimmte mit den Tatsachen ganz überein. Nur einmal bekam ich dort von dem Aufstande etwas zu sehen, als ich aus Lagodechi nach Tiflis zurückkehrte. Unweit von Signach, der alten Festung, waren die Bauern in hellem Aufruhr gegen ihre Herren begriffen. Sie kampierten auf den Feldern, um mächtige Feuer ge-

*) Eine ausführlichere Schilderung dieser Reise hat Leop. v. Schroeder unter dem Titel „Ein Ausflug in den Kaukasus" in der Österreichischen Rundschau (Bd. III, 1905, Heft 37, 38, 39) veröffentlicht. Wir geben sie gekürzt wieder. Anm. d. Herausg.

lagert. Ein großes Aufgebot berittener Polizei kennzeichnete den Ernst der Lage. Als wir mit unserm Wagen auf der Landstraße vorüberfuhren, kamen sie herangelaufen; doch als sie uns harmlose Reisende erblickten, beschränkten sie sich darauf, die Mützen zu schwenken und und hurra zu rufen. Sehr harmlose Revolutionäre!

Daß die Reise mich lockte, brauche ich nicht besonders zu betonen. Wo einst die Phantasie des Knaben und Jünglings sehnsüchtig verlangend mit den romantischen Helden und Heldinnen Puschkins und Lermontows gewandelt, wo die Lieder des Mirza Schaffy entstanden waren, da sollte ich mich leibhaftig bewegen, all der vielbesungenen Schönheit und Herrlichkeit ins Antlitz schauen. Mit dem Dichter sollte ich singen:

Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur
Im tanzenden Wellengetriebe!

## Die Reise bis Baku.

Meine Reise fiel in die Monate April und Mai. Es war kein Winter mehr und doch auch noch kein Frühling. Öde und still lag Galizien da zu beiden Seiten der Bahn, ohne frisches Grün, die Erde schwarzbraun, mit schmutzigweißen Schneeresten und schmutziggrünen Streifen. Doch tauchten hier und da menschliche Wohnstätten auf, strohgedeckte Bauernhäuser, Dörfer, sogar Städte. Auch das schien jenseits der russischen Grenze mehr und mehr zu verschwinden. Endlos dehnte sich die schmutzigbraune Erde, flach und öde. Wo wohnen die Menschen, die all dies weite Land bebauen? Vergeblich suchend kehrt das Auge ermüdet wieder und wieder zurück. Nicht einmal Wälder gibt es, die den Mangel an Ortschaften begreiflich erscheinen ließen. Brauner Acker und ein trüber Himmel darüber, das ist die Landschaft, wenn sie überhaupt Landschaft genannt werden kann.

Der frühe Morgen aber brachte uns doch ein eigenartig schönes Bild. Ein Morgenrot von seltener Zartheit und Anmut entwickelt sich an dem frei vor uns liegenden Horizont und färbt die leichten Wolkengebilde mit den keuschesten, lieblichsten Farbentönen — ein himmlisches Maiden blush. Das ist die Hochzeit der Sonnentochter mit dem Morgenstern, von der die arischen Völker einst so viel und so schön zu erzählen wußten! So mögen die Dichter der Urzeit sie geschaut haben.

Am dritten Morgen ist Taganrog erreicht und damit das Asowsche

Meer. Bald folgt Rostow am Don. Wir sind im Herzen des Landes der donischen Kosaken, und was man hier sieht, das muß einem wohlgefallen. Freundliche Häuserchen in den Ansiedlungen, strohgedeckt, aber sauber und nett. Man sucht hier sogar dem Stroh durch zierliche Abstufung eine gefällige Form zu geben. Die Fenster haben Läden und sind oft bunt bemalt. Auch die Traghölzer der Frauen, an denen ihre Wassereimer hängen, sind mit bunter Bemalung geschmückt. Überall hat man den Eindruck von Ordnung und Sauberkeit, ja von einem in aller Bescheidenheit sich offenbarenden Schönheitssinne. Die Hauptstadt des Landes, Rostow, liegt am hohen Ufer des Don, stattlich, weithin sich erstreckend, mit den vielen grünen Dächern auf Häusern und Kirchen.

Die folgende Nacht und den folgenden Tag fuhren wir schon an den Bergen des Kaukasus hin. Elbrus und Kasbek zeigten sich freilich nicht. Man soll sie bei klarem Wetter von bestimmten Punkten der Bahn aus sehen. Wir mußten uns mit schneebedeckten Bergen von weniger berühmten Namen begnügen. Aber auch das ebene Vorland bot mannigfach wechselnde Bilder. In der Ferne lagen die rauhen Bergländer der Tscherkessen, Kabardiner, Osseten, Tschetschenzen, Lesghier usw., um uns herum aber nur Steppe, Weideland, Acker, und oftmals tauchten Ansiedlungen auf. Die nicht seltenen Kosaken-Stanizen machten einen angenehmen Eindruck, und manche Ortschaft kündigte schon durch Türme ihrer Moscheen an, daß hier nichtchristliche Völker wohnen. Mehr zum Kaspischen Meer hin sind es namentlich Tataren. Zwischen diesen Völkern und den Kosaken gibt es oft noch blutige Zusammenstöße, wenn sie auch nicht mehr den Umfang vergangener Zeiten annehmen. Es sind jetzt Fehden privater Art, die wegen der heute noch bei den Kaukasusvölkern herrschenden Sitte der Blutrache schwer auszurotten sind.

Hie und da zeigte sich ein Pflug in kaukasischer Art mit vier oder sechs, ja sogar acht Ochsen bespannt, bisweilen noch mit einem Vorspann von einem oder mehreren Pferden! So vieler Kraft bedarf es, um hier den offenbar schweren Boden zu ackern. An Zugtieren ist freilich auch kein Mangel. Ist das Land doch vor allem Weideland und nichts charakteristischer als die großen Herden verschiedenen Viehes, an denen man immer wieder vorüberkommt. Mächtige Pferdeherden, die munter weiden oder dahergaloppieren, von berittenen Hirten begleitet, Herden von Rindvieh, Büffeln, Schafen.

Dort ein einsamer Reiter oder mehrere, in der Burka, dem zottigen, steifen, ärmellosen Mantel, der gegen Wind und Regen schützt. Da ein zweirädriger Karren, die sogenannte Arba, mit Ochsen oder Büffeln bespannt. Alles charakteristisch kaukasische Erscheinungen. Auf den größeren Bahnhöfen aber, wie Beßlan, von wo die Bahn nach Wladikawkas abzweigt, oder auch Grosny, zeigt sich ein buntes Gewimmel von Asiaten in mancherlei Trachten. Vor allem sind es natürlich Kaukasier, in der kleidsamen Tscherkeska, über die der schützende Mantel der Burka geworfen wird, — doch auch ein Haufe von Bucharen war zufällig in Beßlan anwesend. Bunte Gewänder, Turbane, die breiten mongolischen Gesichter, während die edleren Gesichter der Kaukasier fast immer die zottige Fellmütze tragen.

Gegen Abend kamen wir an das Kaspische Meer, gleich hart an den Strand. Rasch eintretende Dunkelheit ließ mich leider nur wenig vom Anblick des Meeres genießen.

Meine Reisegesellschaft war charakteristisch genug: Ein deutscher Ingenieur, der in Baku an den Petroleumtürmen tätig war, eine junge Armenierin, die in Bern Medizin studierte, ein deutscher Weinhändler aus der württembergischen Kolonie Helenendorf bei Jelisawetpol, zwischen Baku und Tiflis. Wie im eigentlichen Südrußland, so gibt es auch hier in Transkaukasien eine ganze Reihe deutscher, meist württembergischer Kolonien. Obwohl ihre Gründung zum Teil weit zurückliegt, haben sie ihre Eigenart doch merkwürdig treu bewahrt und halten den Zusammenhang mit der deutschen Heimat fort und fort aufrecht. Wenn man diese Leute sieht, die meist aus Rußland nicht herausgekommen sind, in einer völlig andersartigen Umgebung leben, könnte man glauben, sie kämen unmittelbar aus Betzingen, Göppingen oder sonstwo aus dem Schwabenlande her. Sie sind heute, wie von Anfang an, in der Art ihrer Ansiedlung, in Tracht, Sitte, Sprache, Religion charakteristisch deutsch und schwäbisch — ein höchst wertvolles Kulturelement in jenen Gegenden. Leider scheint nur ihre Umgebung nichts von ihnen lernen zu wollen. Tataren wie Grusinier bleiben in nächster Nähe dieser musterhaften deutschen Kulturstätten genau dieselben, die sie immer waren. Sie sehen deutlich genug, wieviel besser es den Deutschen geht, doch sie nehmen nichts von ihnen an. Das Gesetz der Trägheit ist stärker als das beste Beispiel.

## Baku.

Der fünfte Morgen führte uns nach Baku, der Stätte der altpersischen Feuertempel. Heute sind es Ruinen, — heute blüht hier ein weit praktischerer Feuerdienst, die Naphthagewinnung im größten Stile. Schon von weitem zeigt sich eine Menge der hohen Bohrtürme in der Umgebung. Europäische Firmen arbeiten hier mit modernsten Apparaten, und merkwürdig kontrastiert damit der großenteils noch heute ganz asiatische Charakter der Stadt. Es war ein schöner, sonniger Morgen, und ich benutzte ihn, um in die Stadt zu fahren.

Hier gab es buntes, asiatisches Leben auf den Straßen, in den Basaren, in den offenen Buden und Werkstätten der Handwerker. Eselreiter und zweirädrige Karren von verschiedener Form, oft bunt bemalt und mit Aufschriften versehen, — Perser mit widrig rot gefärbtem Bart und ebensolchen Fingernägeln, Tataren, Armenier, dazu alle möglichen Bergvölker in einzelnen Vertretern. Auf dem Markte, wo Gemüse und Obst verkauft wurde, ging es besonders lebhaft her. Hier sah ich auch ganz unerwartet, morgens um 10 Uhr, ein Drama mit an, das sich vor einem kleinen Kreis aufmerksamer Zuhörer abspielte. Zwei Perser, der eine ein Krüppel ohne Hände, doch gut gekleidet, standen sich gegenüber, redeten und sangen sich abwechselnd gegenseitig an, tanzten sich entgegen, aneinander vorbei und wechselten hüpfend und springend die Plätze, einmal über das andre. Oftmals endigten sie Rede oder Sang mit „Allah" und dann stimmten die Zuhörer mit ein: „Allah! Allah!" Von dem Inhalte des Dialogs konnte ich leider nichts verstehen; doch fesselte mich die seltsame Szene eine ganze Weile.

Es war Sonntag, und ich benutzte die Gelegenheit, die armenische Kathedrale zu besuchen. Sie war dicht gedrängt voll und auch rundherum wogte es von Menschen. Die Frauen, die hauptsächlich die Kirche füllten, waren teils ganz europäisch gekleidet, teils in der grusinisch-armenischen Tracht, mit einer Art von kleinen runden Cerevis auf dem Kopfe, worüber ein Schleier oder Seidentuch, weiß oder bunt, geworfen war.

Es war ein sehr würdiger Gottesdienst in der bildergeschmückten, vom Sonnenlichte durchfluteten Kirche. Der Priester, ein schöner Mann, schwarzbärtig, in weißem Gewande, las singend aus einem

Buche vor, während ihm zwei ebenfalls weißgekleidete Gehilfen, mit Kreuzen auf dem Gewand und Lichtern in den Händen, zur Seite standen. Ergreifend schön war der Gesang des offenbar gut geschulten Chores.

Doch ich mußte zum Bahnhof zurückkehren.

Wir fuhren durch eine Wüste, wo fast nichts wuchs, wo der Boden bald ekelhaft unreines Naphtha, bald Salz zutage treten ließ. Weite Flächen von Sand — jetzt eine Karawane von zwölf Kamelen, langsam schaukelnd hintereinander herziehend — zwei reitende Personen, ein Mann und eine Frau, die anderen Kamele beladen, doch ohne Reiter. Sand und Sand — dann weidende Kamele, — dahinter das blauende Meer — ein malerisches Bild! Es wiederholt sich, dann verschwindet das Meer, doch die Wüste bleibt. Elende Grashümpel, Strecken kläglichen, graugrünen Grases tauchen auf, Herden von Schafen, schwarz, weiß und braun, mit malerisch zerlumpten Hirten. Nach und nach erscheinen wieder Felder und Wiesen, doch es dauert eine Weile, bis eine richtig frischgrüne Wiese erscheint. Ab und zu sieht man bei den Wohnungen der Menschen jene mächtig großen, braunen Tonkrüge liegen oder halb eingegraben stehen, in denen hier nach uralter Sitte der Wein aufbewahrt zu werden pflegt.

Noch eine Nacht — und der nächste Morgen führte uns nach Tiflis, der fruchtreichen Kyrosstadt, die Bodenstedt so begeistert besungen hat:

Schön bist du, fruchtreiche Kyrosstadt!
Schön sind deine Töchter und Söhne zumal!
— — — — — — — — — — — — —

Es klettern die Saklis, die grauen,
Rings aus dem grünen Plan
Die gelben Berge hinan.
Vom steilen Felshang schauen
Ruinen, Schlösser und Festen
In das weite Kyrostal,
Mit seinen stolzen Palästen
Und Häusern ohne Zahl,
Und dem bunten Menschengewimmel
Auf Märkten und Basar —
Darüber wölbt sich klar
Der warme blaue Himmel.

Hier hatte ich mein erstes Ziel erreicht. Heinrich war mir bis

hierher entgegengekommen. Wir fuhren in das saubere deutsche Hotel Wetzel und dann ging es in die Stadt. Bald sah ich wirklich den Kur, oder wie er hier genannt wird, die Kurá in ihrem tiefen Bette brausend dahinschießen. Das Wasser ist auffallend gelb gefärbt, wie Bodenstedts Lieder es schildern. Auf den Straßen herrschte ein buntes Gewimmel europäischer und asiatischer Gestalten. Etwas Ähnliches ließ sich von den Häuserbauten sagen mit der Einschränkung, daß die besseren Stadtteile ganz überwiegend europäischen Charakter tragen, wenn auch die Dächer der meisten Häuser südländisch flach, söllerartig gebildet sind. Überhaupt verdrängt das Europäische, Russische augenscheinlich mehr und mehr den älteren asiatischen Typus der Stadt. Zwar ragen noch überall die charakteristischen Spitztürme der grusinischen Kirchen und Klöster mit ihrer silberglänzenden Bekleidung zum Himmel empor, doch die alten Saklis von Tiflis, jene gewöhnlich halbunterirdischen Häuser der Tataren und Georgier, von denen Bodenstedt singt, sieht man kaum noch die Bergabhänge hinanklettern.

Andern Tags besuchten wir das „Kaukasische Museum", das der rührige deutsche Gelehrte Gustav Radde begründet hat, der, in Danzig geboren, den größten Teil seines Lebens in Tiflis verbrachte und sich um die Kenntnis des Kaukasus sehr verdient gemacht hat. Das Museum enthält reiche naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlungen, zum Teil in sehr geschmackvoller Aufstellung, dazu die Ergebnisse vieler örtlicher Ausgrabungen. Die Tierwelt des Kaukasus tritt uns hier leibhaftig vor Augen: die herrlichen Steinböcke mit mächtigem Gehörn, die Gemsen und Bezoarziegen, der seltene kaukasische Wisent aus dem Lande der Abchasen, die riesigen Wildschweine, die Fasanen, wie die reizende Gruppe von Sumpfvögeln, die durch eine entsprechende Landschaft des Malers Helwig im Hintergrunde sehr gehoben wird. Eine lebendige Gruppe kaukasischer Panther fällt in die Augen, auch fehlt der Tiger von Lenkoran nicht, dazu die Bären, Wölfe, Schakale und die Masse verschiedenartigster Raubvögel.

Das Haus, in dem sich das Museum befindet, hat einst einem Deutschen aus Stuttgart, Salzmann, gehört, und bei ihm hat hier auch Bodenstedt gewohnt, wie mir nachmals in Lagodechi eine Tochter des Herrn Salzmann selbst erzählte, Frau Oberst Schmerling, die ehrwürdige Schwiegermutter des dort kommandierenden Obersten Neste-

12*

rowski. In diesem Hause sind also wohl auch die Lieder des Mirza Schaffy entstanden, oder doch ein Teil davon!

## Von Tiflis nach Lagodechi.

Nun ging die Reise weiter in die Berge hinein, nach Kachetien und Lagodechi, wo mein Stiefsohn wohnte.

Wir brachen morgens auf und benutzten einen vierspännigen, bequem federnden Wagen. Auf dem Bocke neben dem Kutscher sitzt unser Kawaß, der Tuschine Semjon, einer der Demidowschen Jagdwächter, mit Dolch und Flinte bewaffnet. Wir fahren pfeilschnell mit unserm Viergespann bergauf, bergab, nicht selten auch durch Bäche und Flüsse. Gute Trinkgelder erhöhen die Stimmung der Kutscher. Auf allen Stationen wird mit Windeseile ab- und angespannt, so daß es kaum einen Aufenthalt gibt. Proviant führen wir mit uns und stärken uns nach Bedarf während des Fahrens. Wir passieren die saubere deutsche Kolonie Marienfeld und ein ebenfalls durch Ordnung und Sauberkeit sich auszeichnendes Dorf der Molokanen, russischer Sektierer, sonst jedoch nur wenig größere Ansiedlungen. Eine Menge von großen vierspännigen Lastwagen begegnet uns mit allen möglichen Ladungen, darunter viel Wein und Tabak aus Kachetien und der Umgegend. An langen Reihen von zweirädrigen Ochsen- und Büffelkarren, mit Heu beladen, an ungeheuren Fudern von Dornstrauch, der zur Umfriedigung der kachetischen Weinberge gebraucht wird, muß unser Viergespann vorbei. Oft ist das nicht leicht, und ärgerlich und ungeduldig erschallt fort und fort das persische „Habarda" (Hüte dich! d. h. Weg frei!) des Kutschers.

Zwischen den Stationen Kakabeti und Katschereti kamen wir an zwei Monumenten vorüber. Das eine bezeichnete den Platz, wo einst im Kampfe mit dem Bergvolk der Lesghinen ein ganzes russisches Bataillon niedergemetzelt wurde. Das andre war weniger rühmlicher Art. Es war zur Feier der glücklichen Vollendung eines Rieselkanals errichtet worden, bei der sich leider zu spät erwies, wie geschickt er erbaut war: das Wasser floß nämlich gerade in der umgekehrten Richtung, als es hätte fließen sollen.

Wir legten den Weg von über 100 Werst bis Signach in neun Stunden zurück, bei dem bergigen Gelände eine glänzende Leistung. Am Nachmittag erreichten wir Signach, eine alte grusinische Festung, wo rundherum der herrlichste kachetische Wein gebaut wird. Und

hier eröffnete sich uns plötzlich ein herrlicher Ausblick auf das breite, fruchtbare Tal des Alasan-Flusses, tief unter uns, und auf die gegenüberliegende mächtige, weithin sich erstreckende Kette der steil aufsteigenden Berge von Daghestan mit ihren schneebedeckten Häuptern. Es war warm und still geworden. Tal und Berge lagen in herrlicher Abendbeleuchtung da und malerisch vor uns die Stadt Signach mit ihren Kirchen und Häusern, die an den steilen Bergabhängen heraufzuklettern schienen. Friedlich lag in der Nähe das Kloster der heiligen Nina, die im IV. Jahrhundert das Christentum nach Grusien brachte. Hier sind auch die Gebeine der Heiligen zur ewigen Ruhe bestattet.

Und nun ging es mit frischen Pferden in einem Phaethon die steilen Windungen der Serpentine hinunter ins Tal des Alasan, mitten durch die Weinberge und Ansiedlungen Kachetiens hindurch. Immer herrlicher wurde die Abendbeleuchtung, immer schöner erschien das wechselnde Bild; vor uns die majestätische Kette der schneebedeckten Berge von Daghestan, unter uns das im ersten zarten Frühlingsschmucke lachende Tal und über uns die alte Festung Signach mit ihren Mauern, Türmen und Toren, die sich malerisch an den Bergabhängen hinzogen — einst zum Schutze der Grusinier gegen die streitbaren Lesghinen des gegenüberliegenden Daghestan erbaut, jetzt Ruinen, die militärisch nichts bedeuten, aber einen herrlichen Schmuck bilden.

Lange dauerte es, bis wir unten ankamen, denn die Höhe war bedeutend. Im Dunkeln langten wir endlich im Tale an, und nun zeigte sich bald über uns ein sternklarer Himmel von südlicher Schönheit. Es war eine stille warme Frühlingsnacht. Man glaubte nach der windigen, kalten Bergfahrt des Morgens in eine andere Welt versetzt zu sein. Durch die Stille der Nacht tönte oft das „Habarda" des Kutschers oder des Kawassen, denn auch im Dunkeln noch begegneten wir zahlreichen Fuhren mit Heu und Holz, Eseln mit ihren Treibern und Herden von Kühen und Büffeln. Ab und zu zeigte sich ein erleuchteter Duchan, ein örtliches Wirtshaus, wo es für Reisende unsrer Art nicht ratsam wäre einzukehren, besonders bei Nacht. Ganz abgesehen von dem landesüblichen Schmutze, ist auch die Sicherheit mehr als zweifelhaft.

Allmählich wird es stiller und stiller auf dem Wege. Schon begegnen wir fast niemand mehr. Die Mitte des Weges nach Lago-

dechi bildet die Brücke über den Alasan-Fluß. Im Duchan dort schimpfen sich betrunkene Fuhrknechte. Wir rasten nur kurz und fahren dann weiter — von jetzt ab durch dichte, weithin, fast bis Lagodechi, ununterbrochen sich erstreckende Wälder, die der Schauplatz gar manchen Überfalles und manchen Mordes bis in die neueste Zeit hinein gewesen sind. Allerdings haben die Bäume jetzt größtenteils noch nicht ihre Blätter, noch ist das verworrene grüne Dickicht nicht da, das die Räuber gefällig verbirgt, und daher gilt der Wald jetzt noch nicht für so gefährlich wie nach der Belaubung. Doch es ist Nacht und das wirkt auf die Stimmung.

Es dauert auch nicht lang, und ein Schuß kracht am Wege. Ich denke an ein Zeichen, das vielleicht harrende Wegelagerer auf unser Kommen vorbereiten soll. Die Situation ist nicht gerade behaglich. Heinrich, mit dem Revolver in der Hand, blickt beständig gespannt in den Wald hinein. Ebenso unser Kawaß auf dem Bock, der sein Mausergewehr auf den Knien bereit hält, im übrigen aber einen höchst gleichmütigen Eindruck macht. Schießen und Geschossenwerden gehört hier ja zu den alltäglichen Ereignissen, und wer von klein auf hier gelebt hat, der ist auch stets auf Derartiges gefaßt. Doch es ereignete sich weiter nichts. Mehrere Stunden noch fuhren wir schweigend, in gespannter Stimmung, durch den dunkeln, ganz menschenleeren Wald. Es blieb still, — und um Mitternacht kamen wir endlich in Lagodechi an, wo ich etwa drei Wochen verweilen konnte.

### Lagodechi.

Lagodechi ist ein kleiner Ort, noch in der Ebene, aber hart am Fuß der steil aufsteigenden Berge von Daghestan, die hier gleich ihre größte Höhe erreichen, um dann langsam nach Osten, zum Kaspischen Meere hin, abzufallen. Die Einwohner sind teils Grusinier, teils russische Ansiedler, denen sich noch die hier fast überall vorhandenen, meist handeltreibenden Armenier hinzugesellen. Die offizielle Bedeutung des Ortes ist aber eine durchaus militärische. Fast alle größeren Gebäude, die man sieht, dienen militärischen Zwecken. Zur Zeit meines Dortseins kommandierte der treffliche Oberst Nesterowski. Mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie hatte ich öfters das Vergnügen zusammen zu sein. Zu dem Militär gesellte sich die Verwaltung der Kronforsten und die Verwaltung der großen Demidowschen Jagd, der mein Stiefsohn vorstand.

Es ist ein Idyll, dies Lagodechi! Überall in den Straßen wächst reichlich das Gras. Kühe, Büffel und Schafe gehen gemütlich darin spazieren. Schweine laufen grunzend umher, in ihrem Typus den Wildschweinen auffallend ähnlich. Hier lagern mitten auf der Straße, behaglich wiederkäuend, ein paar hübsche Kälber. Dort an der Hecke ist eine Ziege mit ihrem Zicklein angebunden und wehrt sich, erbost meckernd, gegen ein angriffslustiges Schwein. Dort baden gezähmte Wildenten in dem kleinen Wässerlein, das am Rande der Straße lustig rinnt und den Bewohnern zugleich zum Abwaschen dient. Gänse und Hühner führen ihre junge Brut schnatternd und gluckend umher oder machen sich's auch auf den Straßen und Plätzen behaglich, unbelästigt von den Hunden, die hier und da verschlafen sich sonnen, während die Katzen auf Dächern und Zäunen umherspazieren und der Truthahn im Hofe kollert. Und in diesen idyllischen Frieden hinein klingen die Übungen der Trommler und Trompeter des Regiments, die sich in den Abendstunden wohl auch zu ganz hübschen Leistungen vereinigen.

Nicht weit davon liegt der Komplex der Demidowschen Häuser, mit Mauern und Zäunen wohl verwahrt: das alte und das neue Herrenhaus, die Dienerwohnung, der Stall und was sonst noch dazu gehört. Im Hofe bellen Hunde — Windhunde, Hühnerhunde, Dachse und andre — teils frei, teils in Umzäunungen oder an Ketten. Ein zahmes Reh spaziert im Gärtchen oder auf der Veranda frei umher und eine zahme Zwergtrappe speist die ihr gespendeten Regenwürmer. Natürlich fehlt auch hier das Geflügel nicht, das einen wesentlichen Teil der örtlichen Fleischnahrung bildet. Eine Kuh im Stall versorgt das Haus mit Milch. Aber auch Büffelmilch und Büffelbutter sind schmackhaft und werden gern genossen.

Kutscher und Stallknecht sind Russen, die Köchin ist polnischer Abkunft, der Diener Sachar, ein junger Grusinier, ein hübscher und braver brünetter Bursche, mit den so charakteristisch grusinischen, etwas koketten Stirnlocken, bei sonst kurzgeschorenem Kopfe. Der Jagdgehilfe Isskin ist ein Russe, die Wächter dagegen, die sogenannten Storoshe, sind größtenteils Tuschinen oder Lesghinen, in der malerischen kaukasischen Tracht. Die Wache in Haus und Hof wie auch die Begleitung auf Reisen wird meist von den Tuschinen, aus dem Tionetschen Kreise bei Telaw, besorgt. Es sind die nächsten Verwandten jener Pschawen und Chewsuren, die ich einst bei der Mai-

parade in St. Petersburg im berühmten Convoi Kaiser Alexanders II. in ihren mittelalterlichen Panzerhemden und Eisenhauben reiten sah. Tuschinen, Pschawen und Chewsuren sind den Grusiniern nahe verwandt. Sie sprechen fast dieselbe Sprache wie diese, unterscheiden sich aber im Wesen nicht unbedeutend von ihnen. Natürlich genug. Sind sie doch seit alters Bewohner eines rauhen Berglandes, während die Grusinier der üppigen, fruchtbaren Ebene und des Weinlandes Kachetien stark verweichlicht, träge und trunksüchtig sind. Braune, schwarzhaarige Burschen, diese Tuschinen, etwas wild und räubermäßig ausschauend, doch treu und folgsam. Von diesen Wächtern müssen stets einige anwesend sein. Bei Nacht patroullieren beständig zwei von ihnen um Haus und Hof. Für die Möglichkeit eines Überfalles durch Räuber oder Aufständische sind alle Weisungen gegeben, so daß jeder weiß, was dann zu geschehen hat.

## Ein Spaziergang in die Umgebung.

Fast überall an den Wegen erheben sich mächtige Brombeerbüsche und Brombeerhecken, wie ich sie ähnlich nie zuvor gesehen. Schon bei Tiflis fielen mir die Brombeeren an den Wegen auf. Hoch hinauf wuchert in ihrem Schutze das Farnkraut. Hier sehen wir die verwelkten, braunen Farne des vorigen Jahres im Brombeergebüsch, dort heben sich daneben die zierlichen jungen diesjährigen Pflanzen empor und entrollen ihre feinen Blätter.

Da ziehen sich, jetzt nur tote Stengel zeigend, die längst abgeernteten Tabakpflanzungen hin, in deren Nähe sich die strohgedeckten offenen Scheunen zum Trocknen der wertvollen Blätter erheben, die Tabak-Sarais. Dort sehen wir Weingärten, in denen schon gearbeitet wird. Steht der Wein auch dem der gegenüberliegenden kachetischen Berge, von Signach bis Telaw, an Güte nach, so ist er doch noch immer von vortrefflicher Art. Kein Wunder! Ist ja doch hier in Transkaukasien nach der Ansicht berühmter Gelehrter das Ursprungsland des Weines! Mag man nun Kachetien dafür halten oder mit Viktor Hehn den Südrand des Kaspischen Meeres, mit K. Koch die Urwälder Mingreliens, es ist doch wesentlich derselbe Landstrich, über den seit uralters der wildwachsende Wein verbreitet ist. Hier in den Wäldern von Lagodechi habe auch ich die echte Weinrebe wild wachsen sehen. Sie klettert und rankt sich an hohen Bäumen bis in die Wipfel hinauf, sie umschnürt junge Bäumchen

mit furchtbarer Kraft, das sie nur qualvoll sich windend emporwachsen können. Eine mehr als armdicke wilde Rebe, die eine große Buche bis obenzu umrankte, durchhieb mein Stiefsohn in meiner Gegenwart mit dem Kindschal, dem großen kaukasischen Dolche. Aus dem durchhauenen Stamme floß der Saft so reichlich, daß man ihn förmlich trinken konnte. Wenn Viktor Hehn in seiner Schilderung sagt, daß die Rebe in ihrer Heimat aus dem Wipfel himmelhoher Bäume durch schwerhängende Trauben locke, so ist das Bild vielleicht etwas zu verführerisch gemalt. Die Trauben dieser wilden Rebe sollen nicht viel wert sein, ähnlich wie die Holzäpfel in den Wäldern. Veredelt mußte die Rebe werden, wie so viele andere Gewächse. Die Rebe ist übrigens stark und elastisch zugleich und man pflegt daher hierzulande die Peitschen aus ihr zu verfertigen.

An Getreide wird zumeist Weizen und Mais gebaut, für die Pferde auch Gerste, während Hafer ganz fehlt. Auch die Kartoffel ist selten, daher ist sie sehr hoch im Preise. Weiterhin, etwa 50 Werst südöstlich, in Sakataly wird Reis gebaut, der dort üppig gedeiht. Er ist nach dem Urteil von Feinschmeckern kräftiger und angenehmer im Geschmack als der indische Reis. Besonders groß ist auch der Reichtum an Obst, an Äpfeln, Birnen, Pfirsichen, Pflaumen, Kirschen, Melonen, Arbusen usw. Die Früchte werden groß und sind sehr schmackhaft, nur mangelt leider die Beförderungsmöglichkeit, um sie in größerem Maßstabe in den Handel zu bringen, so daß sie massenhaft zum Viehfutter dienen, weil man den Überfluß nicht besser zu verwenden weiß. Auch Kastanien, Walnüsse und Haselnüsse sind in Massen vorhanden. So herrliche Haine von Walnußbäumen, so mächtige Haselnußsträucher wie hier habe ich noch nie im Leben gesehen. Als Handelsartikel werden die großen prächtigen Haselnüsse höher geschätzt als die Walnüsse. Auch der Maulbeerbaum kommt gut fort und an manchen Orten wird im Zusammenhang damit der Seidenbau betrieben. Grusinier und Lesghinen beschäftigen sich damit. Diese namentlich verarbeiten die Seide vielfach zum eigenen Gebrauch neben der natürlich noch wichtigeren Wolle ihrer großen Schafherden. Ihre Festtagskleidung besteht zu einem großen Teil aus Seide.

Es ist ein üppiges, fruchtbares Land. Der Boden hat reichlich Feuchtigkeit und die heiße Sommersonne läßt die Pflanzenwelt herrlich gedeihen. Wenn man hier einen Stock in den Boden steckt,

dann wächst er, — sogar die Steine wachsen! pflegt man halb im Scherze, halb im Ernste zu sagen.

Dieselbe Üppigkeit der Vegetation finden wir natürlich auch im Walde. Da wachsen in herrlicher Kraft und Fülle Eichen, Buchen, Platanen, Edelkastanien, wilde Fruchtbäume aller Art, wie Kirschen, Pflaumen und dgl., dazu Pappeln, Kornelkirschen und sonst noch die verschiedensten Bäume und Sträucher, die ich nicht zu nennen vermag, nur so gut wie gar kein Nadelholz. Es ist alles ausgesprochener Laubwald bis hoch in die Berge hinauf. Die Früchte der Kastanien, Buchen, Eichen und anderer Bäume und Sträucher bieten dem Schwarzwild gute Nahrung und das Fleisch der Wildschweine soll eben darum besonders schmackhaft sein. Aber auch die Menschen, die Eingeborenen nähren sich im Herbste größtenteils von diesen Erzeugnissen des Waldes, von Nüssen, Kastanien und Pilzen, namentlich den sehr schmackhaften, massenhaft vorhandenen Baumschwämmen, die hier an den Bäumen seitlich aufsitzend wuchern bis obenzu.

Sehr charakteristisch, aber auch sehr unbequem und störend sind in diesen Wäldern die vielen Schlinggewächse und Dornen, oft von gewaltiger Größe und Stärke. Von freier Bewegung ist da keine Rede. Man läuft beständig Gefahr, nicht durchzukommen, oder doch die Kleider zu zerreißen, sowie Gesicht und Hände empfindlich zu verletzen.

Der Boden des Waldes ist mit Frühlingsblumen bedeckt. Noch blühen die Veilchen, blaue und weiße — aber sie blühten hier auch schon im Februar! Und dazwischen große gelbe Narzissen, Anemonen und andere Kinder Florens.

Über den bewaldeten Bergen sehen wir ganze Scharen von Schrei- und Schelladlern kreisen, die auf der Reise nach Norden begriffen sind. Man sieht hier oft Züge von Tausenden dieser Adler, die zu den spätziehenden Zugvögeln gehören. Raubvögeln begegnet man überhaupt bei jedem Spaziergang. Adler und Bussarde sind massenhaft vorhanden und der langsam schwebende Milan gehört geradezu zur Landschaft.

Nun sind wir wieder auf der Landstraße und treffen da eine Anzahl grusinischer Bauern, die mit ihren Büffelkarren Rast halten. Sie tragen die kleine grusinische Mütze ohne Schirm. Wir wechseln den grusinischen Gruß: „Gamardschoba!", „Gagemardschoß!", d. h. „Sieg dir!", „Es werde von dir gesiegt!" Sie bieten uns

kachetischen Wein an, den sie in großen Burdjuks auf ihren Karren führen. Das ist die hier seit alters übliche Art, den Wein zu bewahren und zu befördern. Die Burdjuks sind Schläuche aus dem umgekehrten Fell verschiedener Haustiere. Das nach innen gekehrte Haar ist verpicht. Der Hals und die Füße des Tieres sind halb erhalten. Ein Fuß dient als Öffnung zum Füllen und Leeren. So sieht der Burdjuk fast wie ein verstümmeltes totes Tier aus. Man hat ihn in allerlei Größen, je nachdem das Tier etwa ein kräftiger Ochs, ein Büffel, Schaf oder Ferkel gewesen. Es ist eine bewährte Art der Weinkonservierung und jedenfalls uralt, ebenso wie die andere Art, den Wein in großen Tonkrügen zu halten, die wir anderwärts bemerkten. Etwas primitiv muten sie freilich an, diese seltsamen Schläuche.

Auf dem Heimwege sehen wir an einem Gartenzaun eine bleiche, höchst elend aussehende Frau stehen, vom Fieber geschüttelt. Das ist die Kehrseite der herrlichen Natur dieses Landstrichs. So üppig die Pflanzenwelt hier gedeiht, für das Gedeihen des Menschen gibt es glücklichere Länder. Die Malaria herrscht hier in weitem Umfange. Feuchtigkeit und Wärme erzeugen oder entwickeln unzählige Träger und Übertrager der tückischen Krankheit, sie üben unsichtbar ihre unheimliche Tätigkeit aus und verbreiten Elend ohne Ende. Die fiebergeschüttelte bleiche Frau unter dem rosig blühenden Pfirsichbaum ist uns ein Symbol, ein Abbild der starken Gegensätze, die das Land hier birgt.

Zu Hause angelangt, treffen wir den alten Lesghinen Ramasan aus dem Dorfe Kabachtschol. Er zieht als eine Art fliegender Viktualienhändler umher mit seinem Pferde, das den buntfarbigen Doppelsack, den Furshin, auf dem Rücken trägt. Die großen Taschen, die auf beiden Seiten des Pferdes herabhängen, enthalten die Verkaufsgegenstände. Das Gesicht Ramasans ist tief gefurcht und zeigt die Spuren durchgemachter Kämpfe, die nicht nur seelischer Art waren. Sein Schicksal ist auch merkwürdig genug. Schon als vierzehnjähriger Knabe schlitzte er einem Manne, der ihn mißhandelte, mit dem Messer den Bauch auf und tötete ihn so. Infolgedessen wurde er in das innere Rußland verbannt, wo er vierzehn Jahre lang blieb. Zurückgekehrt, hatte er sich beständig vor der Blutrache zu hüten und hat es noch bis auf den heutigen Tag, obwohl so viele Jahre inzwischen dahingegangen sind. Er ist aber dadurch einigermaßen geschützt, daß

er vier Brüder hat, die im Falle seiner Ermordung ihn rächen müßten. Das wird gefürchtet. Ramasan hat nicht weniger als sieben Frauen gehabt. Die letzte, ein vierzehnjähriges Mädchen, entlief ihm nach dreiwöchiger Ehe zu den Ihrigen, wo sie auch verblieben ist. Sie hatte es bei dem rauhen Eheherrn nicht aushalten können. Jetzt will er wieder heiraten, und zwar ein fünfzehnjähriges Mädchen, für dessen Schönheit er schwärmt. Dabei sieht er aus wie ein verwitterter Greis, was er den Jahren nach freilich noch nicht sein soll. Er ist Mohammedaner; das hindert ihn aber nicht, ganz gern seinen Schnaps zu trinken.

Nach dem weiten Gange mundet uns zum Abendessen der herrliche kachetische Wein ganz besonders gut. Der weiße wie der rote sind beide vorzüglich, ganz rein, sehr gut bekömmlich und von köstlichem Geschmack. Der rote ist intensiv dunkelrot von herrlicher Farbe. Daß die Damen in Transkaukasien mit diesem Wein ihre Briefe schreiben, wie Viktor Hehn erzählt, habe ich hier freilich nicht bestätigen hören. Doch mag es anderswo Mode gewesen sein.

## Die Jagd in Lagodechi.

Die Jagd in Lagodechi ist wohl imstande, auch die verwöhntesten Ansprüche zu befriedigen. Vor allem die Hochwildjagd. Gibt es hier auch nicht den Subr, wie die Russen den Wisent nennen, den ich vor zwei Jahren in der Puschtscha von Bjelowjesch in Freiheit sehen durfte, so gibt es hier ein nicht minder seltenes und edles Wild in dem Steinbock. Die Russen nennen ihn Tur. Der Kaukasus besitzt mehrere Arten dieses edlen Wildes, die sich hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß die Form des mächtigen Gehörns bei den einen mehr dem der Ziege, bei den andern mehr dem des Schafes gleicht. Der Steinbock von Lagodechi gehört zu der letztern Gruppe. Er trägt ein starkes, dunkles, sich breit auseinanderlegendes Gehörn. Der Tur ist bei Lagodechi reichlich vertreten, die Jagd aber eine sehr schwierige, im höchsten Hochgebirge sich bewegend, darum aber nur um so reizvoller. Denn der Steinbock haust auf den höchsten Graten der Berge und dort muß das scheue, flüchtige Tier einzeln beschlichen werden. Der Jäger muß es dementsprechend verstehen, sich im steilsten, zerklüfteten Hochgebirge mit Sicherheit zu bewegen. Der Schauplatz dieser Jagd bringt es mit sich, daß es meist unmöglich ist, das ganze

Tier hinunterzuschaffen. Man begnügt sich in der Regel mit dem prächtigen Gehörn, mit der Decke und einigen Stücken des Fleisches.

Gemsen finden sich hier weniger häufig, sind aber doch auch vorhanden; Hirsche aber sind recht zahlreich, mit teilweise hervorragend schönem Geweih. Rehe gibt es in ungeheurer Menge; die Böcke stark im Wildbret, doch verhältnismäßig schwach im Gehörn. Auch Wildschweine sind in Menge vorhanden, teilweise mächtig stark. Es finden sich Keiler von ganz gewaltiger Größe. Von dem ausgezeichneten Geschmack des Fleisches sprach ich schon früher. Ich war zwar nicht zur Jagdzeit dort, durfte aber doch wenigstens den köstlichen Wildschweinschinken schmecken.

Auch das Raubzeug ist recht reichlich vorhanden und bringt daher viel Schaden. Der Panther oder Bars, wie die Russen ihn nennen, ist allerdings selten und schwer zu finden, ebenso der Luchs. Der Bär dagegen ist recht zahlreich, und zwar der schwarze, der braune und der silbergraue Bär. Das Fell des schwarzen Bären wird am meisten geschätzt, dasjenige des braunen am wenigsten. Dem Wildstande tun diese Bären fast gar keinen Schaden, da sie an Nüssen, Kastanien, wildem Obste, Beeren, Honig u. dgl. m. eine Menge zur Verfügung haben. Wölfe, Schakale und Füchse sind sehr zahlreich; auch Dachse sind in beträchtlicher Anzahl vorhanden. Der Wolf ist in der Ebene sehr häufig und hält sich gern in der Nähe der zahlreichen Schafherden auf. Der Schakal, hauptsächlich auch in der Ebene, ist namentlich den Fasanen und Jungkitzen sehr schädlich. Unter den Füchsen findet sich, allerdings sehr selten, auch der Blaufuchs. Häufig dagegen trifft man den gewöhnlichen Fuchs in dunklerer Färbung, was vielleicht auf eine frühere Kreuzung mit den jetzt so seltenen Blaufüchsen zurückzuführen ist. Sehr schädlich dem Wildstande sind ferner die massenhaft vorhandenen Wildkatzen. Auch Wiesel und Marder sind zahlreich, und zwar sowohl der Stein- wie der Baummarder. Der Fischotter ist ebenfalls vorhanden.

Von der Menge der Raubvögel sprach ich schon früher. Steinadler, Seeadler und Schreiadler sind häufig, auch der Schlangenadler. Der Aasgeier findet sich in enormen Mengen, selten dagegen der Bartgeier, Gänsegeier oder Weißkopfgeier. Bussarde in den verschiedensten Variationen sind ganz unglaublich häufig, ebenso Milane, Weihen, Falken. Mit dem Falken wird hier auch noch gejagt, und auch mein Stiefsohn hatte sich in diesem mittelalterlichen Sporte

versucht. Fischreiher sind in großen Massen vorhanden, der graue wie auch der Edelreiher. Dagegen trifft man den Pelikan nur sehr selten.

Von dem Niederwild verdient in erster Reihe der Fasan genannt zu werden. Ist ja doch hier aller Wahrscheinlichkeit nach die Heimat der Fasanen. Sie sind hier auch jetzt noch im wilden Zustand sehr häufig. Es sind herrliche Tiere, die man da gelegentlich zu sehen bekommt. Dazu kommt dann die ganze große Menge der Waldschnepfen, Doppelschnepfen, Bekassinen, Wachteln und Birkhühner verschiedener Art. Im Gebirge gibt es die wilden Truthühner. Ferner finden sich im Winter in der Ebene des Alasan-Flusses Tausende von Trappen ein, sowohl Großtrappen wie auch Zwergtrappen, desgleichen wilde Gänse. Enten von der verschiedensten Art gibt es in ungeheuren Mengen, und auch der Hase fehlt natürlich nicht.

Die einheimische Bevölkerung wie auch die russischen Ansiedler betreiben die Jagd auf den ihnen freistehenden Revieren leider ganz als Raubjagd. Es existiert für sie keine Schonzeit. Sie schießen alles: Hirschkühe, auch hochbeschlagen, Ricken, Kälber und Kitzen, wie auch Steinböcke und Gemsen, wie es ihnen gerade in den Wurf kommt. Es gibt unter ihnen nicht wenige vorzügliche Schützen und Jäger, aber das Leben und die Gewohnheiten der Tiere sind ihnen im übrigen eine Terra incognita. Sie kümmern sich nicht darum. Was sie interessiert, ist einzig und allein die Beute.

## Die Fahrt nach Kabachtschol.

An einem schönen, sonnigen Morgen machten wir uns auf die Fahrt nach einem im Walde gelegenen Demidowschen Jagdhaus jenseits des Dorfes Kabachtschol, etwa zwanzig Werst von Lagodechi entfernt.

Bald ist der Wald erreicht, der sich nun fast ununterbrochen, viele Werst weit, bis zu dem Dorfe hinzieht. Auge und Herz aber werden nicht müde, sich fort und fort an dem jungen Frühlingsgrün der üppigen Pflanzenwelt, der mannigfaltigen mächtigen Laubbäume, der Sträucher und Schlinggewächse zu freuen, die hie und da auch mit Blüten geschmückt sind. Doch, wie lieblich der Anblick, wie lockend dies Dickicht dem Naturfreund erscheint, dieser Wald birgt seine Schrecken, er ist der Zeuge unzähliger Gewalttaten gewesen, bis in die neueste Zeit hinein. Hier könnte man nicht ruhig umherstreifen, wie irgendwo in deutschen Wäldern, harmlos der Natur sich

freuend und in ihre Wunder sich versenkend. Der herrliche Wald ist durch seine Räuber berüchtigt, und nur in bewaffneter Begleitung kann man sich hier mit einiger Sicherheit bewegen.

Insbesondere war es im vorangegangenen Jahre der gefürchtete Räuber Jussuf aus Kabachtschol, der mit einer Bande von sechs oder sieben Genossen hier sein Wesen trieb, eine Menge von Überfällen ausführte und den Behörden unausgesetzt zu tun gab. Ursprünglich war er eines Diebstahls wegen gefangen genommen worden; es gelang ihm aber bei dem Transporte zu entlaufen, und nun wurde er Räuber, und zwar einer der kühnsten und gefährlichsten. Er muß etwas Imponierendes an sich gehabt haben. Seine Leute gehorchten unbedingt seinem Worte, und lange Zeit hindurch fand er unmittelbar oder mittelbar auch bei seinen übrigen Dorfgenossen in Kabachtschol Unterstützung und Hilfe mancher Art. Seine Kühnheit und Energie erweckte Sympathie und Bewunderung bei dem wilden und ritterlichen Volke, die Furcht vor ihm tat das ihrige dazu, so daß nicht leicht einer von ihnen gewagt hätte, ihn zu verraten oder gar anzugreifen. Er pflegte auch seine Landsleute zu schonen. Wenn er sonst Reisende überfiel, kam es ihm nur auf die Beute an. Gab man ihm willig heraus, was man hatte, dann pflegte er das Leben der Überfallenen zu schonen und wurde nur im gegenteiligen Falle gefährlich, wie das im ganzen überhaupt die Art jener Räuber ist, die man als echte Wegelagerer bezeichnen kann. Wenn aus dem Walde der Ruf „Dajan!" erschallt (d. h. Halt!), dann wissen die Leute in diesen Gegenden schon, was das bedeutet. Ein Räuber tritt heraus auf den Weg und fordert die Beute. Wollen sich die Überfallenen zur Wehr setzen, dann riskieren sie die Kugeln der andern Räuber, die inzwischen gedeckt im Dickicht lauern und die Entwicklung der Dinge verfolgen. Da hier die meisten bewaffnet gehen und nicht jedermann ohne weiteres das Seinige hergibt, so kommt es natürlich nicht selten zu Blutvergießen und Mord.

Von der Kühnheit Jussufs erzählen sich die Leute noch manches Stücklein. Als ihm die Polizei schon beständig auf den Fersen war, wurde gerade eine Hochzeit in Kabachtschol gefeiert. Der Polizeioffizier, der den Jussuf fangen sollte, war am Orte anwesend. Der kühne Räuberhauptmann aber erschien ganz ungeniert auf der Hochzeit, natürlich bis an die Zähne bewaffnet, tanzte und beteiligte sich an den Lustbarkeiten. Als er bemerkte, daß einer der Anwesenden

sich davonmachte, offenbar um ihn zu verraten, schoß er seine Flinte ostentativ in der Richtung ab, wo der Polizeioffizier sich aufhielt, entfernte sich und zündete in der Nacht dem Verräter seine Scheune an. Die Behörden bemühten sich lange vergeblich, seiner habhaft zu werden, bis sie endlich zu dem Mittel griffen, alle Dorfbewohner mit schwerer Strafe zu bedrohen, wenn sie nicht dazu verhelfen würden, den Räuber dingfest zu machen. Ein persönlicher Feind Jussufs übernahm es, ihn zu erschießen. Als Jussuf davon hörte, erschien er alsbald in der Wohnung des Betreffenden, verhöhnte ihn und schoß ihn ins Bein. Endlich wurden die Gefahren und Unannehmlichkeiten für das ganze Dorf so groß, daß sich seine eigenen Landsleute in größerer Zahl gegen den Räuber zu setzen begannen. Von da an überfiel Jussuf mit Vorliebe die eigenen Dorfgenossen, die er früher immer geschont hatte, und es entwickelte sich nun ein förmlicher Kriegszustand zwischen ihm und jenen. Durch beständige Verfolgung wurden endlich die meisten der Gefährten Jussufs mürbe gemacht und fielen von ihm ab. Er behielt nur noch einen, der ihm treu blieb, und zog es schließlich vor, im Herbste zu verschwinden, wie es hieß, nach Persien. Vorher aber gab er noch bekannt, er werde im Frühling wieder erscheinen und an seinen Feinden Rache nehmen. Man glaubte auch allgemein, er werde wirklich kommen, und als die Bäume im Walde Blätter bekamen, war es eine oft gehörte Frage: „Ist Jussuf schon da? Wann wird er kommen?"

Ich habe zum Glück seine Ankunft dort nicht erlebt, bald nach meiner Abreise aber ist er tatsächlich plötzlich wieder erschienen und hat zunächst seine beiden ärgsten Feinde unter den Lesghinen von Kabachtschol erschossen. Er hielt dort alles in Schrecken, da er mit seiner Bande von zwölf Mann auf türkische Manier raubte, d. h. Leute einfing und sie dann auslösen ließ.

Wir kommen auf unserer Fahrt endlich nach Kabachtschol, einem großen Lesghinendorf, das sich mehrere Werst weit hinzieht. Eine Ansiedlung folgt auf die andere, in malerischer freier Anordnung. Wohnungen und Wirtschaftsgebäude, Tabakpflanzungen, Obstbäume, gewaltige Haselnußsträucher ziehen an uns vorüber, weiß- und rosablühende Bäume mitten im zarten Frühlingsgrün. Vor allem aber fesseln die Aufmerksamkeit die uns begegnenden Menschen: die Männer mit ihren charakteristischen, gut geschnittenen Gesichtern, größtenteils ernst dreinblickend, hübsche braune Buben und Mädchen, die Frauen

in ihrer farbigen, kleidsamen Tracht, in der hier meist das Hellblau anmutig hervortritt. Sie halten sich gut. Gang und Gesichtsausdruck lassen Selbstbewußtsein und Sicherheit erkennen. Die Gesichter sind ganz frei, unverhüllt, obwohl hier alles mohammedanisch ist.

Nun ist das Dorf zu Ende, und wir kommen in die freie Ebene des Alasan-Flusses, wo wir ab und zu weidenden Herden, vereinzelten Ansiedlungen, auch einem offenen mohammedanischen Bethaus an einem Bächlein begegnen. Wir entfernen uns immer mehr von den Bergen, und nun treten hinter den bewaldeten Vorbergen die dahinter liegenden schneebedeckten Bergriesen mehr und mehr hervor und bieten einen herrlichen Anblick, bis endlich der Wald erreicht ist, in dem das Demidowsche Jagdhaus liegt.

Vor dem Häuschen sitzen zwei Jagdfalken auf Stangen, ungekappt, aber angebunden. Die junge Frau des Wächters Weli, der dort wohnt, begrüßt uns und macht sogleich ein Feuer an, damit wir uns an Tee erquicken können. Bald erscheint auch der Wächter selbst, ein schwarzbärtiger Lesghine von einigen dreißig Jahren, mit ernstem, ja düsterem, doch nicht unsympathischem Gesichtsausdruck. Weli hat ein Schicksal, das man wohl tragisch nennen darf. Seine erste Frau, die sehr schön war und die er leidenschaftlich liebte, hat er selbst ermordet, weil sie ihn mit einem andern betrog. Als er sich von ihrer Untreue bestimmt überzeugt hatte, stieß er ihr den Kindschal in die Seite und tötete sie sofort. Auch den Nebenbuhler wollte er töten, doch flüchtete sich dieser in die Berge. Weli wurde gefangen genommen und verschickt. Drei Jahre lang war er in Sibirien. Nach der Rückkehr heiratete er wieder, und zwar ein blutjunges Ding von vierzehn Jahren. Aber er ist nicht mit ihr zufrieden, er kann seine erste Frau nicht vergessen. Er bedauert es schmerzlich, sie getötet zu haben: „Solch eine Frau bekomme ich nie wieder," sagt er traurig, den Kopf schüttelnd. „Sie war schön wie der aufgehende Mond! Aber ich m u ß t e sie töten!"

Weli hatte von seiner ersten Frau einen netten kleinen Sohn, im Alter von 6 bis 7 Jahren. Kubeljach oder „Pilzchen" nannte ihn Heinrich und darnach auch die anderen. Eigentlich hieß er Mohammed. Der kleine Bursche hatte ein merkwürdig ernstes Aussehen. Und es lag auch auf ihm ein schweres Schicksal. Nach den geltenden Gesetzen der Blutrache war er verpflichtet, den Vater dereinst zu töten, um die Mutter zu rächen, ein umgekehrter kleiner

Orestes. Der Vater wußte es und sprach ganz offen davon, und der Kleine wußte in seinem kindlichen Sinn auch schon, was geschehen war und was ihm obläge. Der Vater erzählte, wenn er zu dem Sohne von der Mutter spräche, dann senke der immer den Kopf, blicke zur Erde und sage kein Wort. Weli war sehr freundlich, ja zärtlich gegen den Sohn. Er wollte ihn ins Gymnasium nach Tiflis geben und ihn bilden lassen. Er hoffte wohl, der Sohn würde dereinst vielleicht einsehen, daß der Vater die Mutter mit Recht getötet hätte. Gewiß ein tragisches Los!

Auch zu dem Räuber Jussuf hatte Weli einst in naher Beziehung gestanden. Er war sein bester Freund gewesen zu der Zeit, als Jussuf noch nicht Räuber geworden war, und galt auch jetzt noch als sein Freund, wenn er sich auch an der Räuberlaufbahn Jussufs nicht beteiligte.

Zu unserm Mahle sollte uns auch ganz frisches Brot nicht fehlen. Die junge Frau des Weli buk es vor dem Hause mit einer andern zusammen in sehr eigentümlicher Weise. Auf ein niedriges, an der Erde brennendes Feuer wurde ein schildförmiges, rundes Stück Eisen gelegt, mit dem Buckel nach oben. Der flache Teig wurde auf den erhitzten Buckel gelegt, mehrmals gewendet und so gebacken. Das Verfahren war primitiv, doch schmeckte das Produkt nicht übel.

## Der Räuber Schaban.

Eines Morgens brachte mir mein Stiefsohn die Nachricht, daß vor wenigen Stunden, vier bis fünf Werst von Lagodechi entfernt, ungefähr dort, wohin wir am Tage zuvor einen Ritt gemacht, ein Räuber getötet worden wäre, vielleicht der bekannte Schaban aus Bjelokany. In der Morgenfrühe seien ein paar Armenier von Bjelokany her gefahren. Im Walde habe sie der Räuber angerufen, mit seinem Berdangewehre bedroht und ihnen befohlen, Geld und Sachen abzuliefern. Sie hätten auch schon damit begonnen, als sie bemerkt hätten, daß der Räuber allein wäre. Da habe ihn der eine Armenier plötzlich am Nacken gepackt und ihn zu Boden gedrückt. Der Räuber habe ihm von unten herauf den rasch gezückten Kindschal in den Leib gestoßen, ohne ihn jedoch tödlich zu verwunden. Inzwischen habe ein anderer der Reisenden dem Räuber seine Berdanka entrissen und ihn mit dem Kolben so lange auf den Kopf geschlagen, bis er in den letzten Zügen gelegen hätte.

Wir fuhren mit der Troika hinaus, um uns den getöteten Räuber anzusehen. Der Tote lag im Graben auf dem Rücken, die Hände ganz wie in Blut getaucht, die Linke zusammengekrampft auf der Brust ruhend, die Rechte weitab gestreckt, Kopf und Gesicht ganz zerschlagen und blutig.

Es war ein merkwürdiger, ergreifender Gegensatz: das herrliche Bild der Natur rundum, das frühlingsgrüne Tal, überragt von den schneebedeckten Kaukasusbergen, die Bäume im Blütenschnee, die friedlich weidenden Schaf- und Ziegenherden mit ihren malerisch zerlumpten Hirten und daneben der blutige erschlagene Räuber im Graben am Wege.

Der Tote war, wie sich bald herausstellte, wirklich der wohlbekannte Räuber Schaban aus Bjelokany, vor dem auch Jussuf Achtung gehabt haben soll. Er fühlte sich allzu sicher im Bewußtsein seiner Gefürchtetheit und fiel nun als ein Opfer der eigenen Unvorsicht. Obgleich er als Räuber gefallen war, hielten sich die Seinigen doch für verpflichtet, ihn blutig zu rächen, und sie waren besonders empört, weil er nicht erschossen, sondern „wie ein Hund" erschlagen worden wäre. Daß Schaban ein Räuber war, daß er selbst die Gegenwehr herausgefordert hatte, stand für seine Dorfgenossen und namentlich die Verwandten durchaus in zweiter Linie. Etwas Entehrendes lag für sie nicht darin. Sie verteidigten es nicht, aber darum blieb er doch ihr Landsmann, ihr Blutsfreund, und mußte nach uralten Satzungen an den Fremden, die ihn getötet hatten, in entsprechender Weise gerächt werden. Nur wenn eine angemessene Zahlung von den Tätern geleistet würde, das wohlbekannte Wehrgeld, würde die Rache als begraben und endgültig abgetan gelten, hier wie auch in anderen Fällen.

## Ein Tanzfest bei den Lesghinen in Bjelokany.

Ein Tanzfest in Bjelokany, die vielberühmte, vielbewunderte Lesghinka, von Männern und Frauen der Lesghinen selbst in großem Maßstabe getanzt, das war das heiterlockende Ziel, dem wir wenige Tage später auf demselben Wege, an dem der tote Räuber in seinem Blute lag, zustreben sollten.

Der Lesghine Ajub, ein ernster und würdiger Mann, Oberwächter der Demidowschen Jagd, eine hochangesehene Persönlichkeit in seinem Wohnort Bjelokany, hatte uns dazu eingeladen. Er war der Veranstalter des Festes.

13*

Bjelokany ist ein großes Dorf, etwa 25 Werst von Lagodechi entfernt und wie dieses am Fuß der Berge von Daghestan, nur noch schöner und reizvoller gelegen. Die Lesghinen aber sind das vornehmere Element des Dorfes, das den Tataren gegenüber eine stolze Zurückhaltung beobachtet, obgleich der gemeinsame mohammedanische Glaube sie verbindet. „Die Tataren sind ein unreines Volk, die Lesghinen sind rein", sagte Ajub über diesen Punkt.

Zu unsrer Überraschung erscheint ein Gesandter Ajubs, der Storosh Nurlach, um höflichst bei uns anzufragen, ob wir bereit wären zu kommen. Er ist in einer Troika angefahren und bietet sie uns zur Benutzung an, holt uns gleichsam ein und will uns auf der Fahrt begleiten. Diese Höflichkeit darf nicht verschmäht werden. In rascher Fahrt geht es dahin durch die frühlingsgrüne Landschaft, im köstlichsten Morgensonnenschein, durch lange Alleen von Walnußbäumen, an reichblühenden Obstgärten, Tabakpflanzungen, Feldern, Wiesen vorüber, links neben uns die hohen Berge und rechts die weite Ebene. Wiederholt geht der Weg durch Bäche und Flüsse, die der Nachtregen anschwellen ließ. Das verursacht keinen Aufenthalt, denn die Pferde sind es gewöhnt. Dort badet eine Schar von Büffeln behaglich in dem kühlenden Wasser, und dort in dem Wässerlein am Wege zeigt sich eine Menge von Schildkröten, die Sonne und Wasser zugleich genießen. Die Berge sind jetzt schon bis hoch hinauf grün im Schmuck ihrer dichten Wälder. So war es nicht, als ich in Lagodechi eintraf. Da zeigte nur die Ebene schon das Frühlingsgrün, während die Berge braun aussahen, mit ihren unbelaubten Wäldern. Allmählich aber stieg das Frühlingsgrün höher und höher hinauf. Ja, hier kann ich es sehen und verstehen, was Mirza Schaffy singt:

„Wenn der Frühling auf die Berge steigt".

Hier sah und sehe ich ihn ja leibhaft auf die Berge steigen, von Tag zu Tag höher hinauf. Und nun ist er hoch oben, wenn auch nur auf den Vorbergen, denn die mächtigen Riesen dahinter liegen fort und fort in dichtem Schnee. Der Blütenschnee in dem üppigen Tale grüßt im Sonnenlichte den Winterschnee da droben auf den hohen Graten, und dazwischen das frische Grün der Wälder und Wiesen, darüber das herrliche Blau des Himmels — ein liebliches, lachendes Bild.

Nun sind wir im Dorf und fahren zwischen den schmucken und stattlichen Häusern und Höfen dahin, nun biegen wir links in den

Hof des Ajub. Eine Menge von Menschen ist da versammelt, Männer, Frauen und Kinder. Musik und laute Willkommenrufe begrüßen uns. Der Hausherr, sein bildhübscher junger Sohn und einige andere helfen uns aus dem Wagen steigen und schütteln uns herzlich die Hände. Wir werden alsbald die Treppe hinauf geleitet zu dem breiten geräumigen Balkon des stattlichen Hauses, dessen Dach von Säulen und Bogen in maurischem Stil getragen ist, aus Holz geschnitzt, leicht und geschmackvoll. Hier begrüßt uns die würdige Herrin des Hauses, die Frau des Ajub, eine sehr sympathische Erscheinung. Auch andere Frauen und Mädchen der nächsten Verwandtschaft kommen und reichen uns freimütig und herzlich die Hand. Die Schönste von ihnen ist unstreitig Mairam, die Schwester Ajubs, eine wirklich bildschöne, durchaus vornehme Erscheinung. Ich halte sie für ein junges Mädchen, bis sie bald darauf ein Kind an die Brust nimmt. Und fast noch lieblicher erscheint sie dann, als zärtliche, junge Mutter. Knaben und Mädchen werden hier früh verheiratet, oft noch als Kinder. Auch der vierzehnjährige Sohn unseres Hausherrn soll demnächst heiraten.

Der Tanz war schon im Gange, als wir zum Balkon hinaufstiegen. Wir wurden mit der Lesghinka begrüßt! Vom Balkon, im ersten Stock des Hauses, haben wir das bunte Bild aufs schönste vor Augen, das sich da unten nun immer lebhafter, immer reicher entwickelt.

Im großen Hofe des Ajub, den rechts und links herrlich blühende Obstbäume schmücken, sitzen und stehen vor uns in weitem Bogen die Männer und Jünglinge der Lesghinen, meist in die Tscherkeßka gekleidet, mit der Fellmütze auf dem Kopf. Nur ganz vereinzelt erscheint ein Fes. In der Mitte dieses weiten, uns zugekehrten Bogens haben die Musikanten Platz genommen. Es sind ihrer nur zwei: ein Trommler und ein Klarinettbläser. Aber sie verstehen es, mit diesen beiden Instrumenten fast unausgesetzt eine laute, energische, die Situation völlig beherrschende Musik zu erzeugen. Kräftig klingt die Trommel, durchdringend die Klarinette. Scharf akzentuiert ist der Rhythmus der Tänze. Diese Art der Musik scheint hier gerade die rechte.

Der Platz unmittelbar vor den Musikanten gilt als der Tanzplatz, ohne daß er sonst irgendwie abgegrenzt wäre. Da drehen sich die Tänzer und Tänzerinnen, wie unmittelbar im Banne der Musik, der

schrillen und der dumpf dröhnenden Töne, von ihnen angezogen, in Bewegung, ja in Tanzekstase versetzt.

Links vor dem Balkon, auf einem großen, quadratischen Teppich, sitzen die Frauen und Mädchen nach orientalischer Art, mit gekreuzten Beinen, dicht nebeneinander, in reichen, bunten Gewändern, ihrem schönsten Festtagsschmucke. Den Kopf ziert der Kitschi, ein sehr kleidsamer, goldglänzender Schmuck, der wie eine Kappe über das seidene Kopftuch gesetzt wird. Er ist aus vergoldeten Silbermünzen und verschiedenförmigen Ornamenten zusammengesetzt, mit bunten Steinen verziert. In die Stirne hinein reicht ein Dreieck oder ein Halbrund, besonders reich geschmückt.

Und nun tanzen sie. Zuerst die Männer, meist je zwei zugleich, dann die Frauen, fast immer zu zweien. Selten läßt sich ein einzelner Tänzer, noch seltener eine Tänzerin allein sehen. Sie tanzen in kleinem Kreise in der Runde, sich folgend und fliehend, vorwärts und rückwärts, mit kleinen, kurzen Schritten. Die Männer bisweilen kräftiger aufstampfend, springend, die Füße zurückschlagend. Die Frauen mit kleinen und kleinsten Schritten, rasch trippelnd, gleitend, schwebend in graziöser Bewegung. Sie heben die Arme, den rechten höher, den linken nur wenig, den Körper im Gleichgewicht haltend. Die Frauen halten den rechten Arm beim Tanze meist wagrecht, nur die Hand aufrichtend, fast wie zur Abwehr. Bei den Männern hebt sich der rechte Unterarm höher und manche nähern die Hand schon der Stirn. Auch Knaben tanzen, ja ein kleiner brauner Bursch von drei Jahren, ein Neffe des Hausherrn, in hübscher Tscherkeßka und Lammfellmütze, springt tapfer schon ganz allein im Takt und macht seine Pas ganz sicher. Ein putziges Bild.

Nun folgen lebhaftere Einzeltänze verschiedener Männer, mit stärkeren Sprüngen und Schleudern der Beine. Oft springen sie auf ein und derselben Stelle, sich nur wenig vor- oder rückwärts bewegend, auf und ab, hin und her. Es gibt auch eine Art Kontretanz zwischen zwei Männern, die dann zum Schluß sich die Hände geben, als schlössen sie Frieden. Zusammen aber tanzen die beiden Geschlechter zunächst gar nicht. Es ist, als ob sie sich absichtlich vermeiden wollten, nur den Tanz als solchen ausübend, ohne jeden Nebengedanken.

Wir freuen uns an dem lebendigen, reizvollen Bilde, doch schon tritt der Hausherr an uns heran und ladet uns zum Essen in die

freundliche, saubere Wohnstube, während draußen Musik und Tanz ihren Fortgang nehmen. Die Hausfrau präsidiert, ruhig, bescheiden und würdevoll. Ihr zur Rechten sitzt die Frau meines Stiefsohnes, während ich den Platz zur Linken erhalte. Ich hatte gehofft, bei dem Festmahle auch den Vater des Hausherrn kennen zu lernen, den hochangesehenen Mullah des Ortes. Doch Ajub bedeutet mich, das wäre leider nicht möglich. Hier werde getrunken, da könne er als Mullah nicht dabei sein. Das schicke sich nicht.

In der Tat steht Wein und Schnaps auf dem Tische. Außerdem gutes, kräftiges Brot, Schafkäse und Honig in Scheiben.

Als erster Gang erscheint die Suppe, mit Hühnerfleisch und Safran angerichtet, die Tschichirtmá. Sie ist köstlich schmackhaft. Dann folgt Kurtub, der Hammelbraten. Dann Reis mit Datteln, Rosinen und Hühnerfleisch, der bekannte Plow oder Pilaw, von den Lesghinen Bok genannt. Auf dieses süße und schmackhafte Gericht folgt wiederum Fleisch, am Spieße gebraten, der bekannte Schaschlyk, hier Kabab genannt. Den Beschluß macht das Dessert: Äpfel von sehr feinem Geschmack, hier am Orte gewachsen, Nüsse, Honig und Tee.

Bei dem Mahle wird manches freundliche Wort gesprochen, manche Gesundheit getrunken. Oft klingt der landesübliche Trinkgruß: „Allawerdy!" „Gott sei mit dir!" und die Antwort darauf: „Jakschi joll!" „Ein guter Weg!" oder auch: „Tschoch saoll!" „Danke sehr!"

Auch die Tafelmusik fehlt uns nicht. Ein Sänger sitzt neben uns mit dem Tambur im Arm, einer Art Laute. Er singt, sich auf dem Tambur begleitend, ein Lied nach dem andern, bis es uns schon zuviel wird, und wir ihn bitten, sich auszuruhen. Es sind im ganzen recht eintönige Melodien, dem Sänger aber scheint es heiliger Ernst mit seiner Kunst zu sein. Die Lieder handeln, wie man uns sagt, hauptsächlich von der Liebe.

Der Tee wird schon wieder auf dem Balkon eingenommen, und vor uns im hellen, mittäglichen Sonnenschein des Frühlingstages wird weitergetanzt.

Jetzt tanzen auch wiederholt Männer und Frauen zusammen, immer nur ein Paar zugleich. Doch steht es keineswegs den Männern frei, beliebig eine Frau oder ein Mädchen zum Tanze zu laden. Das würde für unschicklich gelten. Nur die nächsten Zusammengehörigen

dürfen auch zusammen tanzen, ein Mann mit seiner Frau, ein Bräutigam mit der Braut, der Bruder mit der Schwester. So will es hier die Sitte, die auffallend streng über dem Verhältnis der Geschlechter wacht.

Jetzt zieht während des Tanzes plötzlich einer oder der andere von den Zuschauern eine Pistole heraus und feuert rasch einen Schuß in die Luft oder gegen die Erde ab, ein Scherz, der augenscheinlich allgemein gefällt und die festfrohe Stimmung erhöht.

Nun werden die Frauen und Mädchen in die geräumige Küche geführt, setzen sich hier im Kreise auf den Fußboden nieder und erhalten ebenfalls ihr Mittagsmahl. Darauf folgen die Musikanten und andere Funktionäre oder bevorzugte Personen.

Dann geht der Tanz immer lebhafter, immer lustiger fort. Immer häufiger knallen die Revolver- und Flintenschüsse, trotz der Anwesenheit des Polizeioffiziers, der gute Miene zum bösen Spiel machen muß. Denn die Leute dürfen eigentlich ohne besondere Erlaubnis kein Schießgewehr tragen. Das Volk gilt offiziell als „entwaffnet". In praxi scheint es freilich anders zu sein. Fast alle tragen sie ihre Revolver heimlich bei sich und man merkt den Leuten die Freude am Schießen an.

Nun kommt es beim Tanze einzelner Männer bisweilen zu förmlich ballettmäßigen Fußverrenkungen, zu Sprüngen aller Art, momentanem Stehen auf den Fußspitzen, ja Umklappen der Füße, gelegentlich auch zu plötzlichem Sichniedersetzen und Aufspringen, wie beim Kosakentanz. Doch mag letzteres importiert sein, da es nur vereinzelt vorkommt. Auf jeden Fall bemühen sich die Tänzer, immer mehr und immer höhere Kunst und Gewandtheit zu zeigen.

Beim Tanzen werden die harten ledernen Überschuhe abgelegt und man tanzt nun in einer Art weicher Lederstrümpfe. Außer den Lesghinen beteiligen sich auch einige ortsangesessene Tataren und Perser am Tanze. Einer der besten Tänzer ist ein Lesghine, der aus dem Heimatsorte des berühmten Schamyl herstammt. Meist wird immerfort in der Runde getanzt, vorwärts und rückwärts, in einem kleinen Kreise, und auch jetzt geschieht es immer zu zweien oder einzeln. Mehr als zwei tanzen nie zugleich.

So lebhaft der Tanz auch wird, er zeigt von Sinnlichkeit keine Spur, zumal die Geschlechter auch weiterhin meist gesondert tanzen. Das T a n z e n — das sieht man — wird hier als K u n s t geübt,

mit Ernst und mit Würde. Es kann sich zur Leidenschaft steigern, wird aber niemals sinnlich oder gar gemein. Ernst ist fast durchweg der Gesichtsausdruck der Tanzenden, die sich dessen bewußt zu sein scheinen, eine würdige und geehrte Kunst zu üben. Augenscheinlich tun sie es gern, und die Künstlereitelkeit fehlt auch hier nicht ganz. Es schmeichelt ihnen gewiß, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein, doch nimmt das nie unangenehme Formen an. Ist der Tanz im ganzen gleichen Charakters, so zeigen doch die einzelnen Tänzer auch mancherlei Individuelles, in der Haltung der Arme, im Austanzen, Springen u. dgl.

Die Frauen verraten keinerlei Leidenschaft und ihr Tanz bleibt bis zum Ende, was er schon zu Anfang war: ein durchaus bescheidenes, züchtiges, ja hochdezentes, dabei entschieden graziöses Trippeln, Schweben und Gleiten, vorwärts und rückwärts, in kleinem Kreise, mit einzelnen Drehungen. Dabei ist der Kopf etwas gesenkt, der Blick durchweg abwärts, zur Erde gerichtet. Sie sehen niemand beim Tanzen an, suchen nie mit ihren Blicken den Beifall der Zuschauer, scheinen sich vielmehr ganz nur ihrer künstlerischen Aufgabe zu widmen, erfüllt von deren Bedeutung und Wichtigkeit. Die reizenden, bunt zusammengesetzten, malerischen Kostüme, der reiche Schmuck auf dem Kopf, an den Armen, auf der Brust, kommen dabei zu schönster Geltung.

Diese Frauen und Mädchen sind fast durchweg schlank und schön gewachsen. Nur bei wenigen, etwas älteren zeigt sich einige Neigung zur Beleibtheit. Es sind edle Gestalten und vorwiegend hübsche Gesichter.

Die Umstehenden schlagen beim Tanze vielfach den Takt durch Zusammenklatschen der Hände. Ist ein Tanz zu Ende, so bedeutet das Fortfahren in diesem Klatschen, daß man von der Leistung befriedigt ist und eine Fortsetzung des Tanzes wünscht. Bald erheben sich denn auch neue Tänzer und Tänzerinnen, die diesem ermunternden Klatschen Folge leisten. Je lebhafter, kräftiger und allgemeiner die Zuschauer den Takt der Tanzmusik mit ihrem Klatschen markieren, um so gehobener fühlen sich augenscheinlich die Tanzenden.

Und mir steigt ein Gedanke auf: hier ist vielleicht der Embryo des vielbesprochenen Beifallklatschens in Theater, Oper und Konzerten zu suchen, hier wäre die seltsame Sitte in ihrer Entstehung zu begreifen. Ich weiß nicht, ob es schon eine Theorie darüber gibt,

wie unser oft schon angefochtenes, scheinbar unsinniges Beifallklatschen entstanden, hier aber, im Angesichte der tanzenden Lesghinen und ihrer Umgebung, scheint sie mir fast mit Händen zu greifen. Und dies um so mehr, wenn man bedenkt, daß alles Schauspiel zuletzt auf rituelle religiöse Tanzfeste primitiver Völker zurückgeht. War das Klatschen bei solchem Tanz, wie hier bei der Lesghinka, seit alters ein taktmäßiges Begleiten der Leistung, dessen Fortsetzung nach dem Tanz Befriedigung und Aufmunterung bedeutete, dann konnte bei weiterer Entwicklung und Differenzierung jener Aufführungen — zu Theater, Oper, Ballett u. dgl. — das Klatschen wohl schließlich einfach zum Ausdruck der Befriedigung und des Beifalles werden, ohne daß man noch eine Ahnung von seinem Ursprung hatte, ohne daß von dem ursprünglichen Taktschlagen noch irgendwie die Rede war. Und von solchen Aufführungen aus konnte es sich dann natürlich auch weiterverbreiten. So ließe sich die vielgescholtene Sitte vielleicht genetisch begreifen.

Ich sitze an der Brüstung des Balkons, vor mir die herrliche Frühlingslandschaft, das Dorf mit seinen Gärten im Blütenschnee, und rechts vom Balkon hochaufragend die Berge, hochaufragend vor allem der mächtige, schneebedeckte Döördschibal.

Auch den weiten Hof des Ajub schmücken große, über und über mit Blüten bedeckte Obstbäume. Schöner aber noch schmücken ihn die reizenden Frauen und Mädchen der Lesghinen in ihrem höchsten festtäglichen Schmuck. Da sitzen sie wieder in malerischer Gruppe links vor mir dicht gedrängt zusammen. Auch einige Kinder sind unter ihnen, ebenso eine Alte mit einer Spindel in der Hand, eifrig spinnend, wie etwa bei uns eine ältere Frau mit dem Strickstrumpf oder der Näharbeit den Tänzen und Lustbarkeiten der Jugend beiwohnt. Die schöne Mairam nimmt ab und zu ihr Kind an die Brust und tränkt es, wofür das Kleine dann fröhlich mit seinen Händchen nach dem Gesicht der Mutter greift — eine Art lesghinischer Madonna. Ab und zu erheben sich von den Mädchen und Frauen eine oder zwei und schreiten würdevoll zu dem nahen Tanzplatz, absolvieren den Tanz und kehren ebenso ruhig und würdevoll schreitend zurück, um sich wieder unter die andern zu setzen. Sie sprechen nur wenig und leise miteinander, benehmen sich durchweg still, ernst, zurückhaltend. Sie werden auch nie und in keiner Weise von den zahlreich anwesenden Männern und Jünglingen belästigt. Ihre Haltung

fordert Respekt, und man weiß sie auch offenbar zu respektieren — in einer Weise, wie sie bei einem Tanzfeste im Volke bei uns wohl kaum möglich wäre. Mächtig waltet hier die Sitte, und sie zwingt uns zur Achtung.

Überhaupt zeigt das ganze Volk hier bei aller Dörflichkeit unleugbar Schick und Würde, ein angeborenes und anerzogenes gutes Betragen, Anstand, Höflichkeit, Takt, ja feine Sitte, bei der keine in die Augen fallende Roheit aufkommen kann. Es ist ein ritterliches Volk mit höfischem Benehmen.

Da entsteht urplötzlich Unruhe im Hof — lautes Rufen, Schreien, Gelächter. Ein Ungetüm ist erschienen. Es ist ein maskierter Mann, mit unförmlich riesigem, verhülltem Kopfe, der nun auch zu tanzen anfängt, die Frauen und Kinder schreckt und viel Gelächter erregt. Endlich wird er von einem starken Manne gefangen und fortgeschleppt. Das ist der primitive Volkshumor, der zu solch einer Lustbarkeit gehört.

Doch es ist nur eine kurze Episode. Wieder ist der Tanz im Gange, und immer lebhafter wird es im ganzen Kreise. Immer leidenschaftlicher scheinen die Tänzer zu werden, immer lauter, immer wilder klingt die Musik. Der Bläser ist übermütig lustig geworden und bläst seine schrillen Töne dem neben ihm sitzenden Trommler direkt in das Ohr oder setzt ihm gar die Klarinette auf den Mund. Der Trommler lacht und sucht es nun jenem nach Möglichkeit mit der Trommel zu vergelten, — ein scherzhafter Kampf, bei dem sie doch immer fest im Takt ihre Tänze weiterspielen. Die Zuschauer lachen, und öfter, immer öfter fliegen rasch die Revolver hervor, krachen die Schüsse in die Luft, bis es endlich ein ganz tolles Schießen gibt, das die Tänzer nur immer mehr zu ermuntern scheint. Der Polizeioffizier ist schon längst verschwunden. Auch für uns ist die Stunde der Abfahrt gekommen.

Wir verabschieden uns, wobei uns der Hausherr nach der örtlichen Sitte sehr um Entschuldigung bittet, daß er nicht mehr habe bieten können. Er hat in diesem Falle wahrlich keinen Grund dazu. Ein Händeschütteln, Danken, hier und da. Wir besteigen die Troika und unter lautem Hurra geht es aus dem Hof hinaus auf den Heimweg.

Einige Tage darauf machte ich einen Besuch sehr anderer Art. Er galt dem alten ehemaligen Kron-Oberförster, Herrn Ludwig Franzowitsch Mlokosiewicz, einem Polen, der seit 55 Jahren in Lagodechi lebt und hier gewissermaßen das Element der Wissenschaft vertritt, allerdings in sehr urwüchsiger Weise. Er wohnt etwas außerhalb des Ortes, in einem sehr bescheidenen Häuschen, mit seiner Frau und seinen erwachsenen Kindern zusammen. Zu dem Hause gehört ein selbstangelegter Garten, der manche seltene Pflanze enthält. Es ist gewissermaßen der botanische Garten eines Privatmannes, in dem auch verschiedene Akklimatisationsversuche gemacht werden.

Ich treffe Herrn Mlokosiewicz nicht zu Hause und werde gebeten zu warten, da er gleich erscheinen werde. Inzwischen habe ich Zeit, mich in dem Empfangszimmer umzusehen. Es macht einen überaus bescheidenen und dabei höchst originellen Eindruck. Ein großes Sofa, ein Tisch mit Büchern und Skripturen, einige Stühle und eine wurmstichige Etagere bilden fast das ganze Mobiliar dieser guten Stube. Auf der Etagere gewahre ich zu meiner Verwunderung ein Bild von Friedrich Nietzsche. Unter den Büchern auf dem Tisch sind schöne, wertvolle Sachen mit feinen Illustrationen, fast durchweg den Kaukasus betreffend, großenteils Dedikationen der Autoren selbst.

Herr Mlokosiewicz, der bald erscheint und mich herzlich begrüßt, ist ein kräftiger, untersetzter Greis, mit schneeweißem Haar und Vollbart, breitem Gesicht und mächtigen weißen Augenbrauen über den tiefliegenden Augen. Sein Interesse ist vorwiegend den naturwissenschaftlichen Studien zugewandt, mit denen er sich seit Dezennien als Autodidakt eifrig beschäftigt. Auch für das Ethnographische hat er viel Interesse, während die sprachlichen Studien ihm ferner liegen. Als Offizier ist er hier an den Ort gekommen, dann nahm er seinen Abschied und wurde Verwalter der Kronforsten. Nun ist er schon lange im Ruhestande. Der interessante und reichhaltige Stadtgarten von Lagodechi ist seine eigenste Schöpfung.

Mlokosiewicz ist viel gereist, ist in Wien, Budapest, Paris, Brüssel und London gewesen. Er spricht Französisch und auch etwas Deutsch, neben Russisch und Polnisch. In der gelehrten Welt hat er viele Bekanntschaften, namentlich unter den Naturforschern, denen er als genauer Kenner der hiesigen Gegend, insbesondere der Fauna

und Flora, als denkender Sammler von Wichtigkeit ist. Er hat der Wissenschaft durch scharfe Beobachtung des Tier- und Pflanzenlebens schon manchen Dienst erwiesen und ist mit großer Gefälligkeit allezeit bereit, seine gründliche Kenntnis der hiesigen Naturwelt in den Dienst der Forschung zu stellen. Verschiedene Tiere sind von Spezialforschern nach ihm benannt und man darf daraus wohl schließen, daß er mit scharfem Auge Dinge sieht, die andern noch entgangen sind. Im kaukasischen Museum in Tiflis sah ich bereits ein ausgestopftes Exemplar des Tetrao Mlokosiewiczi, einer Birkhuhnart. In dem großen entomologischen Werke des Großfürsten Nikolaus Michailowitsch (N. M. Romanoff) zeigte mir Herr Mlokosiewicz auch eine Schmetterlingsart, die der Großfürst nach ihm benannt hat, und man wird dem einsamen Naturfreunde solche Genugtuung wohl gerne gönnen.

Mlokosiewicz hat auch den Geologen Abich gut gekannt, den gründlichen Erforscher des Kaukasus. Er spricht von ihm mit großer Wärme. Den Professor Kowalewski, der Gesetz und Sitte der Kaukasusvölker studiert und geschildert, hat er auf einigen seiner Expeditionen hier in der Gegend begleitet.

Viel Interessantes weiß mir Herr Mlokosiewicz über das Volk der Lesghinen zu erzählen, das sich mir von so liebenswürdigen Seiten gezeigt und meine volle Sympathie gewonnen hat.

Auch er urteilt sehr günstig über dies Volk, und bei ihm bedeutet das mehr, denn er kennt es seit einem halben Jahrhundert. Er rühmt die Sauberkeit ihrer Wohnungen, die Anständigkeit ihrer Lebensführung, den Fleiß und die Tüchtigkeit ihrer Frauen. Er bietet mir in liebenswürdigster Weise seine Hilfe und Unterstützung bei meinen Studien an und versorgt mich mit einigen Büchern aus seiner wertvollen Bibliothek. Ich scheide von ihm mit dem Eindruck, einen in Wesen und Lebensführung durchaus originellen Menschen kennen gelernt zu haben, einen wissenschaftlichen Einsiedler, ganz der Natur und ihrer Betrachtung lebend.

## Die Rückfahrt.

Unter strömendem Regen trat ich am 9. Mai morgens die Heimreise an. Mein Stiefsohn begleitete mich bis Signach. Als bewaffneter Schutz ritten der Kutscher Peter und der Storosh David mit uns, der eine voraus, der andere folgend. Auf dem Bock saß neben dem Postillion der Storosh Rastom mit seiner Berdanka. In ihre

Burken gegen den strömenden Regen gehüllt, boten die bewaffneten Reiter einen malerischen Anblick.

Die Fahrt machte sich besser, als ich erwartet hatte. Gut eingehüllt unter dem Verdeck unserer Kalesche sitzend, hatten wir von dem fort und fort strömenden Regen nicht viel zu leiden und atmeten mit Genuß die frische, keineswegs kalte Morgenluft ein. Von der frühlingsgrünen Landschaft ging uns auf diese Weise freilich einiges verloren, aber doch hatten wir Ausblick genug, um die herrlichen Wälder und Anpflanzungen bewundern zu können, die mächtigen Walnußbäume, die Platanen und Eichen, auch den prachtvollen Fasan auf der Wiese, der dann mit kräftigem Flügelschlag an uns vorbeiflog. Wald und Weg sind durch den vielen Regen der letzten Tage vielfach ganz unter Wasser gesetzt, die Gräben übervoll, die Flüsse stark angeschwollen. Es sieht oft ganz gefährlich aus, wenn wir durch das reißend dahinschießende Wasser hindurch müssen, doch gibt es tatsächlich keine ernste Gefahr, denn Pferde und Leute sind solche Fahrten gewöhnt, und es gilt nur bisweilen die Beine hochzuhalten, damit sie nicht durchnäßt werden, wenn etwa das Wasser in den Phaethon schlägt.

Bei der Fahrt durch den räubergefährlichen Wald ist es interessant zu beobachten, wie unsere bewaffneten Begleiter, sowohl die Reitenden, wie der Kawaß auf dem Bock, beständig rechts und links mit scharfem Blick die Büsche absuchen, ob sich nichts Verdächtiges zeigt. Nachdem der Wald überwunden, verabschieden sich die Reiter.

Nun sind wir wieder bei der Brücke über den Alasan-Fluß, den wir mächtig angeschwollen finden. Das überall angesammelte Wasser gibt dem Landschaftsbilde einen eigenen Reiz. Jetzt versorgt sich die Erde hier mit Wasser für den trockenen, heißen Sommer.

Wir fahren durch die baumlose Ebene, wo man wilde Gänse und Trappen in Menge jagt, wenn sie hier durchziehen. Strandläufer, Lerchen und Neuntöter fliegen am Wege auf. Milane, Bussarde, Falken und eine Menge der schönen, bunten Mandelkrähen sitzen auf den Stangen und Drähten des Telegraphen und trocknen ihre Flügel nach dem endlich zu Ende gegangenen Regen. Nun kommt auch die Sonne ganz freundlich heraus, und sogar die Berge des Daghestan beginnen aus den dichten Wolkenmassen aufzutauchen.

Bei der Station Znorischali, am Fuße der weinberühmten Berge Kachetiens machen wir halt und stärken uns ein wenig. Dann geht

es aufwärts, beständig steigend, auf den früher geschilderten Serpentinen nach Signach. Wieder liegt vor unseren Blicken das breite Tal, durch welches sich der Alasan schlängelt, vorne die Ebene, dahinter die großen, dichten Wälder, alles im üppigsten Frühlingsgrün. An vielen Stellen tritt das Wasser blitzend hervor, und das ganze Bild ist von der Mittagssonne bestrahlt. Die Bergkette dahinter, die sich uns bei der Herreise in so herrlicher Beleuchtung darbot, ist jetzt größtenteils in Wolken gehüllt. Nur die Vorberge treten deutlich hervor. Während wir aufwärts steigen, kommen aber doch gerade die schneeigen Kuppen bei Lagodechi heraus, als wollten sie mir einen Abschiedsgruß zuwinken.

Und wieder grüßen uns die alten Festungsmauern von Signach, die sich so malerisch mit ihren Türmen und Toren auf dem Bergrücken hinziehen. Endlich fahren wir durch das Stadttor und rasseln über das schauderhaft schlechte Pflaster, fast lebensgefährlich bei der Steilheit der Straßen. Der Kot in den Straßen ist fürchterlich. Hier möchte man nicht zu Fuß gehen, aber auch das Fahren ist kein Vergnügen. Endlich halten wir an der Poststation und nehmen uns ein Zimmer, angeblich das beste, das aber leider, wie das ganze Haus, einen abschreckend schmutzigen Eindruck macht. Jegliches Waschgerät fehlt und gilt für unnütz. An den Wänden klebende totgedrückte Wanzen lassen mit Recht Schlimmes ahnen. Auf unsere Frage danach antwortet der Stationsvorsteher ehrlich: „O, Wanzen gibt es hier eine Masse!" In welchem Schmutz die Grusinier leben, können wir hier leibhaftig erproben.

Es bleibt nichts übrig, als sich in die Situation zu finden, denn die Post, mit der ich nach Tiflis fahren soll, geht erst am folgenden Morgen ab. Der wirklich köstliche Wein von Signach, der echteste tiefdunkle Kachetiner, erhält uns bei gutem Humor und würzt den Inhalt unseres Speisekorbes und den landesüblichen Schaschlyk. Behaglich plaudernd sitzen wir bei dem dampfenden Samowar bis tief in die Nacht hinein. Das Bett wird natürlich verschmäht wegen seiner ekelhaften Bewohner. Zur Not kann man ja wohl auch angekleidet im Lehnstuhl sitzend ein paar Stunden schlafen.

Natürlich sind wir unter solchen Umständen schon in der ersten Morgenfrühe wieder auf und stärken uns mit Tee und kachetischem Wein. Es ist ein herrlicher Morgen, frisch und schön. Wir genießen ihn auf der großen gedeckten Galerie vor unserem Zimmer. Malerisch liegt die Stadt an den steilen Bergabhängen vor uns.

Überall krähen die Hähne. Es geht wie ein großer, ununterbrochen sich fortsetzender Hahnenkraht über das ganze Städtchen. Überall schreien die Esel. Menschen und Getier werden lebendig. Die Esel spielen in Signach bei seinen steilen Straßen eine große Rolle. Auf ihren Rücken wird hier das meiste befördert. Signach hat selbst gar kein Wasser. Alles Wasser wird aus der Ebene heraufgebracht. Und das geschieht auf Eselsrücken. Wir sahen schon bei der Herfahrt mehrfach Esel, mit auf beiden Seiten herabhängenden Körben, in denen große Tonkrüge steckten. So wird hier das Wasser heraufgebracht. Überall sieht man Esel und Eselchen.

Höchst interessant, überraschend, erscheint jetzt in der Morgendämmerung ein Ausblick auf eine höher gelegene Straße, zwischen zwei Häusern hindurch, im Hintergrund die weiße Wand der Wolken und Berge. Wir haben die Szene von der Galerie aus gerade vor uns. Alles, was diese Stelle passiert, erscheint wie auf einem Silhouettentheater, erscheint und verschwindet: wandernde Menschen verschiedenster Art, Esel, Pferde, Kühe, Schafherden, scharf in den Umrissen, sonst dunkel, ein merkwürdiges Schauspiel.

Noch vor sieben Uhr schlug die Trennungsstunde. Bald saß ich in der sogenannten Srotschny, der rasch fahrenden Post zwischen Signach und Tiflis.

Der Weg geht zunächst in Windungen aufwärts. Da liegt Signach hinter uns mit seinen alten Mauern und Kirchen, zur Seite aber eröffnet sich ein herrliches Panorama: die Ebene des Alasan-Flusses und dahinter, hoch aufsteigend, der ungeheure Wall der schneebedeckten Berge von Daghestan, die ich jetzt in ganz neuer Beleuchtung, im schönsten Morgenlicht vor mir habe. Es ist ein köstliches, großartig erhabenes Bild, das beim Aufwärtssteigen immer schöner und schöner wird, so daß das Auge wie gebannt daran haftet. Die Berge erscheinen zuletzt zauberhaft, schneeweiß im Sonnenlicht glänzend. So nehme ich Abschied von ihnen. Und nun geht es langsam abwärts auf der andern Seite des Bergrückens.

Das größte Abenteuer der weiteren Fahrt war der Übergang über einen stark angeschwollenen, reißenden Fluß. Mit Hilfe eines Vorspanns wurde unser Wagen auch hier glücklich hindurchgerumpelt, obwohl es einige ungemütliche Augenblicke gab, da die gelben Fluten uns zu durchnässen drohten. Doch war der Wagen für solche Fährlichkeiten nicht übel konstruiert.

Nun ging es beständig bergab, im freundlichen Schein der Abendsonne, und beim Einbruch der Dunkelheit war Tiflis glücklich erreicht.

Tiflis hatte erst wenige Wochen zuvor eine Drahtseilbahn erhalten, die zu einem Restaurant hoch über dem alten Davidskloster hinaufführt. Es ist ein wunderbarer Aussichtspunkt. Dort hinauf fuhr auch ich am folgenden Tage und genoß den überraschend herrlichen Blick auf Tiflis und die umgebenden Berge, eines der schönsten Städtebilder, die ich je gesehen: die weithin am Ufer der Kurá sich ausbreitende Stadt mit ihren roten und grünen Dächern, die vielen Kirchen mit ihren spitzen, silberglänzenden Türmen, rechts die Ruine der alten persischen Festung, dazu rundum die waldlosen, nur schwach begrünten Berge, und die sich durch das weite Tal schlängelnde brausende Kurá mit ihrem gelben Wasser.

Am Abend dieses Tages saß ich schon wieder im Eisenbahnwagen, und nun begann von neuem, in umgekehrter Richtung, die weite Fahrt um das ungeheure Gebirge herum. Der zweite Tag brachte mir, schon in der Morgenfrühe, einen herrlichen Ausblick auf die zerrissene, schneebedeckte Bergkette des Kaukasus. Da lag sie, wunderbar schön, im Lichte der aufsteigenden Sonne. Es war in der Nähe der Station Grosny. Und von da an gab es fort und fort herrliche Hochgebirgslandschaften zu unsrer Linken. Am Morgen des dritten Tages wurde Rostow am Don erreicht.

Andern Morgens früh zeigte sich eine große Stadt an einem mächtigen Stom: Jekaterinoslaw am Dnjepr! Des herrlichen Stromes durften wir uns auch weiter noch erfreuen, da wir längere Zeit in seiner Nähe dahinfuhren. An die alte, klassische Kosakenzeit erinnerte die Station Saporoshje. Hier saßen ja zuerst die wilden Gesellen an den Stromschnellen des Dnjepr. Jetzt sind sie friedliche Ackerbauer geworden, wenn sie auch ihre Wehrhaftigkeit nicht verloren haben. Jeder Mann im Kosakenlande ist ja auch heute noch ein Soldat, aber doch nicht Soldat allein! Ihre freundlichen, sauberen Dörfer, die wohlbestellten Felder bezeugen es.

Wie anders erschien jetzt die ganze Gegend hier im Frühlingsgrün, wie anders als bei der Herfahrt. Damals nur die endlose, schmutzigbraune Erde, alles öde und tot. Jetzt alles verwandelt, das weite Land im Schmuck der jungen, grünen Saat, die dem Segen der Ernte entgegenreifte.

Der Frühling, der Frühling hatte das Wunder vollbracht!

## Sechzehntes Kapitel.

## 1906—1912.

Die wechselvollen Geschicke meines baltischen Heimatlandes veranlaßten mich dazu, eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder" herauszugeben, die teils neu geschaffen, teils aus meinen Papieren zusammengesucht waren*). Der wahrhaft deutsch-patriotisch gesinnte Verleger J. F. Lehmann in München, der sein warmes Interesse für das Baltenland auch sonst noch betätigt hat, gab das Büchlein heraus, dessen Reinertrag meinen notleidenden Landsleuten zugute kommen sollte.

In dem gleichen Jahre 1906 veröffentlichte ich eine wissenschaftliche Arbeit, die ebenfalls mit meiner baltischen Heimat im engsten Zusammenhange stand und zum großen Teil aus früher schon dort gesammeltem Material erwachsen war. Sie trägt den Titel „Germanische Elben und Götter im Estenvolke" und erschien in den Sitzungsberichten unsrer Wiener Akademie der Wissenschaften.

Im Laufe des Jahres 1907 wurde ich in heftige Pressekämpfe verwickelt durch den wuchtigen Angriff des Bürgermeisters Karl Lueger auf die Universitäten, den dieser hochangesehene Mann bei Gelegenheit des in Wien stattfindenden Katholikentages für angezeigt hielt. Ich trat für die Universitäten ein, kämpfte in der „Neuen freien Presse" gegen Lueger und seinen Schildknappen Dr. Geßmann, der es nachmals noch bis zum Minister bringen sollte. Ernste Meinungsverschiedenheiten mit der Schriftleitung der Neuen Freien Presse veranlaßten mich aber schließlich, mit ihr zu brechen und in der „Zeit" dazu Stellung zu nehmen. Meine Beziehung zu der Neuen Freien Presse, in der ich früher auf Wunsch der Schriftleitung bisweilen einen Artikel hatte erscheinen lassen, war damit für immer zu Ende. An ihre Stelle war die „Zeit" getreten, mit der ich mich besser verstand und die in den folgenden Jahren auch noch manches Feuilleton und andre Mitteilungen aus meiner Feder gebracht hat. Ein persönliches Bindeglied zwischen mir und der „Zeit" bildete mein Landsmann Baron Ernst v. Ungern-Sternberg aus dem Hause Korast, der

*) Einige dieser Lieder sind in der Sammlung „Geistliche Gedichte" neu veröffentlicht worden, die Pfarrer Heinrich Roehling aus dem Nachlasse Leopold v. Schroeders herausgegeben hat. H. Haessel, Leipzig, 1920. Anm. d. Herausg.

nach mancherlei bewegten Schicksalen, die ihn nach Spanien, Portugal und Südamerika geführt hatten, nach Wien gekommen war und in der Schriftleitung der Zeit eine Anstellung gefunden hatte. Gern habe ich mit ihm und den Seinigen verkehrt, bis er durch meine Vermittlung Baron Ferdinand v. Andrian kennen lernte, dessen Empfehlung ihm dazu verhalf, als Chef des Pressebüros der österreichisch-ungarischen Botschaft in St. Petersburg angestellt zu werden. Damit ging sein Wiener Aufenthalt zu Ende; er kam nur noch auf Reisen zum Besuch hierher, bis ihn schließlich ein schweres, unverdient hartes Schicksal traf. Er war aus gewissen persönlichen Gründen russischer Untertan geblieben, war auch einst russischer Gardeoffizier gewesen. Das gab seiner Stellung bei der österreichischen Botschaft etwas Zwiespältiges, das die russische Regierung bei gegebener Gelegenheit benutzte, um ihn — ganz unschuldigerweise — gefangen nehmen und auf Hochverrat anklagen zu lassen. Obwohl durchaus nichts Ernstliches gegen ihn vorlag, wurde er dennoch verurteilt und mußte nach Sibirien, wo er eine ganze Reihe von Jahren als Verbannter gelebt hat. Dort ist auch seine Frau gestorben. Erst die durch den Weltkrieg entfesselte große russische Revolution, die der Herrschaft der Romanows und dem Zarismus überhaupt ein Ende machte, hat auch ihm die Befreiung gebracht. Im März 1918 tauchte er plötzlich wieder in Wien auf und wurde dann Attaché der österreichisch-ungarischen Botschaft in Moskau.

Ein anderer Schriftleiter der „Zeit", dem ich ebenfalls persönlich, zuerst durch Ungern vermittelt, näher trat, war Leonhard Adelt, ein Reichsdeutscher und sehr talentvoller Dichter, der auch etwas baltisches Blut in den Adern hatte. Er war längere Zeit Feuilletonredakteur der „Zeit", was mich in geschäftliche Beziehungen zu ihm brachte; ich gewann ihn aber auch bald persönlich lieb und sah den feinsinnigen und liebenswürdigen jungen Mann gern in meinem Hause. Es kam noch ein weiteres Band hinzu. Seine vortreffliche Frau, die ihm tapfer und treu zur Seite stand, war früher in Riga am Stadttheater als Schauspielerin angestellt gewesen. Als solche hatte sie in der Aufführung meines „König Sundara" mitgewirkt. Wenn ich sie wiedersah, lebte stets jene Zeit in meiner Erinnerung wieder auf, die so eindrucksvoll war und so bedeutsam für mich schien.

Leonhard Adelt wohnte zeitweilig am Ufer des Bodensees. Als der Weltkrieg ausbrach, kam er als Kriegsberichterstatter reichsdeutscher

14*

Zeitungen nach Österreich und Wien, wo ich ihn und seine Frau mehrfach wiedersah. Er war inzwischen auch ein leidenschaftlicher Aviatiker geworden und hatte einen auf diesem Gebiet spielenden Roman „Der Flieger“ geschrieben.

Nach Adelt wurde Camill Hoffmann Feuilletonredakteur der „Zeit“, und auch ihm habe ich noch manchen Aufsatz für das Blatt geliefert. Nach seinem Abgange löste sich aber auch diese Beziehung. Ich war inzwischen der „Ostdeutschen Rundschau“ näher getreten, dem einzigen kraftvoll deutsch-nationalen Blatte Wiens, das stärker hervortrat. Dieses Blatt war nach Ausbruch des Weltkrieges noch mehr innerlich und auch in seinem Einfluß nach außen hin gewachsen. Es kräftigte und stärkte alle wahrhaft deutsch Gesinnten und ist mir von Jahr zu Jahr lieber geworden, wenn auch der den Juden gegenüber angeschlagene, sehr scharfe und feindselige Ton mir die Grenze des Rechten bisweilen wohl zu überschreiten schien. Auf jeden Fall war der Hauptschriftleiter des Blattes, Karl Grube, ein Reichsdeutscher, der unter dem Namen „Taut“ zu schreiben pflegte, eine Persönlichkeit von so echt deutscher Kraft und Frische, auch bei den schwierigsten und bedenklichsten Zeitläuften nie zu entmutigen, so daß er andere wirklich aufrecht zu erhalten vermochte. Grube war ich auch dafür herzlich dankbar, daß er allezeit mit vollem Verständnis und wärmster Sympathie für meine baltische Heimat eintrat. Er verlor auch in dieser Frage niemals den Mut. Nie werde ich es ihm vergessen, wie er in Zeiten, die sehr bedenklich, ja hoffnungslos aussahen, mir wiederholt sagte und schrieb: „Seien Sie ruhig, Herr Professor, das Baltenland wird befreit und wird wieder deutsch.“

Es war wohl im Jahre 1907, als ich von meinem Kollegen, dem evangelischen Theologen Feine, und von dem mir sehr lieben Pfarrer Julius Antonius für die Arbeit am Wiener Evangelischen Schulverein gewonnen wurde. Nach Feines Übersiedelung nach Deutschland wählte man mich zum Obmann des Vereins. Ich nahm dieses Amt nur widerstrebend an, weil es meiner Natur nicht recht entsprach. Aus Interesse für die gute Sache habe ich es aber, so gut ich es vermochte, etwa zehn Jahre lang verwaltet, um es endlich im Jahre 1918 niederzulegen, nachdem die von uns begründete und geleitete Schule im 18. Bezirk in die Verwaltung der Evangelischen Gemeinde A. B. übergegangen war.

Der Umstand, daß ich Obmann des Wiener Evangelischen Schul-

vereins geworden war, veranlaßte meine Glaubensgenossen, mich zuerst zum Gemeindevertreter, dann zum Presbyter der Evangelischen Gemeinde A. B. zu wählen, und auch in dieser Eigenschaft habe ich ungefähr zehn Jahre lang in Wien gewirkt.

Die Arbeit an der Evangelischen Gemeinde in Wien hat mir viel Befriedigung gewährt und wesentlich dazu beigetragen, mich in Wien heimisch werden zu lassen. Mit vielen und hervorragenden Gliedern der Evangelischen Gesellschaft wurde ich dadurch näher bekannt und befreundet. Sehr wertvoll war mir namentlich auch die mit der Zeit immer wärmer werdende und immer mehr sich vertiefende Beziehung zu einem Teile der evangelischen Pfarrer von Wien und von Österreich. Auch dem Christlichen Verein junger Männer trat ich näher und hielt dort mehrfach Vorträge. Ich fand mich mit einem immer größer werdenden Kreise von Glaubensgenossen fest verbunden und empfand dies um so dankbarer, als ich im eigenen Hause vereinsamt war.

Als Robert Wilder nach Wien kam, um hier auch in der Studentenschaft jene christliche Bewegung anzuregen, die von Dr. Mott in New York geleitet als Students Christian Movement bekannt ist, suchte ich ihm die Wege zu ebnen und unterstützte ebenso seinen jugendlichen Helfer Eberhard Phildius. Es kam zur Gründung eines Christlichen Studentenvereins in Wien, den ich nach Möglichkeit zu fördern gesucht habe, bis der Verein auf Abwege geriet, die ich nicht billigen konnte. Während des Weltkrieges ist er behördlich aufgelöst worden.

Eine große wissenschaftliche Arbeit, die mit meiner „Arischen Religion" im Zusammenhange stand, wurde hauptsächlich während des Sommers des Jahres 1907 gefördert. Sie betraf die Dramatischen Lieder des Rigveda, die sog. Samvâda oder Dialoglieder. In ihnen erkannte ich mit J. Hertel Anfänge dramatischer Dichtung, die offenbar mit dem Kultus zusammenhingen; und zwar zum Teil kleine Dramen, die als Mysterien bezeichnet werden durften, weil sie mythologische, religiöse, kultliche Stoffe in dramatischer Form behandelten, zum Teil solche, die mehr den Charakter dramatischer Unterhaltung trugen und wohl zur Erholung und Ergötzung der Festgemeinde in den großen Festzeiten dienen mochten und daher die Bezeichnung Mimus wohl verdienten. Beide Arten dramatischer Darstellung waren nach meinen Untersuchungen offenbar von Anfang an mit Tanz ver-

bunden, die Lieder als Tanzlieder zu bezeichnen. Dem Buche, das aus diesen Studien hervorwuchs, gab ich den Titel: „Mysterium und Mimus im Rigveda"*). Ich halte es für eines meiner besten Bücher. Es hat sich manche Freunde erworben, aber auch starken Widerspruch oder schweigende Ablehnung erfahren. In diesem Buche ist ein Teil dessen vorweggenommen, was der dritte Band meiner „Arischen Religion" bringen soll. Falls ich diesen, wie jetzt wohl möglich ist, niemals zustande bringen sollte, da meine Kräfte stark abgenommen haben und auch das Interesse in dieser Richtung nicht mehr so lebhaft ist wie in früheren Jahren, dann muß das Buch über „Mysterium und Mimus im Rigveda" im Vereine mit der später daran sich schließenden Arbeit „Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth" als eine Art Ersatz dessen dienen, was das Alter zu vollenden mich gehindert hat.

Im August des Jahres 1908 reiste ich zum Internationalen Orientalisten-Kongreß nach Kopenhagen, wo ich das eben vollendete Buch „Mysterium und Mimus im Rigveda" vorlegen konnte. Dieser Besuch in Kopenhagen ist mir insbesondere durch die herzliche Aufnahme wertvoll gewesen, die der geniale Sprachforscher Vilhelm Thomsen und seine Gattin mir in ihrem Hause bereiteten. Ihre echte Herzenswärme ließ mich bei ihnen ganz heimisch werden und entschädigten mich für Enttäuschungen in andrer Richtung. Von alten Freunden konnte ich Friedrich Knauer dort wieder begrüßen, ebenso B. de Courtenay, meinen einstigen Dorpater Kollegen.

Im Jahre 1909 verheiratete sich Houston Stewart Chamberlain mit Eva Wagner, der jüngsten Tochter des Meisters, und siedelte nach Bayreuth über. Verlor ich damit einen werten Freund aus Wien, so wurde in jener Zeit ein neuer Freund auf dem Wege des Kampfes gewonnen. Die kunsthistorische Lehrkanzel war durch den Tod Wickhoffs erledigt. Die große Mehrzahl der Kommission, die über die Neubesetzung zu beraten hatte, machte Vorschläge, die den meiner Ansicht nach bedeutendsten Vertreter des Faches in Österreich, der auch die Kunst des Orients berücksichtigte, Josef Strzygowski in Graz, ganz unberücksichtigt ließ. Für diesen trat ich nun ein und erreichte nach langem und hartem Kampfe in der Fakultät tatsächlich seine Wahl. Das gewann mir in ihm einen Freund, aber es trug mir

*) Leipzig, 1908, H. Haessel.

leider eine weit größere Zahl von Feinden ein, deren Unversöhnlichkeit mir das weitere Leben sehr erschwert hat.

In der ersten Sommerferienzeit des Jahres 1909 verbrachte ich einige schöne Tage bei der Familie Strzygowski am Attersee in Oberösterreich. Sie lebte mit der befreundeten Familie des Künstlers und Lithographen Max Jaffé dort, mit dem ich in der Folge mich ebenfalls befreundete.

Dann folgte ich einer Aufforderung der Familie Wagner nach Bayreuth zu den Festspielen im August des Jahres. Ich verdankte diese Einladung natürlich meinem Freunde Chamberlain, der mich mit seiner Frau und deren Familie bekannt machen wollte. Ich war eingeladen, in der Wagnerloge einen Platz einzunehmen, und folgte dieser ehrenvollen Aufforderung mit großer Freude. Außer der Familie Wagner lernte ich auch Chamberlains älteren Bruder, den berühmten Japanologen Basil Hall Chamberlain dort kennen; ebenso Hans v. Wolzogen und noch manche andre Freunde des Wagnerschen Hauses, Künstler, Gelehrte, Aristokraten u. a. m.

Es war das zweitemal in meinem Leben, daß ich die Festspiele in Bayreuth besuchte. Das erstemal war es im August 1888 gewesen, wo ich Parsifal und die Meistersinger dort sah. Damals war ich fast ganz einsam und hätte nie gewagt, im Hause Wagner einen Besuch zu machen. Jetzt war ich der in mancher Beziehung bevorzugte Gast der Familie Wagner selbst.

Nach Wien zurückgekehrt, hatte ich die große Freude, meinen Vetter Burchard v. Schrenck bei mir zu sehen, mit dem ich eine sehr glückliche Zeit des Zusammenseins verlebte. Ihm schloß sich ein noch längerer Besuch seines Bruders Erich an, der vom Herbst 1909 bis in den April 1910 mein Gast war. Er hörte einige Kollegia an der Universität, legte mir auch schöne Aufsätze über Richard Wagner vor, die später im Druck erschienen sind. Er verkehrte mit mir in den Häusern meiner Freunde und Bekannten, außer bei Strzygowski und Sektionschef Gottlieb auch bei Dr. Viktor Junk und meinem Jugendfreunde Adolf Strümpell, der zu meiner großen Freude als Professor der Therapie aus Breslau nach Wien übergesiedelt war. Wiederholt waren wir auch bei der ausgezeichneten baltischen Dichterin Helene v. Engelhardt, die mit ihrem Manne, dem Musiker Louis Pabst, sich vor einiger Zeit in Wien niedergelassen hatte, ohne freilich zu finden, was sie beide suchten, ein neues Feld gedeihlicher Arbeit für Pabst als Musiklehrer.

Das Zusammenleben und der Gedankenaustausch mit Erich Schrenck war mir sehr wertvoll, zumal da meine Interessen sich in wachsendem Maße religionsgeschichtlichen, christlichen und theologischen Fragen zugewandt hatten. Als protestantischer Magister der Theologie konnte er mir viel willkommene Belehrung bieten. Den Höhepunkt dieser inhaltreichen Unterhaltungen brachte uns ein ziemlich unerwarteter Besuch meines Studienfreundes und Landsmanns, des inzwischen zu hoher Stellung emporgestiegenen Kirchenhistorikers Adolf Harnack. Er kam nach Wien, um hier die Festrede bei der Jahresversammlung der Freunde des humanistischen Gymnasiums zu halten. Ich forderte ihn auf, bei mir abzusteigen, und er kam auch wirklich, nicht nur mir, sondern ebenso auch Erich Schrenck zur großen Freude, der in Harnack seinen großen Lehrer verehrte. Harnack sprudelte förmlich von Geist und Leben, so daß die wenigen Tage des Zusammenseins mit ihm eine wirkliche „Glanzzeit der Tage" war, wie der Rigveda sich ausdrückt. Sein Vortrag über die Kirchenväter wußte dieses, den Interessen der Gegenwart anscheinend noch fernliegende Thema so fesselnd zu behandeln, daß die ganze große Hörerschaft sichtlich tief befriedigt war. Dann reiste er weiter nach Rom, wo er beim Fürsten Bülow wohnen sollte. Ende April verließ mich auch Erich Schrenck, um nach Leipzig zu gehen, wo er insbesondere noch Wilhelm Wundts Vorlesungen zu hören gedachte.

Im Mai des Jahres 1910 reiste ich zum zweiten Male nach Rom, und zwar diesmal zum Kongreß der Internationalen Assoziation der Akademien. Wieder war die geplante kritische Ausgabe des Mahâbhârata der Anlaß dazu. Diesmal lernte ich Rom und Umgebung in der Frühlingspracht kennen. Auch Ostia wurde besucht, wo man uns reiche Ausgrabungsschätze zeigte. Ich wohnte mit den Petersburger Kollegen Backlund und Salemon zusammen.

Bald nachdem ich nach Wien zurückgekehrt war, starb nach kurzer schwerer Krankheit die Dichterin Helene v. Engelhardt unter recht tragischen Umständen. Sie war mit ihrem Manne, dem Pianisten Louis Pabst, weit in der Welt herumgezogen. Ihre glücklichste Zeit hatten die beiden vielleicht in Australien verlebt. Ein finanzielles Unglück, das ihnen alles Ersparte raubte, vertrieb sie von dort; seitdem fanden sie aber nie wieder eine dauernde gute Unterkunft. Am besten ging es noch in Moskau, doch die Revolution machte ihnen auch dort das Bleiben unmöglich. Freunde in Livland nahmen sie

bei sich auf; dann trieb es sie weiter. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen an verschiedenen Orten, sich eine Existenz zu gründen, kamen sie nach Wien, als der letzten Station. Aber auch hier gab es nur Enttäuschungen, insbesondere für den Mann, der so gut wie gar keine Schüler fand, obwohl er wirklich wundervoll spielte. Die arme Frau war schon recht leidend und fast blind, als sie nach Wien kamen. Sie fand mit ihrer tüchtigen, charaktervollen, durchaus edlen Art manche Freunde, wurde auch in kleineren Kreisen als Dichterin mit Recht gefeiert; doch die materielle Existenz ward immer schwieriger. Nur die eine große Freude hatte Helene v. Engelhardt in Wien, ihr nordisches Epos „Gunnar von Hlidarendi", an dem sie Jahre lang gearbeitet hatte, endlich in würdiger Weise gedruckt zu sehen. Es war, als habe sie damit ihre Lebensarbeit vollendet und könne nun zur Ruhe gehen. Sie schloß nach schwerem Kampfe die Augen und entfloh einer Welt, die sie so unfreundlich angesehen hatte, — sie, die gewiß ein besseres Los verdient hätte. Ihr jüngerer Bruder, Baron Alexis v. Engelhardt, kam aus München herüber, wo er schriftstellerisch tätig war. Es waren nur wenige teilnehmende Personen, die sich um den Sarg der im fremden Lande verschiedenen baltischen Dichterin versammelten. Nach dem Pfarrer sprach auch ich ein paar Worte zum Gedächtnis der edlen Frau.

Es war der tragische, tief erschütternde Abschluß eines Lebens, das sehr verheißungsvoll, mit großen und berechtigten Hoffnungen begonnen hatte. Helene v. Engelhardt, einem alten baltischen Geschlechte entstammend, zeigte schon früh eine hohe dichterische Begabung. Ihre Jugendgedichte, die sie unter dem Titel „Morgenrot" 1870 in Stuttgart erscheinen ließ, wurden überaus freundlich aufgenommen. Ein Mann wie Friedrich Bodenstedt sagte der jungen Dichterin eine glänzende Zukunft voraus. Und es ist auch unverkennbar, daß schon aus diesen Jugendgedichten ein wirkliches dichterisches Genie zu uns redet, eine Begabung von großer Kraft und von großer Liebenswürdigkeit zugleich. Aus der langen Reihe ihrer späteren Werke will ich nur die „Normannischen Balladen" hervorheben, die 1884 in Stuttgart erschienen und nach meinem Dafürhalten den Höhepunkt ihres Schaffens darstellen. Wüßte man nicht, daß eine Frau diese Balladen gedichtet hat, man würde es kaum erraten, so durchaus männlich ist der Charakter dieser markigen Erzählungen, die sich auf einem Lieblingsgebiete der Dichterin, der nor-

dischen Sagenwelt, bewegen. Auch ihr letztes, in Wien abgeschlossenes Werk, das erwähnte zweibändige Epos „Gunnar von Hlidarendi" gehört ja derselben Welt an. Es wurde von der Kritik sehr freundlich aufgenommen. Überhaupt hat es Helene v. Engelhardt durchs ganze Leben nicht an Verständnis und Anerkennung, ja begeisterter Verehrung gefehlt. Dennoch nahm ihr Leben einen tragischen Verlauf. Die Art ihrer Dichtung, so ausgezeichnet dieselbe auch war, eignete sich nicht zur Begründung einer materiellen Existenz. Ihr Gatte, Louis Pabst, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte, hatte es trotz bedeutender, künstlerischer Begabung und tüchtiger Ausbildung nur zeitweilig zu einer gesicherten Stellung zu bringen vermocht. Seine letzten Lebensjahre stellten in dieser Beziehung ein bedauerliches Herabsinken dar, ohne daß ihn dabei eigentlich eine Schuld traf, ja auch ohne daß man gerechterweise hätte sagen dürfen, daß seine künstlerischen Leistungen nicht mehr auf der Höhe gewesen wären. Es ist eben oft kaum möglich zu sagen, warum einem Künstlerleben der dauernde, das Leben sichernde Erfolg versagt bleibt; warum die Gunst der Welt sich dem Einen zuwendet, den Andern in seinem Werte durchaus nicht erkennen will; oder warum sie einen zeitweilig Begünstigten in der Folge fallen und nicht wieder aufkommen läßt. Künstlerleben mit seiner oft glänzenden Außenseite schlägt nur allzuleicht in Tragik um, und das Unverstandene und Unerklärliche bei den Mißerfolgen erscheint besonders drückend und schwer zu ertragen. Ist Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Unkenntnis der Welt bisweilen mit schuld, so ist es nicht selten auch gerade der Ernst des Strebens, der nicht gefällt. Oft aber bleibt etwas Unbegreifliches übrig, das man als Tatsache hinnehmen, wovor man sich beugen muß, ohne das schmerzliche Gefühl der Ungerechtigkeit los werden zu können. Es gibt nichts, was uns darüber hinweg helfen und vor Verbitterung bewahren könnte, nichts an aufrecht erhaltender Kraft als ein innerer festgegründeter religiöser Glaube. Wenn Helene v. Engelhardt das schwere Los ihrer letzten Lebenszeit mit stets sich gleichbleibender Ruhe und Ergebenheit, ohne jemals zu klagen, still und geduldig, ja oft sogar noch heiter und fröhlich zu tragen vermochte, so war es ohne Zweifel ihr unerschütterlich fester, christlich-gläubiger Standpunkt, ihr Kinderglaube, der ihr die Kraft dazu verlieh.

Helene v. Engelhardt war eine entfernte Cousine meiner seligen Frau gewesen, hatte diese gut gekannt und sich mit ihr verstanden.

Um so lieber wäre es mir gewesen, wenn ich ihr und ihrem Manne in Wien in entscheidender Weise hätte helfen können, und um so schmerzlicher empfand ich es, daß mir dies nicht möglich war. War ihr Lebensabschluß auch von dem meiner Lilly in vieler Beziehung verschieden, so lagen doch auch manche Berührungspunkte und Ähnlichkeiten vor, die mir das vor bald zehn Jahren Durchlebte schmerzlich wiederum in Erinnerung brachten. Waren es doch beide edle baltische Frauen, Dichterinnen von Gottes Gnaden, verwandtem Boden und Stamm entsprossen, von ähnlicher, ausgeprägt idealer Richtung. Beide hatten in edlem Enthusiasmus geschaffen, waren stets begeistert für alles Große, Gute und Edle eingetreten, treu baltisch-patriotisch gesinnt, und in ihrem persönlichen Leben von hingebender Liebe erfüllt, dem Gatten unerschütterlich treu und fest zur Seite stehend, mit Bewußtsein sich opfernd. Die Seelengröße solcher Frauen wird gewiß durch keinerlei männliche Heldentaten überboten. In schweigender Ehrfurcht vor ihnen uns zu beugen, von ihnen zu lernen, scheint mir das Einzige, wodurch wir ihnen halbwegs gerecht werden können.

Im Sommer des Jahres 1910 trat ich mit einer wissenschaftlichen Untersuchung hervor, die in den Sitzungsberichten unsrer Akademie der Wissenschaften erschien und den Titel trug: „Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral". Es war mir deutlich geworden, daß die Wurzeln dieser tiefsinnigen Sage, die im Mittelalter eine so wichtige Rolle spielte und in der Neuzeit durch Richard Wagner in seinem Lohengrin und Parsifal zu einem neuen Leben erweckt worden war, bis in den Naturkult der alten Arier zurückreichten; daß die Sonne, und in noch älterer Zeit der Mond als wunderbares strahlendes Gefäß mit köstlichem Inhalt aufgefaßt wurde, den die Götter und die seligen Abgeschiedenen genossen, zu dem hinzugelangen das denkbar höchste Ziel menschlicher Sehnsucht sein müsse. Ausgegangen ist diese, für Mythus und Sage so überaus fruchtbare, von geheimnisvollem Reize umwobene Vorstellung, wie mir mit der Zeit immer deutlicher wurde, von dem Monde, der in der ältesten uns erreichbaren Zeit arischer Kultur offenbar im Mittelpunkte der kultlichen Verehrung stand. Den Mond besingt noch der Rigveda ganz deutlich als ein Gefäß mit himmlischem Rauschtranke, dem Soma, gefüllt, den die Unsterblichen trinken; ein Gefäß, das, ausgetrunken, immer wieder anschwillt, sich immer wieder von neuem mit strahlendem In-

halte füllt, um dann wieder leer getrunken zu werden. Das Abnehmen, Wachsen und Wiederabnehmen des Mondes in unaufhörlicher Folge hatte offenbar den Anlaß zur Bildung dieser poetischen Vorstellung geboten. Als in späterer Zeit die Verehrung der Sonne sich neben der Verehrung des Mondes immer stärker in den Vordergrund drängte, wurde diese ursprüngliche Gralvorstellung auch auf die Sonne übertragen. Und als dann endlich das Christentum in Europa zur Herrschaft gelangte und die heidnisch-arischen Vorstellungen verschwanden oder christliche Form und Färbung annahmen, trat an die Stelle des alten Mondgefäßes ein andres wunderbares Gefäß, von dem man erzählte, daß Joseph von Arimathia einst in ihm das Blut des Heilands aufgefangen habe, das aus seinen Wunden, vor allem aus der an seiner Seite vom Speer des römischen Kriegsknechts ihm beigebrachten Wunde, herniederfloß. Und auch der Speer, der das heilige Blut fließen machte, ward so zu einem Heiligtume, das neben dem heiligen Gefäße, dem Gral, Verehrung forderte. Doch auch in dem Speer und den von ihm erzählten Sagen barg sich altarisches Sagengut in christlicher Umwandlung, das mit der Donnerwaffe zusammenhing.

Mit raschem und tiefem Verständnis kam mein lieber Kollege, Schüler und Freund Dr. Viktor Junk diesen meinen Gedanken entgegen, förderte und ergänzte sie bald durch eine eigene Untersuchung über „Gralsage und Graldichtung des Mittelalters", die ebenfalls in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften abgedruckt wurde und ebenso, wie auch meine Arbeit, nochmals aufgelegt werden mußte. Unser schon früher sehr freundschaftliches Verhältnis wurde durch diese gemeinsamen Studien, die sich begegnenden und gegenseitig fördernden Ideen naturgemäß noch erheblich vertieft und verstärkt.

Mich führten diese Untersuchungen zu immer weiteren und immer wertvolleren Ausblicken und Erkenntnissen. Die Sage vom Gral und seinen Hütern, von der Gralsburg und ihrem Könige, die Lohengrin- und Parsifalsage, erwiesen sich in ihren Wurzeln als uralt arisches Sagengut, wie ich das für Lohengrin, von einer ganz andern Seite an ihn herankommend, schon damals vermutet hatte, als ich noch in Dorpat meine vergleichend-mythologischen Studien in Angriff nahm, mit Loeschcke verkehrte und meine Arbeit über Aphrodite, Eros und Hephästos schrieb. Dadurch traten nun aber ganz deutlich zwei der wichtigsten Werke Richard Wagners in ein neues Licht, denn sie stellten

sich als allendliche künstlerische Vollendung uraltarischer Sagenstoffe dar; wenn man aber die Einsicht hinzunahm, die ich durch mein Buch „Mysterium und Mimus im Rigveda“ gewonnen hatte und andern zu vermitteln strebte, dann ergab es sich als höchste Wahrscheinlichkeit, daß diese mythischen Stoffe auch schon in der altarischen Zeit den Gegenstand kultlicher Dramen gebildet hatten, die mit Tanz und Gesang oder Rezitation verbunden, wohl als Mysterienspiele bezeichnet werden durften, da sie von den höchst verehrten Gegenständen des Naturkults handelten, von Sonne, Mond, Donnerwaffe, Regenfall, Feuererzeugung, himmlischem Trank u. dgl. m. Unter diesem Gesichtspunkte nun auch die andern Wagnerschen Worttondramen betrachtend, kam ich zu dem überraschenden Ergebnis, daß sie fast alle, vom fliegenden Holländer an bis zum Parsifal, mit alleiniger Ausnahme der ganz andersartigen Meistersinger, sich als letzte künstlerische Vollendung altarischer Sagenstoffe darstellten, die aller Wahrscheinlichkeit nach schon in der Urzeit in der Form von primitiven Mysterien bei den kultlichen Festen zur Aufführung gelangt waren; und zwar in jener uralten Einheit von Tanz, Tonkunst und Dichtung, die Wagner mit dem Blicke des Genies als das Ursprüngliche erkannt und durch eine große Synthese wiederhergestellt hatte.

Aus diesen Studien wuchs zunächst eine Vorlesung heraus, die ich als sogenanntes Publikum im Winter des Jahres 1910/11 abhielt, vor einer so treuen, aufmerksamen, von Anfang bis Ende gespannt aufhorchenden Zuhörerschaft, wie ich sie sonst kaum jemals vor mir gehabt habe. Und aus dieser Vorlesung wurde ein Buch, das unter dem Titel „Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth“ im Jahre 1911*) erschien.

Der 8. April des Jahres 1911 war für die protestantische Kirche Österreichs ein Gedenktag von hoher Bedeutung. Vor fünfzig Jahren war das Protestantenpatent erlassen worden, durch das die evangelische Kirche Österreichs die volle Gleichberechtigung neben der katholischen erhielt, nachdem ihr etwa achtzig Jahre früher unter Josef II. schon die Duldung gewährt worden war. Der 1911 noch lebende Kaiser Franz Josef I. hatte das Befreiungswerk vollendet und sein ebenfalls noch lebender, edler und liebenswürdiger Vetter, der ehrwürdige Erzherzog Rainer, Kurator unsrer Akademie der Wissenschaften, hatte

*) München, J. F. Lehmann.

damals als Ministerpräsident am Zustandekommen desselben mitgewirkt. Es war natürlich, daß die protestantische Kirche ganz Österreichs diesen Festtag festlich beging und daß er vor allem in der Hauptstadt Wien gefeiert wurde. An mich erging von seiten des Presbyteriums unsrer Evangelischen Gemeinde die Aufforderung, in meiner Eigenschaft als Presbyter bei dieser Feier die Festrede zu halten. Nach einigem Zögern sagte ich zu und machte mich an die Arbeit.

Die Feier fand am Abend des 8. April 1911 in der Gumpendorfer Kirche statt, der größten evangelischen Kirche Wiens. Man kann sich denken, daß bei solchem Anlaß auch diese Kirche bis auf das letzte Plätzchen gefüllt war. Ein Posaunenquartett des Hofopernorchesters und ein Danklied der vereinigten evangelischen Gesangvereine Wiens eröffnete die Feier. Der Kurator der Gemeinde, Dr. Theodor Reisch, begrüßte die Versammlung mit herzlichen Worten. Dann hielt ich vom Altar aus meine Festrede. Als Antwort auf diese erklang, von der ganzen Versammlung in mächtigem Chore stehend gesungen, das alte Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott", begleitet von Orgel und Posaunen. Am folgenden Tage fanden in allen evangelischen Kirchen und Bethäusern Wiens Festgottesdienste statt. Eine Medaille mit dem wohlgetroffenen Bilde Kaiser Franz Josefs I. war zum Andenken des Tages geschlagen worden*).

Im Sommer des Jahres 1911 reiste ich zu den Festspielen nach Bayreuth. Hier sah ich nach langen Jahren, ganz unerwartet, meinen alten Dorpater Universitätskameraden, den Baron Edmund v. Heyking wieder, der seine diplomatische Laufbahn inzwischen schon beendigt hatte. Auch lernte ich bei dieser Gelegenheit seine als Schriftstellerin berühmte Frau Elisabeth geb. Gräfin Flemming kennen, eine Enkelin der Bettina von Arnim, die vor allem durch ihren ersten, vielgelesenen Roman „Briefe, die ihn nicht erreichten" in der ganzen Welt bekannt geworden ist. Heyking hatte meinen Namen in der Fremdenliste gelesen und machte mir daraufhin seinen Besuch. Er und seine Frau empfingen mich dann mit großer Freundlichkeit, und es entwickelte sich daraus eine Beziehung, die mir noch sehr lieb und wert werden sollte.

*) Das Gedächtnis an diese Feier ist festgehalten durch eine von dem Presbyterium der Evangel. Gemeinde A. B. herausgegebene Festschrift: „Die Fünfzigjahrfeier der Erlassung des Protestantenpatentes vom 8. April 1871 in den evangelischen Gemeinden Augsburger und Helvetischen Bekenntnisses in Wien am 8. und 9. April 1911." Wien, 1911.

Ein andrer Besucher Bayreuths, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, war der Maler und Diplomat Paul Shukowsky, der Freund Wagners und der Schöpfer der Dekorationen zum Parsifal. Er war der Sohn des russischen Dichters Shukowsky, der einige Zeit lang auch in Dorpat gelebt und dort ein schönes Andenken an sich hinterlassen hatte. Das Weltziensche Haus in der Carlowastraße, in dem ich seinerzeit lebte, als ich bei Vietinghoffs Mentor der Söhne war, gehörte mit zu den durch Shukowsky-Erinnerungen geheiligten Stätten Dorpats. Als alternder Mann hatte Shukowsky die Tochter eines seiner liebsten Freunde, Elisabeth v. Reutern, geheiratet, und aus dieser Ehe stammte außer einer Tochter auch Paul Shukowsky, der mithin seinem Blute nach ein halber Livländer war und durch Reuterns eine weit ausgebreitete Verwandtschaft im baltischen Adel besaß. Doch war er nur vorübergehend in Livland gewesen. Ein schöner und sehr einnehmender Mann von einem ausgeprägt vornehmen Wesen, kam er auch mir sehr liebenswürdig entgegen und freute sich der Verehrung, die ich seinem Vater gegenüber empfand.

Eine interessante Bekanntschaft dieses Bayreuther Aufenthaltes war auch die Engländerin Miß Jessi Weston, eine ebenso gelehrte wie geistreiche Dame, die ein scharfsinniges und gründliches Buch aus dem Gebiete der Gralsage herausgegeben hatte: The Legend of Sir Perceval*). Ich hatte das zweibändige Werk erst nach der Herausgabe meiner Arbeit über die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral kennen gelernt, konnte es aber dann in einem Aufsatze verwerten, den ich für die Bayreuther Blätter schrieb unter dem Titel „Der arische Naturkult als Grundlage der Sage vom heiligen Gral". Der Aufsatz erschien 1911 als eine Art Ergänzung zu meinem Buche über die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth. Jessi Weston war eine regelmäßige Besucherin der Festspiele von Bayreuth. Ich sah sie öfters während dieses Aufenthaltes. Sie interessierte sich auch für meine Arbeiten, doch kam es nicht zu voller Übereinstimmung in unsern Ansichten. Für mich war sie zu sehr ausgeprägt die gelehrte Romanistin, die Philologennatur.

Von Bayreuth reiste ich nach Südtirol, wo ich einige Zeit auf Burg Persen zubrachte, einer herrlich gelegenen, großen alten Burg, die, von deutschen Patrioten angekauft, dazu bestimmt war, ein Voll-

*) London, 1906 und 1909.

werk des Deutschtums in Südtirol zu werden. Von dort heimkehrend, machte ich zunächst in Raudegg Station, wo sich mein Freund und Kollege, der Mediziner Viktor v. Ebner und seine liebenswürdige Gemahlin ein hübsches und behagliches Wohnhaus erbaut hatten. Hier genoß ich in freundschaftlichem Beisammensein schöne Herbsttage, um dann nach Innsbruck weiter zu fahren. Es war das erstemal, daß ich Innsbruck wiedersah, seitdem ich es im April 1899 verlassen hatte. Der Tag war schön und sonnig-warm, aber mein Herz war voll Weh in der Erinnerung an die fünf stillen, überaus glücklichen Jahre, die ich hier zugebracht hatte. Von Innsbruck reiste ich durch malerische Gegenden mitten in oberösterreichisches, dichtbewaldetes Bergland hinein, nach Hinterstoder, wo die Familie Strzygowski in einem schönen Jagdschloß der Gräfin Kokulinski Unterkunft gefunden hatte. Hier gab es ein gemütliches Zusammensein in ländlicher Stille, gemeinsame Lektüre, Spaziergänge im Walde und Bäder im Gebirgsbach. Ich las unter anderem auch Wagners Parsifal vor und freute mich daran, wie mächtig auch die Kinder schon davon ergriffen wurden.

In Wien überraschte mich Emmy Unterberger geb. Erdmann durch ihren Besuch mit drei stattlichen erwachsenen Töchtern. Wir hatten in unsrer Jugend viel zusammen erlebt und die Erinnerung an jene vergangenen Zeiten in Dorpat und Walguta war ein starkes Band zwischen uns beiden. Sie war eine echte, treue Livländerin, so hoch sie auch in der russischen Welt durch ihren trefflichen Mann emporgestiegen war, der es bis zum Generalgouverneur von Ostsibirien gebracht hatte. Seine Familie hatte einst zu jenen protestantischen Salzburgern gehört, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihres Glaubens wegen die Heimat verlassen mußten. Sie waren nach Preußen und von dort nach Rußland gelangt. Ihre kernhafte Tüchtigkeit hatte sich auch hier vollste Anerkennung und höchste Achtung zu erringen vermocht. Am meisten von allen aber hatte ohne Zweifel Emmy Unterbergers Gatte, der General Paul Unterberger, erreicht, der lange Zeit Chef der Ingenieure von Westsibirien, dann Gouverneur von Nishni-Nowgorod und endlich General-Gouverneur geworden war und diese Stellung jahrelang sehr erfolgreich verwaltete. Die Vornehmheit und der Glanz ihrer Stellung hatten Emmy Unterberger niemals geblendet oder in ihrem Wesen irgendwie verändert. Sie war ihrem ausgezeichneten, charaktervollen Manne eine treue Gattin,

schenkte ihm prächtige Kinder, die sie im besten Geiste erzog, und blieb in ihrem ganzen, echt deutschen Wesen einfach und natürlich, wie sie es immer gewesen war. Der wiederholte Gedankenaustausch mit der hochbegabten Frau und Jugendfreundin, die ich nach langen Jahren wiedersah, bereitete mir große Freude. Sie kamen aus dem Salzburgischen, wo Paul Unterberger aus echter Pietät sich bemüht hatte, die Stätten kennen zu lernen, von denen seine Familie vor zwei Jahrhunderten ausgegangen war. Er war jedoch einer andern Reise wegen nicht mit nach Wien gekommen. In den Töchtern, die der Mutter liebevoll zur Seite standen, konnte ich das tüchtige charaktervolle Wesen des Vaters deutlich wiedererkennen.

Mein Geburtstag war nach Lillys Heimgang ein sehr stiller und ernster Tag für mich geworden. In diesem Jahre aber trug er einen andern Charakter. Am 12. Dezember 1911 wurde ich 60 Jahre alt, und zu diesem Tage hatten Freunde und Schüler von nah und fern sich zusammengetan, mir durch Glückwünsche und Geschenke, Überraschungen und Ehrungen aller Art ihre Liebe zu beweisen, so daß ich davon fast überwältigt wurde. Unausgesetzt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein strömten Menschen, Bücher, Telegramme, Blumen, Sendungen aller Art in mein stilles Haus. Der Geburtstagstisch, mit dem meine treue Haushälterin Rosa mich dieses Mal überraschte, war besonders reich ausgestattet. Nach einiger Zeit erschienen Kollegen, Freunde und Schüler. Eine kleine häusliche Feier begann. Ebner und Strzygowski sprachen im Namen der hiesigen Freunde und Kollegen, Prof. M. Winternitz aus Prag im Namen der auswärtigen, Dr. Bernhard Geiger im Namen der Schüler. Es wurde mir eine künstlerisch schön ausgeführte Adresse überreicht, deren warmherzigen Text mein lieber Freund Dr. Viktor Junk verfaßt, während sein Bruder Rudolf Junk, einst auch mein Zuhörer, die Arbeit des Künstlers daran geleistet hatte. Ergänzt wurde diese schöne, mich tiefrührende Gabe durch ein Bild, das Wilhelm Fischinger in Aquarell ausgeführt hatte und das jenes Stück des alten Dorpat darstellte, in dessen Bereich sich die ersten zwanzig Jahre meines Lebens in der Hauptsache abgespielt hatten: das alte Haus bei der Johanniskirche, wo ich geboren wurde, und das schräg gegenüberliegende, einstmals Huenesche Haus, wo wir von meinem zehnten bis zu meinem zwanzigsten Jahre lebten. Freunde und Schüler in der alten baltischen Heimat hatten sich zu einer schönen literarischen Gabe zusammengetan.

Es war ein reichhaltiges Heft des von meinem einstigen Dorpater Schüler Alexander Eggers geleiteten „Pädagogischen Anzeigers für Rußland", das mir gewidmet war und an der Spitze einen mich behandelnden Aufsatz von Carl Friedrich Glasenapp brachte. Weiter enthielt es Beiträge von Bernhard Masing, J. B. de Courtenaye, Richard Hausmann, Georg Rathlef, Erich v. Schrenck, Emil Thomson, Karl Arnold, G. v. Sabler, Otto Maß, Direktor Mag. Arthur Brock, Wolfgang Schlüter, Direktor R. Tantzscher, L. Goertz u. a. Das war mir ein mich tief bewegender Gruß aus der alten Heimat und zugleich aus der vergangenen Zeit, die trotz manchem Schweren doch auch viel Schönes in sich trug.

Im Jahre 1912 gelangte eine Arbeit von mir zur Veröffentlichung, die schon zwei Jahrzehnte vorher in Dorpat ihre erste Fassung erhalten hatte und in der Folge vielfach wieder und wieder umgestaltet worden war. Es war meine deutsche Übersetzung der Bhagavadgîtâ im Versmaße des Originals. Mein Streben war gewesen, dies philosophische Gedicht der Inder möglichst treu nach Inhalt und Form, jedoch soweit frei und flüssig im Ausdruck darzubieten, daß der poetische Reiz der wundervollen Dichtung auch in der deutschen Übertragung zur Geltung kam und den Leser ebenso erfaßte, wie noch jetzt jeder Leser des Originals von dem darin waltenden Zauber gefangen genommen wird. Oft las ich den Text mit meinen Studenten und besserte immer wieder an der Übersetzung, kam wohl auch an manchem Punkte zu dem Schlusse, daß eine ganz vollwertige Entsprechung im Deutschen sich nicht finden lasse. Endlich schien es mir genug zu sein mit dieser Kleinarbeit. Ich verfaßte noch eine allgemein einführende Einleitung und gab die Arbeit in Druck*).

Auch in diesem Jahre, 1912, hatten Wagners mich eingeladen, zu den Proben der Festspiele nach Bayreuth zu kommen. Auf der Reise dorthin traf ich in Nürnberg mit meiner Stieftochter Seni zusammen und nahm sie mit mir und führte sie auch im Wagnerschen Hause ein. Wir machten unter anderem einen Empfangsabend bei Wagners mit, wo wir auch den Prinzen Max von Baden und Heykings antrafen. Prinz Max war sehr freundlich gegen mich und erzählte mir unter anderem, er habe sich schon seit Jahren darum bemüht, ein Exemplar meines Buches über „Indiens Literatur und

*) Bhagavadgîtâ, des Erhabenen Sang, Jena, 1912, Eugen Diederichs; Bd. II der von Walter Otto herausgegebenen Religiösen Stimmen der Völker.

Kultur" im Buchhandel aufzutreiben, es sei ihm aber leider nicht gelungen. Ein überraschendes, ganz unerwartetes Wiedersehen feierte ich hier mit meinem Freunde Eugen Volborth, dem talentvollen Komponisten, der in seiner diplomatischen Laufbahn nicht zur rechten Befriedigung gekommen war und nun wieder seinem Genius die Zügel schießen ließ, um vielleicht noch ein schöneres Ziel zu erfliegen. Er war mit seiner klugen und liebenswürdigen Frau Vilma geb. Thal aus Baden-Baden, wo sie eine schöne Besitzung hatten, nach Bayreuth gekommen. Wir sahen uns öfters, und ich mußte ihnen einen Besuch in Baden-Baden versprechen.

Die interessanteste Stunde meines diesmaligen Bayreuther Aufenthaltes war ohne Frage ein Besuch bei Frau Cosima Wagner, die den Wunsch ausgesprochen hatte, mich zu sehen. An den Gesellschaften des Hauses nahm sie schon lange nicht mehr teil; sie empfing nur Bevorzugte unter vier Augen. Es war ein schöner, warmer Sommertag, an dem ich, von Chamberlain eingeführt, bei Frau Cosima erschien. Sie empfing mich im Garten neben ihrem Hause, auf einem bequemen Stuhle vor einem Tische sitzend. Ich mußte mich ihr gegenübersetzen, und nun begann eine Unterhaltung, die mir immer unvergeßlich bleiben wird. Frau Wagner begrüßte mich so herzlich und unterhielt sich so lebhaft und ungezwungen mit mir, daß ich alsbald ganz gefangen war und im Bann ihrer Persönlichkeit blieb, obwohl oder vielmehr gerade weil sie das Gespräch in der Art führte, daß ich mich vollkommen frei dabei fühlte und mich ohne jede Scheu mit meinem ganzen Wesen so gab und geben konnte, wie ich war. Frau Cosimas leuchtende große Augen ruhten beständig wohlwollend auf mir und bisweilen glaubte ich Tränen in ihnen schimmern zu sehen. Sie sprach sehr lebhaft und zugleich sehr herzlich. Die oft gerühmte Genialität dieser edlen Frau offenbarte sich mir in ihrer echt weiblichen Größe, die ich am besten als Genialität des Verstehens glaube kennzeichnen zu dürfen. Die Empfindung, in allem, was man sagt und tut, sogleich liebevoll verstanden zu werden, hat etwas überaus Beglückendes. Was diese Frau durch ihr außerordentliches Leben und Wesen gewirkt hat, ist mir erst durch dieses Gespräch vollkommen deutlich geworden. Es war die große, echt weibliche Genialität des Verstehens, durch die sie Wagner beglückt und gestärkt, ihn und sein Werk zur Vollendung und zum endgültigen Siege geführt hat.

## Siebzehntes Kapitel.

# Vom Rufen Gottes.

In meiner Stellung zum Christentume stimmte ich wohl mit den meisten meiner Dorpater Freunde nicht überein. Fast alle sahen sie das Christentum für einen überwundenen Standpunkt an, wie auch ich in meinen jungen Jahren als Student und noch längere Zeit hernach es angesehen hatte. Aber inzwischen war in mir eine tiefgreifende Wandlung vorgegangen, die in einer bestimmten Zuwendung zur Religion und besonders zur christlichen Welt- und Lebensauffassung bestand.

Als ich den König Sundara in Tübingen schrieb, stand ich dem noch ganz ferne, war eher Buddhist als Christ zu nennen, doch die schweren Erschütterungen, die die Zeit meiner Verlobung und ihre Auflösung mit sich brachten, ließen diese scheinbar so feste, dem Christentum abgeneigte Stellung ins Wanken geraten. Ich hatte in dem Wahne gelebt, auf der Höhe der modernen Kultur zu stehen, die mit christlichem Glauben unvereinbar schien. Die Weltanschauung unserer Klassiker, unsrer Philosophen, unsrer großen Männer der Wissenschaft erschien mir der christlich-gläubigen überlegen, ja einzig mit vorgeschrittenem Denken vereinbar. Aber ich mußte es erleben, daß diese Art, Welt und Leben anzuschauen, mir immer mehr und mehr innerlich hohl und unbefriedigend zu erscheinen begann. Die Wissenschaft hatte ihren Nimbus für mich verloren und ein qualvolles Gefühl der inneren Leere und Haltlosigkeit fing an mich zu beherrschen.

Ich fühlte es zuerst unklar, dann mit immer größerer Deutlichkeit, daß mir jene feste Grundlage für Leben und Sterben mangelte, die ich bei den christlich Gläubigen antraf, die auch den bescheidensten Geistern dieser Richtung nicht fehlte und sie augenscheinlich innerlich fest und glücklich machte. Die intellektuellen Hindernisse, die einer einfachen Erfassung des Christenglaubens im Wege standen, waren zwar groß, fast unüberwindbar, aber mein Herz sehnte sich nach solchem, einen festen Halt im Leben und Sterben gewährenden Glauben. Ich suchte ihn im Gebet, in der kirchlichen Gemeinschaft, im Lesen der Bibel und unsrer herrlichen Kirchenlieder. Es war eine immer stärker sich geltend machende, immer bestimmter hervortretende Umwandlung meines ganzen inneren Lebens.

Ende der dreißiger Jahre meines Lebens war ich so weit, daß ich Christ sein wollte um jeden Preis, ohne noch imstande zu sein, diese Stellung jedem Angriffe gegenüber zu begründen und zu verteidigen. Aber die Sehnsucht meines Herzens zeigte mir diesen Weg, ließ ihn mich als den einzig richtigen erkennen, der mich zum innern Frieden und jener Ruhe der Seele hinführen konnte, nach der ich verlangte. Alles andere mußte dagegen in den Hintergrund treten und mochte späterer Aufklärung vorbehalten bleiben, sie ist dann auch in der Tat nicht ausgeblieben. Es war ein wirklicher innerer Umstoß, den ich nie zu bereuen Ursache gehabt habe. Jetzt erst wurde ich in wachsendem Maße ein innerlich ruhiger, freudiger, in sich gefestigter Mensch.

Ich habe diese innere Umwandlung auf der Jahresversammlung der christlichen deutschen Studenten, sowie ihrer Führer und Freunde in Wernigerode (1912) zu schildern gesucht als das „Rufen Gottes", dem ich nicht zu widerstehen vermochte*). Dieser Vortrag hat mir viel Freunde gewonnen, und ich darf die Tage von Wernigerode, die mir dauernd wertvoll geblieben sind, als meinen Eintritt in die christlichen Kreise Deutschlands bezeichnen.

---

Wie die Apostel Zeugnis von ihrem Leben und von der alles überwältigenden Lebensmacht gegeben haben, die in dasselbe hineingetreten war, um es fortan alleinbeherrschend zu regieren, so sollen und müssen auch wir alle Zeugnis geben von unserem Leben und von jener großen Lebensmacht, die an uns und in uns auch heute noch alles neu macht — Zeugnis geben von dem, der von Sich sagen durfte: Ich bin das Brot des Lebens (Joh. 6, 35—48) und: Wer an Mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen (Joh. 7, 38).

Unsere Zeit ist anders als das apostolische Zeitalter; sie hat andere, neue Aufgaben. Aber darin vergleicht sie sich ihm, daß dieselbe große Lebensmacht, die sich damals der Menschheit offenbarte, aufs neue in gewaltiger Welle sich erhebt und über alle feindlichen

*) Das Rufen Gottes, 3. Aufl. 1917 im Furche-Verlag, Berlin. Wir geben oben unter dem Strich dieses wertvolle Selbstbekenntnis zur Ergänzung der voranstehenden Mitteilungen auszugsweise wieder. Anm. d. Herausg.

Gewalten hinwegfluten will. Feinde ringsum — so war es damals, so ist es auch heute. Doch heute so wenig wie damals ein Grund zum Verzagen!

Es ist eine gut evangelische Welt, in der ich geboren und aufgewachsen bin, das alte Dorpat im Baltenlande, dieser ältesten und treuesten deutschen Kolonie, die neben so vielen anderen in den Wirren der Gegenreformationszeit dem Deutschen Reiche verlorenging. Das war wohl auch schon ein Rufen Gottes, wenn die Glocken der lichtfreudigen, kleinen Universitätskirche oder der alten Johanniskirche zum Gottesdienste luden, oder wenn die Mutter am Weihnachtsabend unter dem brennenden Lichterbaum das Lied anstimmte: „Vom Himmel hoch da komm ich her", oder wenn Missionar Hugo Hahn von seinen Erlebnissen in Südafrika erzählte. Wir hatten treffliche Lehrer des Christentums an der Universität. Ich nenne nur Moritz v. Engelhardt, Alexander v. Oettingen, Volck, Theodosius Harnack, welch letzterer mein Lehrer schon auf dem Gymnasium war. Die theologische Fakultät und die Geistlichkeit des Landes waren fast ausnahmslos streng orthodox, konservativ nach der alten Art. Doch man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß darum in Dorpat und Livland geistige Enge geherrscht hätte. Im Gegenteil! Es war ein wahrhaft hochstehendes geistiges Leben, das dort gepflegt wurde, — vielseitig, reich anregend in ernstem Studium wie im gesellschaftlichen Umgang. Die Wissenschaft blühte, nicht am wenigsten die Naturwissenschaft. Ich brauche nur Männer zu nennen wie Karl Ernst v. Baer und Alexander Graf Keyserling, die damals noch durch die Straßen Dorpats schritten.

Indes, den Kinderglauben hatte ich als Jüngling verloren, gleich der Mehrzahl meiner Altersgenossen. Dem Glauben, wie er uns gepredigt wurde, schienen unüberwindliche intellektuelle Hindernisse im Wege zu stehen. Und was man nicht glauben kann, das glaubt man eben nicht! Dies Wort eines Altersgenossen machte mir Eindruck. In meiner Studentenzeit und noch lange darüber hinaus hielt ich das Christentum für einen endgültig überwundenen Standpunkt, unvereinbar mit den Ergebnissen unseres wissenschaftlichen Denkens. Ebenso die meisten meiner Freunde. Doch was hatten wir nun? Der große Dichter sagt so stolz: „Wer da hat Wissenschaft und Kunst, der *hat* Religion!" Dies Wort hat sich mir als ein durchaus trügerisches erwiesen. Wir hatten Wissenschaft, wir hatten wohl auch Kunst,

aber wir hatten darum noch lange keine Religion! Sehr natürlich. Wissenschaft und Kunst bewegen sich durchaus in der Welt der Erscheinung. Gerade soweit sie echt und wahr sind, gilt das unbedingt. Das Wesen der Religion aber besteht gerade darin, daß sie über diese Welt der Erscheinung hinaus in Regionen hineinstrebt, die jenseits des Bereiches aller sinnlichen Erfahrung liegen, — zu dem Urgrund alles Seins hin, dem Urquell des Lebens, dem Ewigen.

Mich überläuft ein Gefühl des Grausens, wenn ich jener Zeit gedenke, wo auch ich die Religion für etwas Abgetanes ansah, in Wissenschaft und Kunst den Ersatz dafür suchte. Es geht eine Weile, und denjenigen, der in ehrlichem Suchen durch ernste, intellektuelle Hindernisse zu dem negativen Standpunkt gekommen, stärkt nicht wenig das Bewußtsein der inneren Wahrhaftigkeit. Aber es ist mir unmöglich, das Gefühl der inneren Verödung, der Verzweiflung zu schildern, das trotz alledem im Laufe der Jahre fort und fort wuchs und mich ganz zu beherrschen drohte, mir das Leben wertlos und zwecklos erscheinen ließ. Was konnte ich denn im besten Falle mit all meiner wissenschaftlichen Arbeit erreichen? so gut wie nichts! Ja, vielleicht weniger als nichts, etwas noch Schlimmeres: die Vortäuschung von etwas Hohem und Herrlichem, wo im Hintergrunde doch *nichts* stand, *nichts* als ein armes, verdurstendes Menschenherz, das nach etwas Höherem, Besserem schrie, wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser.

In solcher Zeit war die Liebe der Menschen naturgemäß noch mein bester Trost, Liebe und Verständnis. Aber es kommen Zeiten, wo auch die Menschen versagen; wo die nächsten, liebsten Menschen uns nicht genug tun können. Wo das Verständnis mangelt, die Liebe vielleicht gerade dort versagt wird, wo wir sie am heißesten wünschten. Wo wir einen Halt brauchen außer und über den Menschen, ein höheres Verständnis, eine tiefere, eine nie versagende Liebe. Was kann uns da auch alle Wissenschaft nützen? Sie kann in uns nur das Gefühl der inneren Öde bis zur äußersten Qual steigern. Und in der Tat, auch das ist in gewisser Weise eine Hilfe. Denn die *innere* Not muß erst da sein, muß bis zum Gipfel gestiegen sein, damit die *rechte* Hilfe kommen kann.

Das wird wohl ein Rufen Gottes gewesen sein, das mich in solcher Not niederzwang auf die Knie, im stillen Kämmerlein zu beten, zu flehen, das Ohr des Vaters zu suchen, — in einer Zeit,

da ich es selbst noch fast für unmöglich hielt, an einen ewigen, erbarmenden Vater zu glauben, das mich zwang, nach dem alten Gesangbuch, der alten Bibel zu greifen, noch bevor ich glauben konnte, daß mir wirklich hier der volle Herzenstrost geschenkt werden möchte, das mich drängte, in der Kirche die Gemeinschaft des Gebetes, des frommen Liedersanges, der Predigt zu suchen, — zu einer Zeit, da ein inneres Schamgefühl mich oftmals fragen ließ: Darfst du denn auch als ein Ungläubiger dich unter die Gläubigen setzen?

Mag man es für Selbsttäuschung halten, hierin ein Rufen Gottes zu sehen, aber hörten wir nicht den Heiland rufen, vernehmlich noch durch die Jahrtausende: Kommt her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken (Matth. 11, 28), und: Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen! (Joh. 6, 37). Ja, Er antwortet noch heute unserem Bitten und Flehen, Er öffnet die Tür zum Vaterhause und ruft den verlorenen Sohn zu sich ans Vaterherz.

So hat Er auch mich erhört und gerettet aus all meinem Elend heraus, hat mich Seine erbarmende Liebe schmecken und fühlen lassen. Und wie Er denn weiter Segen um Segen schenkt über Bitten und Verstehen, so hat Er auch mich reich begnadet, hat mir ein edles, reines Weib geschenkt, das in treuer Liebe und tiefem Verständnis ganz mir angehörte und mir eine Lebensstütze war, so unvergleichlich schön und wertvoll, daß ich nur mit tiefster Rührung dessen gedenken kann. Und manches Wort aus ihrem Munde, der allzu früh mir Entrissenen, der treuen Jüngerin ihres Herrn, tönt mir heute noch ins Ohr, mich dünkt, als ein Rufen Gottes. Denn so innig sie sich freuen konnte an jeder Blume, jedem Sonnenstrahl, jedem Frühlingshauch, der uns hier geschenkt ward, immer doch wies sie hinaus über diese Welt der Erscheinung in die Welt des ewigen Lichts.

Freilich, des Kummers und der Sorgen gab es genug, gab es nur allzuviel während der Zeit unseres zehnjährigen Ehestandes. Aber dennoch ist endlich alles in Segen gewandelt. Wie eine Erfüllung des Wortes, das die Entschlafene so oft aussprach: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Und noch ein anderes Wort hat uns öfters getröstet, das Wort eines englischen Predigers, von dem wir gehört. Er sprach von den Verlorenen. Was heißt das: verloren! lost, that means, not yet found! Verloren, das heißt: noch nicht gefunden! Ein herrliches Wort. Es hat sich auch an uns bewährt.

Nicht intellektuelle Erleuchtungen waren es also, die mich zum Christentum zurückführten. Die große Umkehr vollzog sich im Herzen drinnen. Im Herzen rief mich Gott und zog mich zu Sich. Der Verstand mochte sagen, was er wollte — meine innere Not war zu groß, das Gefühl der trostlosen Verödung, Verarmung — ich konnte nicht anders, ich mußte Gott suchen, im Gebet und inbrünstigen Flehen. Wie ein Kind, wie ein ganz einfältiger Mensch, so wollte ich beten. Und es war nicht vergebens. War es am Anfang etwas gewaltsam geschehen, unter inneren Qualen und Widersprüchen, — nach und nach wurde es mir immer natürlicher, immer selbstverständlicher, und ich fühlte einen stillen Frieden, ein Gefühl innerer Ruhe, Zuversicht, ja Seligkeit über mich kommen, das mir unendlich mehr bedeutete als alle Gelehrsamkeit auf meinen Bücherregalen. Ich lernte die Wahrheit des Psalmwortes begreifen: Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde (Psalm 73, 25), die Wahrheit auch jenes anderen Wortes, daß Christum liebhaben viel besser ist als alles Wissen (Ephes. 3, 19). Und ich fühlte es wie ein Gnadengeschenk über mich kommen, wie das Herz fest und immer fester wurde in dem Entschluß, dies tiefe innere Glück, diesen herrlichen Schatz sich nimmermehr entreißen zu lassen. Ja, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade (Ebr. 13, 9). Auch dieses Wort lernte ich langsam, allmählich, endlich mit jubelnder Freude und Dankbarkeit begreifen.

Und weiter ich hörte Jesum sprechen: „Meine Lehre ist nicht Mein, sondern des, der Mich gesandt hat. So jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei" (Joh. 7, 16. 17). Das war ein Aufruf zu einem großen Versuch der Neugestaltung des Lebens. Ich versuchte es, den Willen Gottes zu tun, wie Christus ihn uns verkündet, ihn uns vorgelebt, selbstverständlich wie alle Menschen, immer wieder strauchelnd, fehlend, irrend, aber doch immer wieder die gleiche Richtlinie des Lebens suchend. Und immer leuchtender ward mir die Gewißheit: Dies ist der rechte Weg, der zum Heile führt! So soll mich denn auch nichts mehr davon abbringen. Es gibt keine höhere Lebensweisheit als diesen Ruf des Heilandes: Tue so, wie Ich dich lehre zu tun, dann wirst du erkennen, ob diese Lehre von Gott sei. Durchs Handeln — zum Erkennen Gottes. Erst Umkehr des Willens, — dann Erleuchtung. Es ist die via regia, der königliche Weg zur Erkenntnis, den Er selbst

uns gewiesen, der von Sich sagen durfte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Waren sonach die erwähnten intellektuellen Schwierigkeiten zunächst für mich in den Hintergrund getreten, weil die stetig wachsende und sich festigende religiöse Überzeugung die überragende Bedeutung, den unvergleichlichen Wert des Glaubens mir unzweifelhaft machte, so gab es doch noch lange Zeit für mich Widersprüche, die ich nicht lösen konnte, Schwierigkeiten und Hindernisse des Glaubens, deren Ernst insbesondere im Gespräch mit Andersdenkenden auch mir immer wieder zum Bewußtsein gebracht wurde, Widersprüche, Schwierigkeiten, Hindernisse, die zwar nicht imstande waren, den Kern meiner religiösen Überzeugung zu erschüttern, die mir zum wichtigsten Lebensinhalt geworden war; die aber doch immerhin noch vielfach zu ringen gaben, wenn jede doppelte Buchführung ausgeschlossen und eine ganz einheitliche Weltanschauung gewonnen werden sollte. Wie ich endlich zu einer solchen gelangte, das will ich kurz anzudeuten suchen. Zumal ich nicht daran zweifeln kann, daß wir nur auf diesem Wege jene unzweifelhaft mächtigen, intellektuellen Hindernisse des Glaubens siegreich überwinden können. Das Beste, seinen beseligenden Inhalt, gibt uns ja freilich der Glaube selbst, ganz unmittelbar, ohne daß er den Weg durch den Intellekt nötig hätte. Aber es ist ein unabweisbares und durchaus berechtigtes Streben, unseren Glauben auch mit unserem Denken in Einklang zu bringen.

Es war eine mächtige Wandlung, die die Menschheit erlebte, als sie von der ptolemäischen Weltanschauung zur kopernikanischen fortschritt, die die Grundlage der modernen Wissenschaft bildet. Nicht ohne Grund sträubte sich die alte Kirche instinktiv, wenn auch vergeblich, gegen diesen Fortschritt. Der alte Himmel, wie man ihn sich früher gedacht, mußte verschwinden — der Himmel über der Erde, droben, wo Gott-Vater thronte, wohin der Sohn auffuhr, von wo Er wiederkommen sollte in den Wolken des Himmels. Diese alten Vorstellungen waren nur noch als Bilder haltbar; denn es gab ja tatsächlich kein Oben und Unten mehr im unendlichen Raum, der nach allen Seiten sich erstreckte. Die alte, mit räumlichen Vorstellungen festverbundene Gottesvorstellung mußte sich wandeln. Der Fortschritt der Wissenschaft schien aber auch die Unsterblichkeit der Seele, diese innigste Hoffnung des Menschenherzens, und die Freiheit des Willens, diese Grundlage aller Moral, unmöglich zu machen.

Hat die menschliche Seele einen Anfang in der Zeit, so hat sie auch ein Ende in der Zeit. Und das wissenschaftliche Denken konnte nicht daran zweifeln, daß die gesamte Welt der Erscheinung von einem strengen Kausalnexus beherrscht wird.

„Materialismus, Nihilismus, Determinismus sind somit die unabweisbaren Resultate der empirischen Weltanschauung. Wenn sich das religiöse Bewußtsein gegen sie mit aller Gewalt sträubt und in aller Zukunft sträuben wird, so geschieht dies aus dem dunklen Gefühl heraus, daß die zum vollen Materialismus als ihrer notwendigen Konsequenz hinstrebende empirische Anschauung der Dinge und alle ihr dienenden empirischen Wissenschaften nicht die volle Wahrheit besitzen, nicht imstande sind, über das eigentliche und innerste Wesen der Dinge die tiefsten und letzten Aufschlüsse zu geben*)."

Den rettenden Ausweg aus diesem Dilemma hat für das philosophische Denken der größte deutsche Denker gewiesen, Immanuel Kant, mit seiner großen fundamentalen Lehre von der Idealität des Raumes, der Zeit und der Kausalität, der bloß subjektiven Bedeutung dieser Vorstellungen. Aber Kant erneuerte mit dieser Lehre und begründete in wissenschaftlicher Form eigentlich nur die großen Gedanken, welche vor fast 3000 Jahren schon die indischen Denker in den Upanishaden intuitiv, in machtvollen Worten und herrlichen poetischen Bildern ausgesprochen haben. Er berührt sich deutlich dabei auch mit den idealistischen Denkern der Griechen, vor allem mit Parmenides und Platon. So daß wir hier in der Tat von einer arischen Weltanschauung reden können, welche auf den Gipfeln philosophischen Denkens bei Indern, Griechen und Germanen selbständig erreicht wird, von Kant zu wissenschaftlicher Vollendung gebracht worden ist. Diese Weltanschauung, richtig erfaßt, räumt tatsächlich jene intellektuellen Hindernisse und Schwierigkeiten aus dem Wege, die zwischen wissenschaftlichem Denken und Glauben stehen. Und hier kann ich den Ausdruck der Freude nicht unterdrücken, daß mir durch meine Spezialwissenschaft, die Indologie, die ältesten und herrlichsten Denkmäler dieser arischen Weltanschauung sich erschlossen. Ich denke, obwohl es zeitweilig ganz anders ausschaute, auch zu diesem Studium hat mich ein Rufen Gottes geführt. Er ließ mich auch in

*) P. Deussen, „Materialismus, Kantianismus und Religion", in den Transaktions des 3. Internationalen Kongresses für Geschichte der Religion in Oxford, Bd. 3.

Chamberlain und Deussen geistesverwandte Denker und Forscher kennen lernen, durch die mir zuerst jener große Zusammenhang zwischen Kant, Platon und den Upanishaden deutlich wurde.

Das Ewige, Heilige, Göttliche, der Urgrund alles Seins, alles Lichtes, alles Lebens, der Atman, Brahman, er ist jenseits des Raumes zu denken, erhaben über den Raum, so lehren die indischen Denker. Aber auch jenseits der Zeit, erhaben über die Zeit. Erhaben auch über die Kausalität; denn er ist durch sich selbst geworden, durch Selbstsetzung, ewig, unveränderlich.

Dieser göttliche Atman-Brahman, die heilige Weltseele, ist durch Gedanken und Worte nicht zu erfassen. Gedanken und Worte kehren vor ihm um! Man kann ihn nur erfassen, indem man sagt: Er ist! — ein Gedanke der Upanishaden, der sich in dieser merkwürdigen Weise mit der Etymologie des Namens Jahve berührt, wie ihn die besten Kenner des Gegenstandes fassen. Kant wiederum zeigt durch eine tiefdringende Analyse des menschlichen Erkenntnisvermögens, daß Raum, Zeit und Kausalität, welche wir vermöge der Natur unseres Intellektes für ewige, den Dingen an sich zukommende Bestimmungen halten, dieses nicht sind, sondern bloß subjektive Formen der Erkenntnis. Dadurch eröffnet er die Möglichkeit, daß hinter dieser räumlichen, zeitlichen, kausalen Weltordnung eine andere, höhere Ordnung der Dinge besteht, von welcher wir uns freilich, solange wir an unsere Erkenntnisorgane gebunden sind, durchaus keine Vorstellung machen können.

Gott ist jenseits des Raumes, über allen Raum erhaben zu denken. Erhaben auch über Zeit und Kausalität. Die Ewigkeit, in der Er lebt, in die auch wir einst einzugehen hoffen, ist nicht zu denken als eine Fortdauer in der Zeit, sondern als ein Heraustreten aus der Zeitlichkeit in den Bereich des Zeitlosen. Und ebenso steht es mit der Kausalität. Gott ist erhaben über sie. Er ist durch Sich selbst das ewige Licht. Und der religiöse Glaube spricht von Seiner grundlosen Barmherzigkeit und freut sich des Wortes: Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Wir aber wurzeln mit dem innersten Kern unseres Wesens in jener Welt der Freiheit, dem Reiche Gottes, ja wir tragen es in uns, wie Christus sagt.

„Der einzige Weg, unserer ewigen Bestimmung entgegenzureifen", sagt Deussen*), „ist das moralische Handeln." Moralität aber

*) A. a. O.

setzt die Freiheit des Wollens voraus und ist ohne sie unmöglich. Auf empirischem Standpunkt ist die Freiheit des Willens nicht zu retten; denn die Kausalität beherrscht alles Zeitliche mit ausnahmslosem Zwang. Aber auch die Kausalität ist, wie Kant bewiesen hat, nur eine unserem Intellekt anhaftende Vorstellungsform. Bei unserer Vorstellung erfolgen alle unsere Handlungen aus ihren Ursachen mit Notwendigkeit, und dennoch sind sie, wie das Bewußtsein der Verantwortlichkeit bezeugt, nur die in dem kausalen Zusammenhange der Erscheinungen auftretenden Äußerungen eines an sich freien Willens. Die empirische Notwendigkeit und die metaphysische Freiheit bestehen in jeder einzelnen Handlung zusammen.

Wir sind ganz außerstande, uns von jener höheren, ewigen, göttlichen Welt, an die wir glauben — jenseits der Welt der Erscheinung — eine Vorstellung zu machen.

„Aber die Zeit wird für jeden von uns kommen", sagt wiederum Deussen*), „wo wir Raum, Zeit und Kausalität wie ein veraltetes Kleid abwerfen und zu unserer ewigen Bestimmung eingehen werden, welche das religiöse Bewußtsein vorausahnt und in mancherlei Bildern sich vorzustellen versucht, welche aber für das wissenschaftliche Denken durch die Kantische Philosophie ebenso vollkommen sichergestellt ist, wie sie andererseits vollkommen unverkennbar bleibt und bleiben mußte, um die alle egoistischen Hoffnungen verbietende Reinheit des moralischen Handelns zu wahren."

Der Schritt von der ptolemäischen zur kopernikanischen Weltanschauung war ein großer, aber lange nicht so groß und so schwer wie der weitere Schritt zu der eben erwähnten Kantischen Weltanschauung hin. Viel Zeit ist nötig, daß die Menschheit sich daran gewöhne. Dessen war sich auch Kant deutlich bewußt. Aber wir müssen ihn tun, diesen Schritt. Wer ihn tut, wird reich dafür belohnt werden. Nicht als ob diese philosophische Anschauung an sich uns selig machen könnte. Wohl aber dadurch, daß wir unser wissenschaftliches Denken auf diesem Wege in Einklang bringen können mit unserem religiösen Glauben. Philosophisches Denken führt uns nur bis an den Rand des Brunnens, aus dem das Wasser des ewigen Lebens quillt. Die Philosophie räumt intellektuelle Hindernisse aus dem Wege; aber sie kann uns nichts positiv aussagen über Gott und

*) A. a. O.

über jene andere, höhere Welt und Weltordnung. Unsere Vorstellungen reichen da nicht heran. Einer aber hat mehr davon gewußt als wir anderen Menschen. Der eine, der sich den Menschensohn nannte, aber zugleich sich mächtig als den Gottessohn bezeugte in Wort und Tat, der große, strahlende Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte, das Licht der Welt, wie Er sich selbst genannt hat und nennen durfte (Joh. 8, 12; 12, 46): Und was Er von Gott, von dem Vater, von Sich, von dem Heiligen Geist, vom Reiche Gottes, vom ewigen Leben geredet, in der kurzen Zeit, die Ihm zu lehren vergönnt war; wie Er Liebe ohne Aufhören und doch auch heilige Zucht gepredigt; wie Er gelebt und wie Er gestorben — das hat die Menschheit mit vollem Recht als eine Offenbarung Gottes begriffen. Es war die überzeugende, überwältigende Macht der großen, unvergleichlichen, alles überragenden Persönlichkeit, die Petrus zu seinem Bekenntnis im Namen der treuen Jüngerschar trieb: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" (Joh. 6, 68, 69).

Die Jünger sahen und hörten den Herrn leibhaftig. Wir haben dafür das Zeugnis der Jahrtausende, das Seine einzigartige Bedeutung so mächtig bezeugt. Sie hatten ihre unvergleichliche Lebenserfahrung. Aber auch wir haben unsere lebendige Erfahrung, die uns Erlösung, Heil und Seligkeit in Christo finden läßt; die uns bezeugt, daß es Wahrheit ist, was Er von Sich und vom Vater verkündet; daß Er den rechten Weg uns durchs Leben zum Vater hingewiesen hat. Die Jünger hörten Seinen Ruf; aber auch wir hören ihn noch heute mächtig erschallen. Sein Rufen ist das Rufen Gottes! Er fordert von uns, daß wir Ihn bekennen, daß wir Zeugnis ablegen vor aller Welt von dem Heil, das Er uns geschenkt hat. So wollen wir es tun. Aber wir wollen auch stets Seines Wortes eingedenk bleiben: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Das ist es, was die christliche Kirche in so weitem Umfang verhaßt gemacht hat, auch bei guten, untadeligen Menschen, daß sie in dieser Welt herrschen, materiell und geistig herrschen, ein Reich von dieser Welt schaffen wollte, wo sie doch nur dienen, nur auf jene Welt hinweisen und zu ihr hinführen sollte. Hier haben wir Christen noch viel an uns zu arbeiten, noch gar manches an uns und um uns

auszubauen und umzugestalten. Der Petruskirche in Rom, der Pauluskirche in unserer Theologie möchte ich eine Johanneskirche an die Seite stellen, nicht als feindlichen Gegensatz, sondern als notwendige Ergänzung, eine Kirche der Liebe, des Lichtes, des Lebens, die kein Herrschenwollen, kein Dogmatisieren kennt.

Auf dem Boden der arischen Weltanschauung, auf der Grundlage der Kantischen Philosophie, dieses kühnen, aber vollberechtigten und wohlbegründeten Idealismus, ist die volle Harmonie zwischen Glauben und Wissen restlos möglich. Und das ist, wie mich dünkt, die besondere Aufgabe, zu der in der Gegenwart Gott die Gläubigen ruft: Durch Wort und Tat den aller Welt einleuchtenden Beweis zu liefern, daß christlicher Glaube und strengste wissenschaftliche Wahrheitsforschung sich nicht widersprechen, sondern richtig verstanden sich gegenseitig ergänzen zu einer höheren Einheit des geistigen Lebens, wie sie augenblicklich noch in weitestem Umfang vermißt wird, wie sie aber, mit der Kunst zu einem vollen Dreiklang verbunden, eine Höchststufe aller Kultur darstellt.

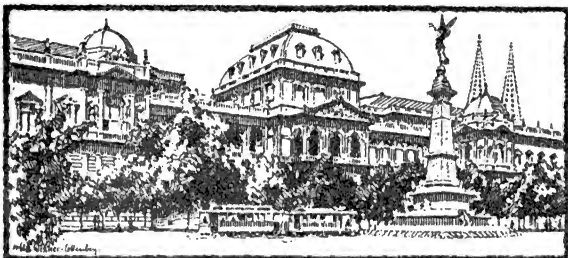
Ja, auch die Kunst, sie kann hier sogar mehr leisten als die Wissenschaft. Ich denke dabei vor allem an das große Kunstwerk, das uns Deutschen und damit auch der ganzen Welt in Bayreuth geschenkt worden ist. Es führt in unvergleichlich großartiger Entwicklung unmittelbar auf die Religion, auf das Christentum hin. Auch die Glocken des Gral, auch die Posaunentöne, die aus der Gralsburg ertönen, sind ein Rufen Gottes. Ich kenne sie als solches. Und das große Kunstwerk lehrt uns in anderer Form als Kant und Schopenhauer die große Lehre von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit dieser Welt der Erscheinung und läßt uns aus ihrem tief erschütternden tragischen Zusammenbruch den großen Glauben an eine höher geartete, ewige Welt des Geistes erstehen.

Wenn ich ein volles und wahrhaftiges Lebenszeugnis geben soll, dann muß ich auch von dieser Kunst reden, die tief in mein innerstes Seelenleben hineingegriffen, es wesentlich bestimmt und bereichert hat. Als ich in kritischer Zeit schwerer innerer Kämpfe und Leiden zum ersten Male den Tannhäuser auf der Bühne sah, da hat mich diese Vorstellung so tief ergriffen wie nichts zuvor. Im Bilde der Elisabeth, in den Worten und Tönen dieses künstlerischen Wunderwerkes, lernte ich die Liebe verstehen, die sich auch dem Sünder neigt, die erbarmende, rettende, göttliche Liebe. Und so war für mich dies Kunst-

werk ein vernehmliches, nicht vergebliches Rufen Gottes. Es hat wesentlich mitgewirkt, mich zum Christentum zurückzuführen.

Der religiöse Glaube, unser höchstes Gut und unser höchstes Ziel, ist gewiß unabhängig von Wissenschaft und Kunst, von aller Weisheit der Weisen, allem Verstand der Verständigen. Es wird ewig wahr bleiben, was Paulus darüber im ersten Kapitel des ersten Korintherbriefes schreibt. Der königliche Weg des Heils steht auch dem einfältigsten und ungelehrtesten Menschen offen. Ja, ihm sogar noch leichter und unmittelbarer als dem Klugen, dem Gelehrten, Gebildeten. Wir beugen uns schweigend, ehrfürchtig vor dem großen, heiligen Gott, mit dem Bekenntnis der Unfähigkeit, sein Wesen und sein Tun mit unserem menschlichen Denken zu erfassen. Aber es ist andererseits natürlich und notwendig, daß Gläubige, die in einer Kulturwelt leben und wirken sollen, sich mit allen großen geistigen Mächten derselben auseinandersetzen, das Feindliche bekämpfen, mit dem Freundlichen, Geistesverwandten sich verbinden.

Doch, welche Ziele und Aufgaben wir uns auch setzen, das **Eine** bleibt: Einen anderen Grund kann niemand legen, als der schon gelegt ist, welcher ist Christus! Und darum: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!



Das Universitätsgebäude in Wien.

## Achtzehntes Kapitel.

## 1913—1914.

Ende September des Jahres 1912 trat ich mein neues Amt als Dekan der philosophischen Fakultät an. Ich war mir dessen ganz bewußt, daß ich für die damit verbundene amtliche Arbeit, die Leitung der Kanzlei und der Sitzungen, durchaus nicht die rechte Eignung besaß. Auch war dazu mit ziemlicher Gewißheit das Opfer der gesamten freien Zeit erforderlich. Das alles mußte ich auf mich nehmen und zugleich mich wappnen, den gerade für meine Persönlichkeit nicht leichten, weil mir so gar nicht liegenden Verpflichtungen einigermaßen gerecht zu werden. So trat ich denn das Amt nicht gerade leichten Herzens an. Leider sollten sich bald noch Schwierigkeiten, die sich nicht hatten voraussehen lassen, der regelrechten Führung der Dekanatsgeschäfte hindernd in den Weg stellen. Im November schon erkrankte ich an einer schweren Bronchitis. Fieber, Husten und ein fast völliges Versagen der Sprechtätigkeit quälten mich wochen- und monatelang. Erst im Frühling trat eine wirkliche Besserung ein, nachdem ich zeitweilig schon fast ganz verzagt geworden war. Mein ausgezeichneter Hausarzt, Dr. Weidner, den ich als Arzt wie als Menschen verehren und lieben lernte, stand mir tatkräftig, mit nie versagender Geduld und Liebenswürdigkeit zur Seite und wußte mir endlich wirklich wieder aufzuhelfen, nachdem auch er schon, wie er mir später gestand, ernstlich besorgt geworden war. Endlich wurde es wirklich dank der Pflege meiner treuen Haushälterin Rosa mit Gottes Hilfe langsam besser mit meinem Befinden.

Die erste Hälfte des Maimonats 1913 brachte mir eine Reise nach St. Petersburg zur neuerlichen Tagung der Internationalen Assoziation der Akademien. Ich hatte es mit Rücksicht auf meine noch stark geschwächte Gesundheit versucht, mich von dieser Verpflichtung los zu machen, doch mußte ich schließlich nachgeben. In St. Petersburg empfing mich Freund Konrad Lehmann und brachte mich in seine Wohnung auf Wassili Ostrow, wo ich eine sehr behagliche Unterkunft fand. Hier war ich der Akademie ganz nahe und in einer mir von früher her wohlbekannten Gegend, denn auch die ehemalige Schrenckſche Wohnung, wo ich so oft geweilt und so viel erlebt hatte, war nicht weit entfernt. Die Petersburger Kollegen kamen mir sehr freundlich entgegen. Viel liebe Verwandte und gute alte Freunde durfte ich in diesen Tagen wiedersehen. Auch bei Unterbergers speiste ich einmal zu Mittag. Von den Sitzungen und Festlichkeiten, die ich nur zum Teil mitmachte, will ich schweigen. Erwähnen aber muß ich doch, daß wir auch nach Zarskoje Sselo zur Audienz beim Kaiser Nikolaus II. befohlen wurden, der dann nach wechselvollen Schicksalen ein so trauriges Ende gefunden hat. Damals stand er noch auf der Höhe seiner Macht. Er empfing uns mit großer Freundlichkeit und unterhielt sich auch mit mir, der ich keinen Hehl aus meiner Vergangenheit machte, in sehr gewinnender Weise. Merkwürdig genug war es wohl, daß ich, der ich einst Rußland hatte verlassen müssen, weil ich dem Befehle des Zaren Alexander III. mich nicht hatte fügen wollen, nun als Abgesandter einer von einer fremden Macht geschützten gelehrten Körperschaft vor seinem Sohne Nikolaus II. stand und von der Hofgesellschaft geehrt wurde. Es war ein Gegensatz, der etwas Pikantes an sich hatte. Wie klein erscheint dieser allerdings im Vergleiche zu den furchtbaren Gegensätzen, die das Leben diesem Zaren selbst noch bringen sollte!

In der Morgenfrühe des 19. Mai 1913 traf ich wieder in Wien ein und eilte auf die Universität. Hier kam ich gerade recht, um sehr dramatische Ereignisse der Studentenwelt mit zu erleben. Es gärte seit einiger Zeit schon in den Verbindungen, und besonders der Gegensatz der Deutschen und der Juden war neuerdings stark hervorgetreten. Es machte den Eindruck, als wollten die jüdischen Verbindungen durch Erregung von Unruhen den Universitätsbehörden den Mut zur Abhaltung der großen Wagnerfeier benehmen, die auf den Vormittag des 22. Mai angesetzt war zum Gedächtnis der vor

hundert Jahren erfolgten Geburt des Meisters von Bayreuth, dessen Verehrung in allen wahrhaft deutschgesinnten Kreisen nun schon so tief gewurzelt war, daß ein solches Fest als Bedürfnis empfunden wurde. Nicht ohne Widerspruch von andrer Seite hatten wir in Fakultät und Senat diese Hundertjahrfeier durchgesetzt, und mir war die Aufgabe zugefallen, die Festrede bei dieser Gelegenheit zu halten. Nun schienen dunkle Mächte sich dem doch noch in den Weg stellen zu wollen. Denn die aufziehende Gefahr großer studentischer Schlägereien aus solchem Anlaß konnte leicht dazu führen, daß noch in letzter Stunde die Feier abgesagt wurde.

Am Vormittage meiner Rückkehr nach Wien sah es in den Räumen der Universität höchst bedenklich aus. Der Rektor berief die Dekane zu einer Beratung, da bereits Schlägereien arger Art begonnen hatten und Blut geflossen war. Während wir zur Beratung versammelt waren, meldete der Oberpedell, daß in der großen Vorhalle der Universität Deutsche und Juden in hellen Haufen sich gegenüber ständen und der Beginn einer regelrechten Schlacht mit Stöcken und andern Waffen zu befürchten wäre. Der Rektor forderte uns auf, mit ihm hinunterzugehen, sprach dort einige Worte, die beruhigend wirken sollten, und entfernte sich. Da ich deutlich sah, daß von einer Beruhigung nicht die Rede sein konnte, folgte ich dem Rektor nicht, sondern blieb in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, unten stehen, ebenso wie mein Freund und Kollege Hans Horst Meyer, der damals Dekan der medizinischen Fakultät war. Wir standen auf der Seite, wo die Juden standen, da wir aus dem Rektorat gekommen waren und die Juden hier sich aufgestellt hatten. Der Heerhaufen der Deutschen stand in gemessener Entfernung ihnen gegenüber. Plötzlich stimmten die Deutschen die Wacht am Rhein an. Die Juden erwiderten mit schrillen Pfiffen, die mir dicht um die Ohren klangen. Da drehte ich mich um, fuhr sie an und verbot ihnen auf das Bestimmteste, ein Lied wie „Die Wacht am Rhein" auszupfeifen; dann wandte ich mich wieder um, den Deutschen zu, schwenkte den Hut und sang „Die Wacht am Rhein" selbst mit, bis sie in würdiger Weise zu Ende geführt war. Die Deutschen waren voll Begeisterung, die Juden aber voll Wut gegen mich. Sie schickten später eine Deputation ins Rektorat, die sich darüber beschwerte, daß ich für die Deutschen gegen sie — die Juden — Partei genommen und daher nicht im Senat über sie zu Gericht sitzen

16*

dürfe. Es folgten langwierige Verhandlungen, in denen ich alle Mühe hatte, die deutschen Studenten gegen die fast durchweg ungerechten Beschuldigungen zu verteidigen, mit denen sie insbesondere von seiten des Kanzleidirektors überhäuft wurden, der dem Rektor ein ganz unrichtiges Bild von den Vorgängen entworfen hatte. Ganz erfolglos war mein Kampf in dieser Richtung nicht, und die deutschen Studenten waren und blieben mir dafür dankbar, daß ich mich so warm und energisch ihrer angenommen hatte.

Die stark bedrohte Hundertjahrfeier von Richard Wagners Geburtstage wurde durch einen heroischen Beschluß der deutschen Studenten gerettet. Sie erklärten, daß sie an diesem Tage nicht nur selbst nichts gegen die Gegner tun würden, sondern auch alle etwaigen Provokationen unbeantwortet lassen würden. Eine Art Treuga Dei für das Wagnerfest. Was sie späterhin etwa täten, wäre ihre Sache.

So war für den großen Gedenktag der Friede gesichert, und die Feier konnte unbehindert stattfinden. Es war eine Beteiligung, so mächtig, wie ich sie noch nie bei einem Universitätsfest erlebt hatte.

Der musikalische Teil der Feier stand durchaus auf der Höhe und wirkte zündend. Als ich vor das Rednerpult trat, begrüßte mich ein nicht enden wollender Jubel der Studenten. Die Gegner der Deutschen waren offenbar fern geblieben. Ich hielt die Festrede über „Richard Wagner als nationaler Dramatiker" und habe wohl selten so viel Beifall geerntet. Die Rede erschien dann auch in den Bayreuther Blättern von 1914 im Druck.

Die Zeitungen beschäftigten sich nur allzuviel mit diesen Vorgängen, und man kann sich wohl denken, daß dabei manch unfreundliches Wort über mich und meine Person gesagt wurde. Aber die deutschen Studenten blieben mir dafür treu und waren dankbar. Sie bereiteten mir einige Zeit nachher eine große Ovation, die mir schon vorher angezeigt war. Alle deutschnationalen Verbindungen der Wiener Hochschulen samt der zugehörigen Finkenschaft kamen singend vor unser Haus gezogen; die Chargierten im vollen Wichs fuhren in Wagen vor meiner Tür auf und stiegen zu meiner Wohnung hinan. Als alle versammelt waren, hielt im Namen der „Germania", des sie alle vereinigenden Kollektiv-Verbandes der deutschen Studenten, Dr. Albert Hiller eine Ansprache an mich, die den Dank der deutschen Studentenschaft zum Ausdruck brachte und in der Mitteilung gipfelte, daß ich zum Ehrenmitgliede der Germania gewählt worden sei und gebeten

würde, solches anzunehmen. Dem Hoch der studentischen Vertreter schloß sich mit brausendem Zuruf und Gesange die auf dem grünen Platze vor dem Hause versammelte Studentenschaft an. Ich erwiderte mit warmem Dank und einem Hoch auf die wackere deutsche Studentenschaft Wiens. Es folgte ein Lied auf das andere, und ich mußte mich öfters am Fenster zeigen und hinunter grüßen.

Nach Abschluß des Sommersemesters reiste ich in die baltische Heimat und besuchte zunächst Heinrich und seine Frau in Friedrichstadt an der Düna. Heinrich bekleidete dort das Amt eines stellvertretenden Kreischefs. Seine Wohnung, am Ende des Städtchens gelegen, war hübsch und geräumig, dazu ein Garten, reich an Obstbäumen, Beeren, Gemüse und Blumen. An den Garten schloß sich die freie Wiese, und weiterhin erreichte man bald den stattlichen Dünastrom, an dessen jenseitigem Ufer man Schloß Römershof sowie Pastorat und Kirche von Ascheraden hochgelegen herüber grüßen sah. Mir fiel dabei ein, daß mein Großvater, der Vater meines Vaters, als Pfarrvikar in Ascheraden seine geistliche Laufbahn begonnen hatte, die er als Pastor und Propst des Wolmarschen Kreises in Lemsal beschließen sollte. So hatte die malerisch gelegene Dorfkirche und das trauliche Pastorat für mich noch den Reiz einer Familienerinnerung. Heinrich und Alexandra wetteiferten darin, mir den Aufenthalt hier lieb und angenehm zu machen. Doch ich konnte für jetzt nicht sehr lange bleiben, da ich an den rigaischen Strand weiter eilen mußte. Dort in den stattlichen Kurhäusern von Dubbeln sollte eine von Adolf Harnack und Roderich Engelhardt eingerichtete Vortragsreihe stattfinden, zu der das baltische Publikum von allen Seiten herbeiströmte. Die meisten Vortragenden waren reichsdeutsche Professoren, aber auch Kräfte des Baltenlandes waren beteiligt, und mich hatte man ebenfalls herangezogen. Ich hatte mich verpflichtet, sieben Vorträge über „Arische Religion und Weltanschauung" zu halten. Während dieser Zeit wohnte ich in dem nahe gelegenen Majorenhof, in dem Hause meines lieben alten Freundes Nikolai v. Klot. Er und seine liebenswürdige Familie machten mir diesen Aufenthalt zu einer Festzeit. Die ehrwürdige Großmutter, Klots Schwiegermutter, Frau Ratsherr Johanna Hartmann, präsidierte bei den Mahlzeiten an der langen Tafel, wie eine Patriarchin. Es wurde geritten, gebadet, zu Boot gefahren, und Margret Klot, eine von Nikolais liebenswürdigen Töchtern, erfreute mich nicht selten abends durch ihren herrlichen Ge-

sang. Besonders gern hörte ich von ihr das schöne Schubertsche Lied „Nacht und Träume" singen, das sie stets wiederholen mußte. Die Melodie ist entzückend schön, und man bedauert nur, daß die Dichtung bloß eine Strophe hat. Man möchte sie so gern wieder und wieder hören. Das brachte mich auf den Gedanken, das Lied durch zwei Strophen zu erweitern, die ich auch gegen Ende des Jahres an die Öffentlichkeit gelangen ließ, als der Schubertbund in Wien am 7. Dezember 1913 sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte und zur Ehre dieses Tages „Gedenkblätter zur goldenen Jubelfeier, eine Festgabe deutscher Denker und Dichter" herausgab. Man hatte auch mich dazu aufgefordert, einen Beitrag zu liefern, und ich steuerte das von mir ausgestaltete Lied „Nacht und Träume"*) bei. In befreundetem Hause habe ich es auch einmal so singen hören und der Tenor Gürtler sagte mir, er werde das Lied jetzt immer so singen.

Nach Schluß der Vorträge fuhr ich zu kurzen Besuchen meiner Verwandten nach Dorpat, Walguta und Wenden, um dann wieder nach Riga zurückzukehren, wo ich bei den lieben Schrencks einige überaus schöne Tage zubrachte. Schwester Emmy in Dorpat hatte ich leider recht krank angetroffen. Sie hatte eine schwere Operation durchgemacht und erholte sich nur langsam davon. Dorpat wiederzusehen war mir aber eine sehr große Freude, zumal es sich in diesen warmen, sonnigen Herbsttagen sehr liebenswürdig darstellte. In Wenden traf ich Schwägerin Alla, die Witwe meines Bruders Fedi, mit ihren Kindern an einer Stelle wohnend, wo einst das Haus gestanden war, in dem Lilly ihre Kinderzeit verlebt hatte. Und der zugehörige Garten war noch deutlich auch für mich erkennbar der Garten, in dem Lilly als Kind gespielt hatte. Den Abschluß meiner Rundfahrt bildete wieder ein Aufenthalt bei Heinrich in Friedrichstadt, der nun in aller Ruhe genossen wurde. Wir lasen zusammen, machten Spaziergänge und freuten uns der köstlichen Herbsttage, die nur zu bald zu Ende gehen sollten.

---

*) Vgl. Anhang I, S. 274.

## Neunzehntes Kapitel.

# Das Mädchen vom Schwarzthal*).

Bald nach unserm Einzug in Wien mußte ein Mädchen für uns gesucht werden, und es war eine günstige Fügung, daß gleich die Erste, die sich meldete, meiner Frau sehr wohl gefiel und sich dann auch bald ganz vorzüglich bewährte. Sie hieß Rosine Redl und stammte aus Schwarzthal, einem Dörfchen in der Nähe von Deutsch-Beneschau in Südböhmen unweit der Grenze Niederösterreichs. Es war die Gegend, aus der Adalbert Stifter stammte. Ein tief angelegtes, tüchtiges, ja edles Wesen, das wir immer mehr schätzen lernten, je länger sie bei uns war. Sie verwuchs mit Familie und Hauswesen bei uns allmählich so ganz, daß wir sie gar nicht mehr entbehren zu können glaubten. In Leid und Freud stand sie uns treu zur Seite und hing an uns mit rührender Liebe.

Vor allem muß ich bei der Erinnerung an jene schweren Krankheitstage im Winter und Frühling 1912/13 der treuen Rosa gedenken, die unermüdlich Tag und Nacht mich oft ganz hülflosen Kranken pflegte. Ihr edles Wesen offenbarte sich in dieser harten und prüfungsreichen Zeit in einer so schönen Weise, daß ich nicht ohne die tiefste Rührung daran zurückdenken kann. Obgleich sie doppelte Arbeit zu leisten hatte, war sie doch beständig heiter und freundlich, unermüdlich auch im tröstenden Zuspruch, sanft und doch tatkräftig zugleich bei der Hilfe, nie verstimmt über die wachsende Arbeit und den langwierigen und in jeder Beziehung lästigen Krankheitszustand. Wenn sie den ganzen Tag rastlos gearbeitet hatte und dann abends zum Schlafengehen Abschied nahm, unterließ sie es nie, mich dringend zu ermahnen, sie auf jeden Fall herauszuklingeln, wenn ich ihres Beistandes bedürfen sollte. Oft las sie mir die Zeitung vor, damit ich mich nicht anstrengen sollte. Mit Argusaugen wachte sie über den Besuchern, daß sie nicht zu lange bleiben möchten. Immer wieder dachte sich Rosa etwas Gutes für mich aus, was mir besonders zusagte, brachte Blumen ans Bett, erheiterte mich durch diese oder jene

*) Der Verfasser hat den vorliegenden Gegenstand sowohl in den Lebenserinnerungen als auch sehr ausführlich in einem Anhang dazu behandelt. Im vorstehenden sind beide Ausführungen — der Anhang stark gekürzt — zusammengezogen worden. Anm. d. Herausg.

Mitteilung, kurz tat, was nur irgend möglich war, um als treueste Pflegerin mich die Krankheitszeit überwinden zu helfen.

Sie war nicht hübsch von Gesicht oder stattlich gebaut. Nur die Seele war es, die bei ihr anzog; die sprach aus den charaktervollen Zügen des stets ein wenig blassen, schmalen Gesichtes, die sprach auch aus dem Klang ihrer Stimme, zumal wenn sie zärtlich mit ihren Blumen oder sonst mit Dingen redete, die sie lieb hatte. Ihre Kleidung war immer höchst einfach, Putz und Staat kannte sie nicht. So im Äußern unscheinbar, barg sie einen Gehalt in sich, den man wohl köstlich nennen durfte, trug in sich eine eigene Welt, die Leben schaffend nach außen wirkte.

Es war nichts Gesuchtes, nichts Beifallsüchtiges in ihrem Wesen. Auch die auffallendsten Äußerungen, die sie tat, kamen so natürlich und einfach heraus, daß man deutlich fühlte, sie mußte das so sagen, weil sie so dachte und so empfand. So hantierte sie einmal, während ich an meinem Schreibtische saß, wie gewöhnlich mit Staubaufwischen im anstoßenden Zimmer. An Reinemachen konnte sie sich nie genug tun und der Staub, der von der Straße oder sonst woher stammte und immer wieder sich auf die Möbel, Geräte und Bücher lagerte, war ihr größter Feind, den sie fast mit Erbitterung bekämpfte. Mit dem Staublappen auf dem Arme trat sie plötzlich zu mir in das Zimmer und sagte sehr ernst: „Ja, so kämpft man das ganze Leben lang gegen den Staub und zuletzt ist er doch der Sieger, und wir selbst werden Staub!" Damit ging sie wieder hinaus zu neuem Kampfe. Ich aber mußte noch oftmals über diesen Ausspruch nachdenken, und mancher, dem ich ihn mitteilte, war überrascht über solche Gedanken einer einfachen Dienstmagd. Nun ruht sie selbst schon lange unter dem stillen Hügel, um selbst Staub zu werden. Ja, der Staub ist Sieger!

Rosa wünschte gar nicht beachtet zu werden, sie tat einstmals den merkwürdigen Ausspruch: „Der Ruhm sei durchaus nichts Schönes, viel eher etwas Abscheuliches zu nennen. Er raube uns die Ruhe und damit das eigentliche Lebensglück, das doch nur in der Stille der Nichtbeachtung zu suchen und zu finden sei." Wieviel Weisheit liegt auch wieder in diesen schlichten Worten.

Wohl freute sie sich, wenn sie Grüße erhielt von meinen Freunden und Verwandten, besonders, wenn die Grüße recht weit herkamen, aus Rußland, Frankreich, Amerika. Ja, sie konnte wohl scherzen, daß sie

ganz stolz darauf sei, in so viel fremden Ländern schon Bekannte zu haben, die sie grüßen ließen. Und in der Tat kehrte nicht leicht jemand bei mir ein, der meiner guten Rosa nicht später Grüße gesandt hätte. Ihre Freude darüber aber war doch nur die einfach rein menschliche Freude darüber, daß man sie in liebevoller Erinnerung behalten habe.

Das Besondere ihres Wesens fiel allen auf, die ein wenig Blick und Talent zur Beobachtung hatten. Und es mußte anziehend wirken, ohne daß es auch nur im geringsten aufdringlich gewesen wäre. „Rosa ist eben kein Dienstbote wie andre —, sie ist eine Persönlichkeit!" sagte ganz treffend einstmals ein junger Freund und häufiger Besucher meines Hauses.

Ja, sie war eine Persönlichkeit, — und in all ihrer Schlichtheit eine so eindrucksvolle, wie ich nur wenige kennen gelernt habe. Lebensführung und Lebensweisheit, Pflichttreue und Opfermut besaß sie in hohem Maße, dazu ein starkes, mutiges Überwinden körperlicher Schwächen und Krankheitszustände und eine fast leidenschaftliche Redlichkeit in allen Dingen, insbesondere natürlich in Geldsachen.

Das hatte Rosa Redl, das Mädchen vom Schwarztal, von ihrer Mutter gelernt, einer wahrhaft weisen, charaktervollen und frommen Frau, die ihren Kindern selbst das beste Beispiel gab und ihnen die gediegensten Grundsätze fürs Leben tief in die Seele einprägte. „Die Ehrlichkeit ist der Reichtum der Armen, das ist unser Reichtum", — so hatte die Mutter zu ihren Kindern gesagt. Wenn aber eines nicht recht wohl war, und es mußte doch gearbeitet werden, dann hatte die Mutter einen spartanischen Grundsatz, den sie zuerst an sich selber erprobte und dadurch den Kindern recht eindrücklich lehrte. Da hieß es: „Nur in d' Höch! Dann geht's schon!" Und es ging! Es ging bei der Mutter, bis zur letzten schweren Todeskrankheit. Es ging bei der Tochter, trotz schwächlichen und kränklichen Körpers, — oft zum Erstaunen. Seelenkraft, die den Körper und seine Schwächen bezwingt, ein reiner, starker Wille, ein siegreiches Pflichtgefühl. Wie oft habe ich sie in der Stille bewundert und zu ihr aufgeschaut. Von ihr konnte man mehr und Besseres lernen, als die gelehrten Bücher enthalten!

Und darum erzähle ich hier von ihr, die über alles Derartige längst hinausgerückt ist, suche ihr Bild festzuhalten, nicht nur für mich selbst, sondern vielleicht auch für andre, denen es lieb und wert ist,

in der Seele des Volkes zu lesen, — unsres deutschen Volkes, und edle Züge darinnen zu finden, die uns tröstlich sein können in mancherlei Art.

Eine ihrer auffallendsten Eigentümlichkeiten und besonders bezeichnend für ihr ganzes Wesen war, daß sie alle Dinge, die sie umgaben, wie lebendige Wesen behandelte, mit ihnen sprach, ihnen schmeichelte, drohte, sie fragte, bat, lobte oder tadelte, je nach den Umständen und der Stimmung. Es war nichts zu gering, nichts zu weit entfernt von Form und Gestalt eines lebenden Wesens. Für sie war alles lebendig. Nicht nur ihr Hase aus Papiermasse, ihr besondrer Liebling, die Blumen, ein Katzenbild, das sie sehr lieb hatte, oder der Gummischlauch, der das Wasser aus der Leitung in die Badewanne führte, — sie nannte ihn immer ihr „braves Schlangerl“. Nein, ebenso auch die Lampe, das Fleisch, das Brot, die Milch, der Ofen, das Feuer, die Uhr, die Suppe und der Braten, alle Hausgeräte, die Zeitung — alles war lebendig, sobald sie damit zu tun hatte.

Es war offenbar ein elementarer Drang in ihr, alle Dinge der Außenwelt als lebendige Wesenheiten anzusehen. Ein unmittelbares Empfinden — poetisch oder phantastisch, wie man es nennen mag —, jedenfalls dem des Dichters ähnlich, der sich sinnend und schaffend in die ihn umgebende Welt vertieft. Nur daß Rosa beständig von solcher Anschauung der Welt beherrscht war und gar nicht darauf ausging, etwas dazu zu erfinden, wie die Dichter das tun. Ich denke mir, daß ein solch natürlicher Drang, solch eine elementare Anschauung der Außenwelt unsere Vorfahren in jenen Zeiten beherrscht haben muß, wo Naturverehrung und Mythus entstanden sind. Für so empfindende und denkende Menschen war der Mythus die natürliche Form der Poesie. Und ebenso natürlich mußte ihnen die Verehrung hervorragender, wohltätiger oder schreckender, Ehrfurcht einflößender Naturerscheinungen sein.

„Lamperl, bist brav? Sei brav, Lamperl!“ Mit diesen Worten pflegte Rosa nach der Lampe in meinem Zimmer zu schauen, wenn diese ohne Aufsicht dort brannte. Wie leicht konnte „ein höllischer Zipf“ am Dochte die Lampe zum Qualmen bringen, sodaß dann bald der abscheulichste Ruß sich auf alle Dinge des Zimmers lagerte und endlose Säuberung notwendig machte. Oft war es nicht leicht, mit solch einem „höllischen Zipf“ bereit zu kommen, wie sie sagte, und dann wurde die Lampe wohl auch arg bedroht: „Du, ich pack' dich beim Schädel, wenn du nicht brav sein willst! Du Rabenbradl!“

Doch ging alles gut, dann gab es freundliches Lob. „Bist mein braves Lamperl, bleib nur so stad."

Das „brave, sanfte Milcherl" ward oft belobt. Es tat so gute Dienste in gesunden und kranken Tagen; aber es konnte auch boshaft sein. Wenn es gekocht ward, mußte es auch gerade dann überlaufen, wenn man sich einen Augenblick entfernt hatte und nicht nach ihm schaute. „Ganz ruhig kocht's, — da wird man abgerufen, und auf Ja und Nein ist's ausgeronnen." Dann wurde das Milcherl hart gescholten, ebenso wie das Wasser in ähnlichen Fällen. Es war überhaupt Rosas Meinung, daß man die Dinge oftmals ermahnen und warnen, ja bisweilen auch schelten müsse, damit sie folgen und im rechten Geleise bleiben, denn die Dinge sind gar boshaft und tun einem dann leicht was an.

Ein Huhn, das beim Braten durchaus nicht weich werden wollte, wurde schließlich von der zum höchsten Zorne gereizten Köchin gepackt und ins Feuer geworfen: „Da lieg und brenn, du Rabenbradl, du höllisches, wenn du gar nicht folgen und weich werden willst!"

Das Feuer und der Wind aber waren ihr schon gar etwas Lebendiges und ihre Vorstellungen davon waren unzweifelhaft deutlich mit uraltem Volksglauben erfüllt. Das erfuhr ich zu meiner Überraschung insbesondere bei folgendem Anlaß.

Es hatte sich ein mir bekannter Inder — der Dr. med. Paira Mall — zum Besuch angemeldet, und ich lud ihn zum Mittagessen ein. Das kündigte ich meiner treuen Haushälterin an und sprach die Hoffnung aus, daß sie, die schon so manchen Protestanten und Juden in meinem Hause freundlich bedient und bewirtet habe, dasselbe auch diesem Gaste, obwohl er ein Heide sei, werde zuteil werden lassen. „Glauben denn diese Heiden an gar keinen Gott?" fragte das Mädchen. „O, an mehr als einen, an viele Götter!" — „Wie denn das wäre? Was für Götter?" — „Nun, sie verehren z. B. das Feuer, das Wasser, den Wind; sie gießen Schmalz in das Feuer als Opfer, füttern es so und suchen es freundlich zu stimmen." — „Ja, das haben wir zu Hause, im Dorfe, doch auch getan!" sagte sie voll Erstaunen. Und nun erzählte sie, ihre Mutter habe regelmäßig einmal im Jahr, am Abend des 24. Dezember oder auch zu Mittag am 25. Dezember, das Feuer im häuslichen Herde sorgsam gefüttert. Es mußte dann von allem, was die Familie aß, etwas übrig bleiben, das schließlich ins Feuer geworfen wurde. Die Mutter tat das immer

selbst, und zwar mit der größten Ehrfurcht nach dem gemeinsamen Essen. Beim „Füttern" des Feuers pflegte sie dann wohl auch zu ihm zu sprechen: „Sieh Feuer, da hast auch was von unserm Essen! Nun bleib uns aber auch wieder das ganze Jahr treu!" So recht freundlich und liebevoll hatte sie das immer gesagt. Und wenn dann das Feuer lustig prasselte, dann hatte sie sich gefreut und gesagt: „Schaut's nur, wie es ißt!" Diesen Brauch hatte die Mutter von ihrer seligen Mutter gelernt, die das auch immer zu tun pflegte und überhaupt sehr an den alten Bräuchen festhielt.

„Für gewöhnlich", setzte Rosa hinzu, „konnten wir bei uns zu Hause dem Feuer darum nichts zu essen geben, weil alle Überreste von den Speisen doch immer dem Vieh gegeben werden mußten, die eh' nicht allzuviel hatten. Was die Kuh nicht bekam oder die Ziege, das gab man dem Schwein oder der Katze." So konnte man das Feuer nur ausnahmsweise füttern, zur Weihnachtszeit, dann geschah das aber mit großer Feierlichkeit. Die meisten Leute, die noch am Alten hielten, taten das im Dorfe. Das Feuer sollte dadurch, daß man ihm redlich seinen Teil von allen Speisen abgab, freundlich gestimmt und dazu bewogen werden, treu zu bleiben. Unterließ man die Spende, dann galt der Glaube, daß leicht ein Feuerschaden ausbrechen könnte, weil das Feuer dann unwillig und ärgerlich sei. Die Mutter erzählte: „Man hat einmal zwei Feuer miteinander reden gehört. Das eine sagte: Ich bekomme in meinem Hause nichts zu essen. Das andre aber sagte: Ich bekomme immer von allem etwas ab, was meine Hausleute zu essen haben. Da war das erste Feuer unzufrieden und sprach: Ich werde ausfahren! — Und richtig brach in dem Jahre dort im Hause eine Feuersbrunst aus!" — „Beim Herrn Professor", schloß Rosa, „brauche ich das Feuer zu Weihnachten nicht besonders zu füttern. Es bekommt eh' genug. Ich gebe ihm immer ab und zu etwas zu essen. Da kann es schon zufrieden sein."

In Rosas Heimat und Elternhause bekam auch das Wasser im Brunnen zur gleichen Zeit wie das Feuer etwas zu essen, damit es sich nicht verliere, sondern dem Hause treu bleibe. Man warf zu Weihnachten Nüsse und andere Dinge, die das Wasser nicht verunreinigen konnten, in den Brunnen hinein und sprach dazu: „Nun bleib' uns auch treu durchs ganze Jahr." Den Wind aber pflegte man zu füttern, wenn er recht unruhig ging, damit er Ruhe halte.

Zu solchem Zwecke tat man Mehl auf einen Teller und stellte ihn hinaus, damit der Wind es an sich nehme, oder man streute das Mehl in den Wind. Das tat die gute Rosa anfangs auch in meinem Haus in Wien. Als der Wind recht arg wehte, schüttete sie ein wenig Mehl aus dem Fenster heraus. Aber es flog den unten wohnenden Mietern an die Fenster und ließ Aufsehen befürchten. Da schämte sie sich und unterließ es fortan.

Rosa war fest davon überzeugt, daß das Feuer, die Sonne, der Wind und andre Naturerscheinungen ein Bewußtsein hätten, sehen, hören, denken, sich ärgern und freundlich sein könnten. Sie war zwar eine gläubige Katholikin und hatte viel gesunden Verstand. Das störte aber diese Vorstellungen durchaus nicht. Ihre Mutter war sogar eine besonders fromme, streng gläubige Frau gewesen, die in allem die Formen und Gebräuche der Kirche genau beobachtete und sich trotz des schwersten Arbeitslebens nichts davon ersparte. Jene soeben beschriebenen Bräuche aber übte sie ganz ruhigen Gewissens daneben aus. Sie fand nichts darin, was ihr hätte verwerflich erscheinen können.

Mit denen, die von Leid und Plage des Lebens besonders beschwert waren, hatte das gute Mädchen ein tiefes Mitleid. Sie kannte es gut genug aus eigener Erfahrung, aus dem Leben der nächsten und liebsten Personen, nicht zuletzt ihrer eigenen treuen Mutter, die in wenig erfreulicher Ehe vierzehn Kinder geboren, die Hälfte begraben, die andre Hälfte in zartem Kindesalter schon aus dem Hause hatte geben müssen, zum Dienste bei fremden Leuten. Ach, was ein Mutterherz dabei empfindet, wenn es die Kinder kaum mit dem Einfachsten satt machen, kaum mit dem Notdürftigsten kleiden kann, und dann ihnen nicht einmal liebevoll tröstend zur Seite stehen darf, weil sie fortmüssen in fremde Häuser, um zu dienen, zu gehorchen, zu arbeiten. Ach, das Herz der Mutter möchte fast brechen, wenn die Kinderaugen so schmerzlich fragend zu ihr aufschauen: „Warum muß ich denn fort von dir, die mich lieb hat? Warum ist mir solch hartes Los gefallen?" — Warum, warum? Ach, es ist nicht gut, zuviel darnach zu fragen, warum das alles so sein muß. Und wie soll das arme Kind das schon erkennen, wo doch gereifte und kluge Leute sich nicht leicht damit abfinden mögen. Und dann, nach einem langen Leben, voll endloser Arbeit, Mühe und Plage, Entbehrung und Sorge, Kummer und Not aller Art, mußte die gute Mutter als

alte Frau sich mit einem schweren Krebsleiden schleppen und schließlich, als auch das nicht mehr ging, sich zu Bette legen, um nun noch ein Jahr lang in Schmerzen und Qualen da zu liegen, bis endlich der Tod sie von ihrem Leiden erlöste. Ach, warum muß es sein, dies Leiden der Menschen, die man ohne sie zu fragen hineingestellt hat in das Leben mit all seinen Härten und Nöten?

Vergeblich, darüber nachzudenken! Und doch mußte Rosa immer wieder sinnen und grübeln, warum das alles so schrecklich eingerichtet sei in dieser Welt. Da kam es wohl zu ernsten und schweren Gedanken und Anklagen gegen ein allzu hartes, unbegreifliches Geschick, bitteren Gedanken, die sich aufbäumten gegen die ins Auge fallende Ungerechtigkeit im Leben und Leiden unzähliger Menschen. Und nicht nur der Menschen, — nicht minder der Tiere. Ja, ich habe Rosa kaum jemals so in Zorn und Auflehnung gegen die waltenden Mächte geraten sehen, als beim Anblick leidender Tiere. Ich hatte ihr die Geschichte von dem tragischen Ende einer Hündin mitgeteilt, die beim Widerstreite der Gefühle der Treue und Anhänglichkeit zu ihrem Herrn und der Liebe zu ihren Jungen zugrunde gegangen war. Bei dieser Mitteilung blitzten Rosas Augen im Zorn. „O," rief sie aus, „wenn ich so etwas höre, dann weiß ich nicht, was ich tun und sagen soll. Wenn wir Menschen leiden, nun gut, das wissen wir schon, wir müssen es wegen unsrer Sünde oder wegen der Sünde unsrer Voreltern. Aber das Tier? Warum muß denn das so furchtbar leiden? Das Tier hat ja doch keine Sünde, es weiß nichts davon. O, wenn ich solche Dinge höre, dann möchte ich nur wissen, wo die Weltsäulen sind, daß ich hinlaufen und sie umreißen könnte, damit der ganze Krempel einmal ein Ende hat."

Nicht gleich vermochte ich zu verstehen, was sie mit den Weltsäulen meinte. Das erfuhr ich erst später bei anderem Anlaß. Deutlich aber war mir es gleich, daß die Weltsäulen das Gefüge der Welt stützten und zusammenhielten und daß mit ihrem Sturz alles zusammenbrach. Bei andrer Gelegenheit stellte ich aber dann fest, daß Rosa die Erde sich als Fläche dachte, über der sich der Himmel als Halbkugel wölbte, — die andre Halbkugel nach unten, unsern Blicken verborgen. Die Weltsäulen aber halten nach dieser Vorstellung Himmel und Erde zusammen und zugleich auseinander, wie die Achse zwei Wagenräder verbindet und zugleich auseinander hält. Das ist die uralt-arische Vorstellung, wie sie im Rigveda deutlich

hervortritt und ebenso im alten Griechenland in den Erzählungen von den Säulen des Herakles zum Ausdrucke kommt. Solche Vorstellung lebt offenbar in unserm Volke noch weiter und ist noch nicht völlig durch das Kopernikanische Weltbild verdrängt.

Der tiefe, schmerzvolle Einblick, den Rosa in das mit allem Leben verbundene Leiden getan hatte, warf einen schweren, dunklen Schatten auf ihre gesamte Welt- und Lebensanschauung. Von Natur mit viel Sinn und Neigung für Scherz und Heiterkeit begabt, voll Verständnis für einen guten Humor und immer gern bereit, auf ein freundliches Scherzen einzugehen, wurde sie doch tiefernst, sobald sie auf die letzten und tiefsten Fragen unseres Daseins zu sprechen kam. Dann offenbarte sich eine erschreckend düstere, fast hoffnungslose Weltanschauung, die wohl nur ganz zu verstehen ist, wenn man sie in pathologischem Lichte betrachtet. Und dazu zwingt unmittelbar die schließliche tragische Entwicklung des Lebens dieses reinen, guten Mädchens.

Über das Leben und all sein unaufhörlich sich erneuerndes und wandelndes Leid nachdenkend, äußerte sie einstmals, sie könne alles nur dann recht begreifen, wenn man annehmen dürfe, daß dies Leben der Strafort sei, wo wir unsre anderswo begangenen Sünden und Verfehlungen abzubüßen hätten. Obwohl ich ihr nie etwas von der Seelenwanderung erzählt hatte, kam sie doch selbst einmal auf diese Lehre zu sprechen, von der sie irgendwo gehört oder gelesen haben mußte, und meinte: „Wenn das so bei uns gelehrt würde, das möchte ich gern glauben."

Wohl war sie in der großen Stadt der ländlichen Heimat und ihrem Naturleben weit entrückt, doch etwas an Tieren und Pflanzen gab es auch hier. Und wie freute sich das weiche Herz des Landmädchens daran. Wie freute sie sich schon am Zwitschern der Spatzen und an den Tauben, die rings auf den Dächern saßen, auf dem Fensterbrette gurrten oder auf dem Platze unten gefüttert wurden. Ihre größte Freude aber waren die Schwalben, die auf der Votivkirche hausten und im Sommer fröhlich singend und zwitschernd an den Fenstern vorbei durch die Lüfte schossen. „Unsre kleinen Musikanten sind schon am Werke! Hört nur der gnädige Herr das Vogelkonzert!" Mit strahlendem Gesichte machte sie mich — wie oft! — darauf aufmerksam, wenn am Sommermorgen die Fenster geöffnet waren und die lieben „Vogeln" sich so recht munter hören ließen.

In unsrer Stadtwohnung, drei Treppen hoch, war es schwer möglich, Tiere zu halten. Rosa selbst wünschte es nicht, so sehr sie die Tiere liebte. Nur ein paar Topfpflanzen ließ sie sich gerne als Pfleglinge gefallen und alles, was sonst an Blumen ins Haus kam, wurde freudig begrüßt und gepflegt. Vor allem aber mußten die Pflanzen in den Blumentöpfen regelmäßig ihr Gänseweinchen bekommen. „Sie mögen ja nichts andres als Gänseweinchen, die herzigen Spatzen. Ich wollt' ihnen sonst herzlich gern was andres zu essen geben; aber sie sind ja nur darauf kapriziert. Für ihre zarten Nervelen*) ist das das Beste." — Beim Umhertragen drückte sie die Blumentöpfe recht zärtlich ans Herz und schmeichelte ihren „Blumi" mit den hübschesten Worten. Nur ganz zart und mit größter Behutsamkeit streichelte sie dem Blumi „die Pfotchen" und freute sich, wenn es sein Köpferl stramm aufrecht hielt, freute sich, wenn neue Pfotchen herauskamen oder das Kopferl mit frischen Trieben sich aufwärts reckte.

Für das Lesen hatte sie eine förmliche Leidenschaft. Die Zeitungen wurden von ihr gründlicher als von mir selber studiert und oft berichtete sie mir daraus Dinge, die ich übersehen hatte. Sie „diebte" sich die für sie so lockenden Blätter, sobald ich sie aus der Hand legte. Ebenso liebte sie die illustrierten Volks- und Familienkalender mit ihren Bildern sowie ernsten und heitern Geschichten. Manche davon, die ihr besonders gefielen, hatte sie unzählige Male gelesen. Aber sie las auch gerne Dichter und Schriftsteller von größerm Namen und bewies dabei keinen üblen Geschmack. Ihr besonderer Liebling war Peter Rosegger, den sie gar nicht genug rühmen konnte.

Auf die Sonntagnachmittage in meinem Hause freute Rosa sich immer sehr, weil sie dann frei war und abwechselnd lesen und schlummern konnte. Spazierengehen, Besuche machen oder empfangen oder gar irgendwelche Vergnügungen aufzusuchen, lag ihr vollkommen ferne. Davon wollte sie durchaus nichts wissen. Nur lesen und ausruhen, das war ihre Freude. „Wieder so ein schöner, friedlicher Sonntagnachmittag!" sagte sie dann wohl am Abend mit rechter Befriedigung und rührend-herzlicher Dankbarkeit.

Als ich im Herbste 1912 vom rigischen Strande heimkehrte, fand ich Rosa, die mir während meiner Reisezeit fleißig geschrieben

*) Nerven, Nervchen.

hatte, ganz unverändert. Gegen die Weihnachtszeit trafen verschiedene Gäste ein, die zum Teil bei mir wohnten. Es waren etwas unruhige Tage, und ich glaube, daß diese Zeit Rosa, die allezeit unermüdlich war und immer das Beste leisten wollte, ungewöhnlich angestrengt haben. Während der ganzen Weihnachtszeit war sie sehr niedergedrückt, klagte über ihren Kopf und sagte mir, sie wisse nicht warum, aber sie könne sich dieses Mal zu Weihnachten über nichts so recht freuen. Dennoch schien ihr eine Spieluhr, die ich ihr geschenkt hatte, Freude zu machen. Sie liebkoste das Werk und gab ihm in ihrer Art immer neue Schmeichelnamen. Am ersten Weihnachtsfeiertage trat sie plötzlich in mein Zimmer, die Zeitung in der Hand: „Das hat der gnädige Herr über mich geschrieben," sagte sie, indem sie auf eine Geschichte der Weihnachtsnummer deutete. „Nur der gnädige Herr weiß ja, wie ich mich vor Gewittern fürchte." Es war die Geschichte eines Hundes, der sich vor Gewittern fürchtet, — und sie bezog das auf sich und vermutete in mir den Verfasser! Das war offenbarer Irrwahn, denn die Unsinnigkeit der Behauptung mußte jedem verständigen Menschen einleuchten. Der Verfasser der Geschichte trug einen mir ganz unbekannten Namen; das Ganze war harmlos und eigentlich ganz gleichgültig. Aber der Irrwahn der guten Rosa erschreckte mich tief. Ich suchte sie zu beruhigen. Sie sagte auch weiter nichts mehr darüber, war still und freundlich wie immer, lehnte es nur ab, zu irgendwelchen Besorgungen das Haus zu verlassen. Sie fühle sich nicht aufgelegt dazu, könne leicht schwindlig und überfahren werden. Auch mir schien Ruhe das Beste für sie zu sein. Ich besprach mich auch mit dem Arzte. Dieser suchte mich zu beruhigen und meinte, das wären hysterische Äußerungen; es werde sich schon wieder geben. Dies hoffte auch ich. Rosa war, wenn auch ernst und etwas gedrückt, doch ganz so wie immer, liebevoll, freundlich und um mein Befinden eifrig besorgt. Ich war ruhiger geworden und meinte schon, der Arzt möchte recht haben. Aber es sollte sich anders erweisen. Am Morgen des 4. Januar, nachdem sie mich freundlich geweckt, mir das Frühstück bereitet und sich schon zum Einkaufen fertig gemacht hatte, trat meine Rosa plötzlich raschen Schrittes und mit ganz verändertem Gesichtsausdrucke wieder zu mir in das Zimmer und rief: „Jetzt weiß ich, was all diese Liebenswürdigkeit bedeutet!" Auf meine erstaunte Frage, was sie damit meine, wies sie mir einen der illustrierten Kalender, die ich ihr all-

jährlich zu schenken pflegte. Jetzt behauptete sie, in mehreren dieser Geschichten kämen wieder Anspielungen auf sie vor. Das hätte ich geschrieben, um sie zu kränken. Ich ließ mir die betreffenden Stellen darin zeigen, — es war unbegreiflich, wie Rosa das auf sich beziehen konnte; da lag wieder völlige Geistesverwirrung vor. Ich war außer mir, — leider! Ich suchte der guten Rosa das Unsinnige ihrer Beschuldigungen klar zu machen. Die Geschichten seien mir ganz unbekannt. Sie wisse doch, daß ich diese Kalender nur für sie kaufe, weil sie die Geschichten gern habe. Ich wolle sie ja nicht kränken, sondern ihr nur eine Freude bereiten. „Das ist Unsinn, das ist ja der reine Wahnsinn!" rief ich ganz außer mir. Rosa war ganz still geworden, sie bedeckte die Augen mit dem rechten Arme, — ich glaube, sie weinte — und sagte nur noch halblaut vor sich hin: „Es ist furchtbar!"

Ich hoffte, sie werde sich beruhigen, ging in mein Zimmer zurück zu meinem stehengebliebenen Frühstück und hörte sie noch in das Schlafzimmer gehen, dann aber weiter keinen Laut mehr. Plötzlich erfaßte mich eine unerklärliche Angst. Ich eilte in das Schlafzimmer. Es war leer, das Fenster stand offen, — — — und drunten auf der Straße, auf den Steinen des Fußwegs lag ein Bündel blauer Dienstbotenkleider! Es war meine gute Rosa, die sich hinuntergestürzt hatte und mit zerschmettertem Schädel sogleich tot liegen geblieben war.

Den Jammer dieser Stunden und Tage will ich nicht zu schildern unternehmen. Ich bin davon überzeugt, daß es Rosa blitzartig klar geworden war, daß sie im Begriff stand, wahnsinnig zu werden; und dann schritt sie auch ohne weiteres entschlossen zur Tat. Wie ich erst später erfuhr, hatte sie einer Nichte gegenüber schon öfters geäußert, daß sie bisweilen einen fast unüberwindlichen Drang fühle, sich das Leben zu nehmen, sich aus dem Fenster oder ins Wasser zu stürzen. Sie hielt das auch nicht für ein Unrecht. Mir hatte sie nie so etwas gesagt. Und da sie so oft mir ihre Zufriedenheit mit dem Lose, das ihr in meinem Hause zugefallen war, zu erkennen gegeben hatte, war ich auch nie auf den Gedanken gekommen, etwas Derartiges irgend zu befürchten. Unser gemeinsames Leben war so befriedigend gewesen, daß ich es mir nicht lieber und besser hätte wünschen mögen, — und nun plötzlich dieser jähe, furchtbare Abbruch! Es war unfaßlich, unbegreiflich. Nur langsam, sehr langsam fand ich mich in die harten Tatsachen hinein. Der Polizeiarzt, der nach dem Unglück bei mir erschien und

dem ich das Geschehene berichtete, hatte die Formel gleich gefunden: „Beziehungswahn!“ sagte er bedauernd. Damit war die Sache für ihn erledigt, als etwas Wohlbekanntes, oft sich Ereignendes. Ich aber stand wieder vor einem furchtbaren Rätsel, mit dem ich nicht fertig werden konnte.

Einige Wochen wohnte ich ganz bei Freund Hans Horst Meyer, bis mein Hauswesen wieder in Gang gebracht worden war. Eine treffliche Nichte meiner lieben Rosa, Betty Redl, trat an ihre Stelle und verstand es, mit sanfter Hand die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Ihr stets sich gleichbleibendes, freundliches ruhiges Wesen tat mir wohl und machte sie mir bald sehr wert. Hatte Rosa in ihren Gedankengängen nicht selten etwas Überraschendes, Kühnes, fast immer etwas Originelles an sich, durfte sie in der Art, wie sie sich ihre eigene Weltanschauung zurecht zimmerte, geradezu eine dörfliche Philosophin genannt werden, so war die Nichte Betty dagegen erfüllt von tiefer, deutscher Frömmigkeit, die ganz im Gemüt wurzelnd, sich in jeder Lebenslage als ein fester unschätzbarer Grund und eine sichere Zuflucht erweist. Darin aber stimmten beide ganz überein, daß sie nur ein Leben der Pflichterfüllung kannten und suchten, allen Vergnügungen und Zerstreuungen aber gänzlich abgeneigt waren. Ich habe von diesen beiden einfachen Dorfmädchen unendlich viel gelernt, weniger durch das, was sie dachten und sagten, als durch das, was sie taten und wie sie es taten.

Auch meine Freunde und Bekannten waren von Rosas edlem Wesen und ihren originellen Gedanken stets angezogen worden. Als das furchtbare Unglück eintrat, nahmen sie innigsten Anteil daran. So namentlich auch mein alter Freund Baron Ferdinand v. Andrian, der tiefe Kenner österreichischen Volkstums, und ebenso auch mein Kollege, der Mediziner Viktor v. Ebner und seine edle und tief empfindende Gattin. Das schmerzliche Ereignis wurde in diesem Falle der Anlaß zu einer Vertiefung unseres Freundschaftsverhältnisses. Sie drangen darauf, daß ich fortan einmal in der Woche bei ihnen speisen sollte, und boten in liebenswürdigster Art alles auf, mich zu trösten und aufzuheitern. Die Donnerstag-Mittage, die ich seither, manche Jahre hindurch, bei ihnen im freundlichen Dreiverein zugebracht habe, gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Wiener Lebens. Hier zeigte sich so recht die warmherzige, echt menschlich liebevolle Natur des Österreichers. Ebner und seine Frau stammten beide

17*

aus Innsbruck und hingen mit inniger Liebe an ihrer Heimat Tirol, die ja auch ich seinerzeit so liebgewonnen hatte.

## Zwanzigstes Kapitel.

## Die letzten Lebensjahre.

Baron Andrian, der nun schon im achtzigsten Lebensjahre stand, sollte meine Rosa nicht lange überleben. Er starb nach kurzer Krankheit im April des Jahres 1914 in Nizza. Auch das war ein schwerer Schlag für mich, da Ferdinand v. Andrian in Österreich mein bester und treuester Freund gewesen war. Die Wiener Anthropologische Gesellschaft, deren Präsident und Ehrenpräsident Andrian viele Jahre lang gewesen war, veranstaltete eine Gedächtnisfeier für den Verstorbenen. Bei dieser Gelegenheit hielt ich die Gedenkrede, die dann auch in den Mitteilungen dieser Gesellschaft veröffentlicht worden ist.

Die Leiche Andrians wurde im Sommer 1914 aus Nizza nach Alt-Aussee gebracht und dort unter großer Beteiligung auf dem Ortsfriedhofe beigesetzt. Zu dieser Feier war auch ich nach Alt-Aussee gereist. Die schwarzen Fahnen, die man damals dort überall wehen sah, galten aber einem anderen, dessen gewaltsamer Tod noch unendlich viel Unheil über die Welt bringen sollte. Kurz vorher war in Sarajewo der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand ermordet worden. Daß Andrian dahingehen durfte, ehe das furchtbare Morden des Weltkrieges seinen Anfang nahm, darf wohl als gnädige Fügung bezeichnet werden.

Über den Weltkrieg sage ich nur so viel, als durch seine Beziehung auf mich und die Meinigen unbedingt notwendig ist. Auch ich war tief erschüttert durch den von allen Seiten sich offenbarenden, immer ungeheuerlicher sich auftürmenden Haß und Vernichtungswillen der Feinde gegen unser geliebtes Vaterland und unser teures deutsches Volk. Schwere Angst und Sorge erfüllten mich noch dazu um meine Lieben in der alten baltischen Heimat, die alsbald in eine geradezu verzweifelte Lage hineingerieten als Zugehörige des russischen Reiches, die zugleich von diesem als Deutsche der Vernichtung offenkundig preisgegeben wurden. Hatte doch der damalige Ministerpräsident Goremykin auf die baltischen Klagen geantwortet: „Rußland führt diesen Krieg nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen alle

Deutschen überhaupt." Der gewaltige patriotische Aufschwung unseres Vaterlandes erfüllte mich trotz alledem mit stolzen Hoffnungen. Ich schrieb eine Reihe von Gedichten, die meist in der „Ostdeutschen Rundschau" erschienen sind, einiges auch in der „Zeit". Einige meiner Gedichte, insbesondere geistlichen Inhaltes, sind auch auf Flugblättern für die Soldaten erschienen. Der Zentralverein für innere Mission gab sie heraus. Als eine Abteilung dieses segensreich wirkenden Vereines wurde schon in der ersten Kriegszeit die Wiener Evangelische Stadtmission begründet. Man trug mir die Obmannschaft dieses Vereines an. Ich schwankte längere Zeit, da ich mich dem nicht gewachsen fühlte. Schließlich nahm ich doch an und bedaure es nicht. Die Stadtmission hat alsbald eine sehr wertvolle Wirksamkeit entfaltet und hatte zunächst besonders viel mit den armen Flüchtlingen zu tun, die aus den östlichen Grenzländern, besonders Galizien, nach Wien geflohen waren. Uns fiel dabei insbesondere die Obsorge für die Evangelischen zu, — deutsche Bauern, die in gut gedeihenden Kolonien in Galizien gelebt hatten und nun von Haus und Hof vertrieben waren. Die Hauptarbeit leistete in wirklich bewunderungswürdiger Weise Pfarrer Hans Jaquemar, den ich immer mehr verehren lernte. Als Generalsekretär des Zentralvereins für innere Mission und Obmannsstellvertreter der Stadtmission war er die Seele dieser echt christlichen Liebesarbeit, unterstützt von einer ganzen Reihe wackrer Männer und Frauen. Der Obmann des Zentralvereins, der in wahrhaft vorbildlicher Weise wirkende Pfarrer Dr. Theodor Höckler-Stanislau, unterstützte ihn und uns alle sehr wirksam durch seinen wachsenden Einfluß. So edlen Männern wie Höckler und Jaquemar öffneten sich alle Türen. Ich freute mich von Herzen, mein Scherflein zu solcher Arbeit auch beitragen zu können. Die Teilnahme an den Sitzungen dieser Vereine war mir stets eine wahre Herzensfreude.

Schwer erschütterte mich die Nachricht, daß mein alter Freund Friedrich Knauer, Professor in Kiew, dort seiner deutschen Gesinnung wegen verhaftet und nach Sibirien verschickt worden war. Es ist ja leider vielen Balten ebenso gegangen, und gar mancher hat dort in der Verbannung sterben müssen, ohne die Stunde der Befreiung zu erleben. In verzweifelte Not geriet der bei Linz wohnende baltische Dichter M. R. v. Stern. Er hatte von Riga eine kleine Pension der Ritterschaft bezogen, die nach Kriegsbeginn ausblieb, und da er krank

und erwerbsunfähig geworden war, wußte er sich nicht mehr zu helfen und wandte sich um Beistand flehend an mich. Ich tat, was ich konnte, doch fehlte mir die Kraft, ihn ausreichend zu unterstützen und lange Zeit hindurch fand ich auch nicht die rechten Mittel und Wege, um ihm und den Seinen volle Hilfe zu verschaffen. Erst ein Aufruf, den ich gegen Ende des Jahres 1915 in den „Türmer" zu bringen vermochte, hatte ein Zuströmen reichlicher Gaben zur Folge. Leider war aber inzwischen die Frau des Dichters schon im Elende gestorben.

Im Jahre 1915 gab ich auf Wunsch der Familie v. Andrian die gesammelten kleinen Schriften, Reden und Aufsätze meines verstorbenen Freundes Ferdinand v. Andrian heraus, unter dem Titel „Prähistorisches und Ethnologisches"*). Das waren die Gebiete, die diese Arbeiten behandelten.

Auch den zweiten Band meiner „Arischen Religion" gab ich 1915 in Druck und hatte genug damit zu tun, ihn fertig zu bringen. Eine kleinere Arbeit von mir über die deutsche Universität Dorpat erschien in der „Akademischen Rundschau"**). Ich war darum gebeten worden und tat es auch gern, um auch an meinem Teil etwas dazu beizutragen, das Interesse für Dorpat im Deutschen Reiche zu wecken und zu stärken.

Ganz andrer Art war die Arbeit über „Lebensbaum und Lebenstraum", die ich im Laufe des Jahres 1915 für die Festschrift zu Ehren meines alten Freundes Ernst Kuhn in München verfaßte. Sie gehört nach meiner Meinung zu dem Besten, was ich geschrieben habe. Hier zeigte ich, anknüpfend an die Arbeit Kuhns über den „Mann im Brunnen", daß jene berühmte Parabel, die Friedrich Rückert durch sein Gedicht „Es ging ein Mann im Syrerland" den Deutschen so wohlbekannt gemacht hat, aus uralten Wurzeln hervorgewachsen ist, und daß diese Wurzeln bis in die altindischen Upanishaden zurückreichen. Es ist letzten Endes eine geniale Verschmelzung der beiden großen Vorstellungen vom Lebensbaum und vom Lebenstraum — das Leben als Baum und das Leben als Traum gefaßt. Beide finden sich schon in den Upanishaden. Für den Welt- und Lebensbaum hatte dies Kuhn schon gezeigt und auf den Zu-

*) Verlag von Alfred Hölder, Wien, 1915.
**) Leipzig, 1915.

sammenhang der Parabel mit dieser Vorstellung der Upanishaden hingewiesen. Mir blieb es vorbehalten, auch die Upanishad-Vorstellung vom Leben als Traum und die geniale Verbindung beider Vorstellungen darin zu entdecken, die das eigentlich Bedeutsame der Parabel ausmacht. Diese Geschichte ist über unzählige Völker hingewandert und hat sich bei Menschen des verschiedensten Glaubens heimisch gemacht als tiefsinnige Lehre der Lebensweisheit. Ihre Wurzeln aber ruhen in den Upanishaden der Inder verborgen.

In unsrer Evangelischen Hauptkirche in der Dorotheengasse wurden, von der Stadtmission angeregt, „Ernste Reden in ernster Zeit" während des Wintersemesters 1914/15 abgehalten. In dieser Reihe hielt ich auch einen Vortrag über „Die Erneuerung der Religion in unserm Volke". Der Vortrag sollte dann im Furche-Verlag in Berlin erscheinen, doch ist es nicht dazu gekommen. Dagegen erschien ein kleiner Aufsatz von mir über „Deutsche Art" in dem von der Furche herausgegebenen, mit schönen Bildern von dem Maler Franz Staffen geschmückten Büchlein „Deutsche Weihnacht. Eine Liebesgabe deutscher Hochschüler", für die Studenten im Felde bestimmt. Ich freute mich immer wieder daran, das über dem Aufsatz angebrachte Idealbild eines deutschen Jünglings anzuschauen, vom Lichte der Sonne umflutet, zu der ein Adler neben ihm emporsteigt; die rechte Hand des Jünglings ruht auf einer Harfe, seine Stirn ist mit Eichenlaub geschmückt, sein Blick ist freudig und frei, — eine echt deutsche, ideale Schöpfung, die Meister Staffen hier geschaffen hat.

Im Laufe des Jahres 1916 beschäftigte mich eine Untersuchung über die Gotteserkenntnis der Upanishaden und der Bibel, durch die ich nicht nur Moses, sondern auch Christus in seinen Gleichnissen und Reden tiefer erkannt zu haben glaube. Mehrere unter meinen theologischen Freunden interessierten sich lebhaft dafür, namentlich Pfarrer Heinrich Roehling in Wien, in dessen Haus ich immer mehr heimisch ward, und Pfarrer Friedrich Ulrich aus Dessau, damals in St. Pölten, dann in Graz als Pfarrer tätig. Auf Wunsch dieser beiden sachkundigen Freunde sollte ich über diesen Gegenstand auf der ersten Pfarrerkonferenz in Wien einen Vortrag halten. Indes hinderte mich eine plötzliche Erkrankung, mein Versprechen einzulösen. Der Vortrag wurde dann auf der zweiten Pfarrerkonferenz 1917 gehalten. Ich habe ihn in der Folge zu einem selbständigen Buche ausgear-

beitet, dessen Hauptteil schon 1917 fertig gestellt war, während ich den letzten Teil erst 1918 abschließen konnte*).

Im Februar des Jahres 1916, zur Gedenkfeier von Richard Wagners Todestag, hielt ich im Wiener Akademischen Richard Wagner-Verein einen Vortrag über die „Weltesche". Hier suchte ich zu zeigen, daß der „Weltbaum" eine uralt arische Vorstellung sei, und daß dieser Baum in sehr tiefsinniger Weise ursprünglich als ein umgekehrter Weltbaum gedacht ward, dessen Wurzeln droben in der Welt der Götter ruhen, während Stamm und Zweige nach unten hin sich zur sichtbaren Welt entfalten, ein Stück primitiver arischer Philosophie und ein sehr wertvolles Zeugnis des tiefsinnigen Denkens der alten Arier. Dieser Vortrag wurde dann auch in den Bayreuther Blättern gedruckt. Kurze Zeit darauf hielt ich ebenfalls im Wiener Wagner-Verein einen Vortrag über Dr. Felix Gotthelfs schönes und tiefes Mysteriendrama „Mahadeva", ein Worttondrama im Geiste Richard Wagners, das in großen, erhabenen Zügen Entstehung, Entfaltung und Untergang der Welt vorführt, ganz im Geiste der indischen Philosophie. Auch dieser Vortrag wurde in den Bayreuther Blättern veröffentlicht.

Der Herbst des Jahres 1916 brachte mir ein schönes mehrwöchiges Zusammensein mit Chamberlain und seiner Gemahlin in Bad Gastein. Ich versuchte ihn bei dieser Gelegenheit zur Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen zu veranlassen, was nicht ohne einigen Erfolg gewesen ist. Von diesem Zusammensein erzählte ich in der Weihnachtsnummer der „Ostdeutschen Rundschau" in einem kleinen Aufsatze, den ich nach einer bemerkenswerten Äußerung des Knaben Chamberlain, die ich bei einem unsrer gemeinsamen Spaziergänge erfuhr, „Chamberlains linker Arm" betitelte.

Im Januar des Jahres 1917 lernte ich auf einer politischen Versammlung der deutsch-radikalen Partei den Dichter Franz Himmelbauer kennen, mit dem mich bald eine nahe Freundschaft verbinden sollte. Leider war er damals schon ernstlich krank und wurde es in der Folge noch mehr, so daß meine Besuche bei ihm bald den Charakter von Krankenbesuchen annahmen. Die enge Beziehung mit diesem tiefen echt deutschen Dichter ist mir überaus lieb und wert geworden. Sein Schaffen als Lyriker und als Erzähler hat mich ungemein ge-

*) Die Veröffentlichung dieses nachgelassenen Werkes durch den Verlag H. Haessel, Leipzig, ist vorbereitet. Anm. d. Herausg.

fesselt. Mit lebhafter Anteilnahme las ich auch seine noch ungedruckten Erzählungen und Legenden, die hoffentlich noch an die Öffentlichkeit kommen werden. Der arme Kranke hing an mir mit rührender Liebe, bis er im Dezember 1918 ziemlich unerwartet entschlafen ist.

Zur Gedenkfeier von Wagners Todestag, im Jahre 1917, hielt ich im Akademischen Wagner-Verein wiederum den Festvortrag, diesmal über „Der reine Tor in Indien". Es ist die Parsifalgestalt, die ich hier in dem Naciketas der Kâthaka-Upanishad nachzuweisen suchte. In dem reinen Toren glaube ich einen Idealtypus des altarischen Jünglings aufgezeigt zu haben, wie er bei der Jünglingsweihe in erhabenen Darstellungen der Jugend zur Nacheiferung vorgeführt wurde. Auch dieser Vortrag ist mit einem dazu erbetenen Nachtrag über „Arische Einflüsse in der Bibel" an Wolzogen nach Bayreuth gegangen und in den Bayreuther Blättern abgedruckt worden, und zwar in dem Luther gewidmeten Hefte dieser Zeitschrift.

Das Jahr 1917 war ja das Gedächtnisjahr des Beginnes der großen Reformationsbewegung, da Luther bekanntlich im Jahre 1517 seine Thesen an der Türe der Schloßkirche von Wittenberg anschlug. Die Erinnerung an diese folgenreiche Tat mußte auch in der Evangelischen Kirche Österreichs gefeiert werden. Der Zentralverein für innere Mission veranstaltete aus diesem Anlaß im September 1917 eine Tagung, die nicht nur aus Österreich, sondern auch aus dem Deutschen Reiche zahlreiche Gäste versammelte. Auf Wunsch der Leitung des Zentralvereins mußte auch ich das Wort ergreifen. „Auf zum freudigen Bekenntnis unseres Glaubens!" war der mir zugeteilte Inhalt meines Vortrages, während Pfarrer Höckler, seinem großzügigen Wirken entsprechend, zu „Taten der Liebe" aufrief.

Anfang Oktober 1917 las ich im Richard-Wagner-Verein mein historisches Trauerspiel „Dara oder Schah Dschehan und seine Söhne" vor. Es schien Eindruck zu machen. Der neuernannte Burgtheaterdirektor Millenkovich-Morolt war anwesend und sagte mir ein paar freundliche Worte. Doch ist diese Vorlesung für mich ohne Folge geblieben. Eine große Hoffnung, die auch meine Lilly so lange Jahre gehegt hatte, wurde damit endgültig begraben.

Infolge der Eroberung Rigas durch die Deutschen im Herbste des Jahres 1917 gelangte ich mit den dortigen Verwandten und Freunden endlich wieder in Beziehung, von denen ich jahrelang so

gut wie ganz abgeschnitten gewesen war. Jetzt erst erfuhr ich, daß mein Bruder Christoph schon im August 1915, also vor mehr als zwei Jahren, gestorben war. Ihm war der Tod eine Erlösung gewesen, da er schon lange ernstlich krank war.

Eine Aufforderung der Bruckmannschen Buchhandlung, eine kurze Chamberlain-Biographie zu verfassen, lehnte ich zuerst ab; als jedoch Chamberlains selbst vermittelnd eintraten, entschloß ich mich endlich dazu und stellte die Arbeit im Frühling des Jahres 1918 fertig. Die dann folgenden Verhandlungen mit Bruckmann veranlaßten mich indes, die Arbeit dem Verleger J. F. Lehmann in München zu überlassen.

Zu Anfang des Jahres 1918 verlieh mir die Evangelisch-theologische Fakultät in Wien den Doctor Theologiae honoris causa, eine aufrichtige Freude und Befriedigung für mich. Es hatte dies schon zum Reformationsfeste 1917 geschehen sollen, doch hatte die kaiserliche Bestätigung so lange auf sich warten lassen.

Der Frühling des Jahres 1918 war für mich und die Meinigen von der höchsten Bedeutung. Er brachte die Befreiung von ganz Livland und Estland durch die deutsche Heeresmacht. Ich lag im März und April an einem Herzleiden krank darnieder, aber ich war innerlich trotzdem so voll Glück und Freude, daß ich unausgesetzt Gott loben und danken mußte. Aus tiefster Seele floß mir das „Baltische Dankgebet", das in der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" erschien und auch von vielen andern Blättern noch gebracht wurde*).

*) Vgl. auch Leop. v. Schroeder, Geistl. Gedichte, herausg. von Heinrich Roehling, S. 54.

# Nachwort des Herausgebers.

Am 1. Oktober 1918 hat Leopold v. Schroeder die vorstehenden Blätter abgeschlossen und darunter die Worte des Psalmisten gesetzt: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!" Er hatte wohl Anlaß zu Lob und Dank, wenn er sein reich begnadetes Leben überschaute, das eine Fülle tüchtigen und erfolgreichen Schaffens in sich barg, und auch die dunkeln Schatten, die auf seinem Lebenswege gestanden hatten, waren nicht imstande gewesen, diese Grundstimmung seiner Seele zu erschüttern. An leidvollem Schicksal hat es ja auch ihm nicht gefehlt. Vornehmlich ist es die Tragik unerfüllten Sehnens, die in mehrfacher Hinsicht sein Leben durchzieht. Wenn er als junger Student sang*):

– selig wähnt' ich, ich könnte selber
Dereinst als begeisterter Sänger künden
Die Träume, die meine Brust durchzogen, —

so hat sich dieser heiße Wunsch nicht in dem Maße erfüllt, in dem er es selbst immer und immer wieder sehnlichst gehofft hatte, daß er dereinst als dramatischer Dichter auch über seine engere baltische Heimat hinaus in den Kreisen des deutschen Volkes allgemeine Anerkennung finden möchte. Noch im Alter nährte er diese Hoffnungen, die einst in der Jugend sein Herz geschwellt hatten, und die ihm dennoch ein tiefes ungestilltes Verlangen bleiben sollten. Aber weiter ist sein eigenes Lebensschicksal hineingestellt und aufs engste verknüpft mit dem tragischen Geschicke des deutschen Volkstums in den baltischen Landen. Das schmerzlichste Erlebnis seines Lebens war zweifellos der traurige Zusammenbruch des über alles geliebten deutschen Vaterlandes und die Preisgabe der baltischen deutschen Heimat an ihre estnischen, lettischen und sonstigen Feinde. Hatte das Herz dieses alten, treuen Livländers bei der Befreiung Rigas und bei der Wiederaufrichtung der deutschen Universität Dorpat, die ihm symbolisch das Anbrechen einer neuen, vom deutschen Geiste beherrschten Zeit bedeutete, hoch aufgejubelt und war es in seinem livländischen Dankgebete von heißer Danksagung übergeströmt, so konnte es den jähen Zusammensturz dieser verheißungsvollen Anfänge, die erbarmungslose Auslieferung des

---

*) Im Walde, Gedichte S. 4.

baltischen Deutschtums an einen von Haß und Vernichtungswillen erfüllten Gegner nicht mehr verwinden. Wohl fand er auch in diesen dunkelsten Stunden Trost und Stütze in seinem Glauben, wohl ließ ihm sein Idealismus eine schwache Hoffnung, daß noch nicht alles aus sei, daß man weiter warten und glauben müsse, aber es war nur ein leises, zages Hoffen. Tiefe Wehmut beschleicht uns beim Lesen eines seiner letzten Lieder, das er „Zusammenbruch"*) nannte und aus dem der ganze Jammer und Schmerz seiner Seele herausklingt:

Und nun ist alles doch zerstört,
So hart, so mitleidlos,
Und Elend folgte, unerhört,
Und Jammer, riesengroß.

Wir wissen nicht, warum's geschehn,
Das Denken steht uns still,
Der Fuß kann kaum noch gehn und stehn, —
Und doch: wie Gott es will.

In Demut beugen wir das Haupt,
Herr, unter deine Hand;
Es hält an dir, es harrt und glaubt
Das arme Baltenland.

Der Schmerz um die baltische Heimat ließ ihn die Feder zur Fortführung seiner Lebenserinnerungen nicht wieder aufnehmen und verdüsterte ihm das letzte Jahr seines Lebens. Mit der Zertrümmerung des Deutschtums an der Ostsee neigte auch die Lebensbahn dieses alten Livländers ihrem Ende zu.

Ein Herzleiden, das ihm, wie er selbst oben erwähnt, schon im Frühjahr 1918 zu schaffen gemacht hatte, verursachte ihm häufiger Beschwerden. Auch die Kriegsjahre mit ihren schweren Entbehrungen waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Hierzu traten seelische Hemmungen verschiedener Art, insbesondere die ihn schwer erschütternden schweren Geschicke seiner näheren Landsleute, vor allem vieler nächster Verwandter.

So konnte sein Körper nicht mehr standhalten, als im Februar 1920 ein schwerer Anfall seines Herzleidens ihn niederwarf. Ohne lange dulden zu müssen, erlöste ihn ein sanfter Tod am Morgen des 8. Februar 1920. An der Stätte, wo seine geliebte Lilly 19 Jahre zuvor die letzte Ruhe gefunden hatte, wurde nun auch er gebettet.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat.
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

*) Geistl. Gedichte, S. 55.

# Anhang

# Anhang I

## Gedichte

---

### Johannisabend.

Um die Zeit der Sonnenwende
Scharen sich die Estenleute,
Wo die Tonne düster flackert
Nächtlich auf der öden Heide.

An der Glut des Reisigfeuers
Stehn die alten Estenväter,
Qualmen aus den kurzen Pfeifchen,
Starren in das helle Feuer.
Horch! der strupp'ge Schäferbube
Kratzt verdrießlich auf der Geige,
Und die plumpen Bursche heben
Bärenhaft zum Tanz die Füße.
Dicht zusammen stehn die Weiber,
Singen schrille Klaggesänge,
Daß der Säugling bei der Mutter
Schreiend aus dem Schlaf emporfährt.

Und der alte Gott der Esten
Kommt an diesem Tage wieder,
Setzt sich in den nahen Wald
Und er ächzt und stöhnt so schmerzlich:
„Meine Esten, meine Kinder,
Ach, ihr habt mich ganz vergessen,
Nur dies eine, arme Opfer
Erbt sich noch vom Kind zum Enkel.

Ach, dies eine, arme Opfer,
Wißt ihr auch, wem ihr es darbringt?
Lest die Runen in der Flamme,
Die am Pfahle züngelnd aufleckt!
Arme Esten, arme Kinder,
Euren Gott hat man vertrieben,
Und der arme, alte Gott
Sehnt sich oft nach seinen Kindern."

Also klingt es klagend, wimmernd
Von dem nahen Wald herüber,
Daß der Säugling lauter aufschreit,
Fest sich an die Mutter klammert.
Doch die trägen Estenmänner
Lesen nicht die Flammenrunen,
Starren stumm ins trübe Feuer,
Drängen dann sich um das Bierfaß;
Trinken, trinken, bis sie schwer sind,
Bis sie alles Leid vergessen
Und der Tonne letzte Trümmer
Prasselnd auf die Erde fallen.

### Ein Konzert in der Aula.

Tiefe Stille herrscht im Saale
In den langen, schönen Reihn:
Brausend fällt mit einem Male
Jetzt die starke Tromba ein.
Weit ertönt ihr grauses Schmettern!
Wirbelnd tönt die Pauke drein!
Wie ein Heer von tausend Wettern
Fallen nun die Geigen ein.
Horch, welch Schmettern, Pauken,
Dröhnen,
Welch ein tausendfaches Tönen,
Sausend, brausend!
Aber lange hält sich's nicht, —
Wie ein Schiff am Fels sich bricht,
Fällt's auf einmal rasch hernieder,
Wird dann zum Gemurmel wieder;
Welch Gelispel,
Welch Gewispel,
Leise, leise
Klingt die süße Weise,

Dann wird's stille auf einmal
In dem Saal;
Nur die Flöte windet klagend
Lange Gänge,
Ohn' Gepränge,
Wie die Totenbahre tragend.
Einsam weint sie und allein,
Tröstend tönt das Cello drein;
Dann wie ein Vogelsang auf Zweigen
In die Höhe gehn die Geigen!
Singend, zwitschernd, jubilierend,
Trillernd, pfeifend, musizierend.
Drauf tönt wie giftiges Zischen
Die Klarinette dazwischen;
Und alles, alles tönt darein,
All' Instrumente fallen ein.
Wie ein Meer, das wütend braust,
Wie ein Sturm, der furchtbar saust, —
Nicht zu zähmen,
Nicht zu nehmen
Mit Gewalten,
Nicht zu halten, —
Dann fällt's wieder
Plötzlich nieder,
Klarinette wie Gejammer
In der Kammer:
Traurig,
Schaurig,
Sterbend, tönet in dem Zimmer
Nur Gewimmer.

Alle atmen nur noch leise,
Lauschen nach, der süßen Weise, —
Staunend stehn sie vor der Kraft,
Die so Wunderbares schafft.

## Stilles Glück.

Föhrenwald, der dunkle, rauschet,
Leise wispert nur das Ried,
Klugen Blick's das Häschen lauschet
Auf der Nachtigallen Lied.

Und ein See im tiefsten Dunkel
In der Waldeseinsamkeit —
Schwankes Schilf am Ufer flüstert —
Ob von Freude, ob von Leid?

Wasserrose, wunderlieblich,
In des Seees Mitte blüht;
In der Jugend Rosenschimmer
Wunderhold ihr Kelch erglüht.

Auf ihr Haupt, das fromm geneigte,
Zitternd fällt des Mondes Licht;
Silberwellen lieblich spielen
Um ihr zartes Angesicht.

Windeselfen, schmeichelnd, kosend,
Um ihr holdes Antlitz wehn;
Schwanke Binsen leise flüstern:
„Oh, wie ist sie doch so schön!"

Durch der Zweige dunkle Blätter
Blickt das schlanke, kluge Reh, —
Wonniglich die Wasserrose
Träumet in dem stillen See.

## Zigeuner im Winter.

Aus dunklen Wolken fällt der Schnee,
Der Himmel, wie in Trauer,
Schützt dicht mit grauem Wolkenflor
Sich vor des Nordwinds Schauer.

Am Markte drei Zigeuner stehn,
Drei Spielleut', immer reisig;
Durch ihrer Röcke Fetzen pfeift
Der kalte Wind so eisig.

Es gafft des Volkes bunter Schwarm,
Wie sie die Tänze greifen;
Der eine spielt den Dudelsack,
Die andern schrille Pfeifen.

Was blickt ihr denn so trotzig drein,
Schwarzlockige Gesellen?
Dem Hündchen selbst behagt es nicht,
Fängt kläffend an zu bellen.

„Das Hündchen lebt am sichern Herd,
Wir dürfen nirgends hausen,
Wir ziehn bei Winterkält' und Sturm
Und wenn die Winde sausen."

Jetzt schütteln sie von Bart und Haar
Des Winters eis'ge Flocken,
Der Nordwind immer ärger braust
Und wühlt in ihren Locken.

Die schäb'gen Mäntel fester ziehn
Sie um die frost'gen Glieder, —
Wo zogen die Zigeuner hin
Und ihre traur'gen Lieder?

---

## Als ich den „Tannhäuser" zum erstenmal gesehen.

Wer bist du, Liebe, die mit Zaubermacht
Aus diesen Melodieen mir erklungen,
Mir alter Zeit Erinnrung hergebracht,
Aufs neue mich mit süßem Weh durchdrungen?
Wer bist du, die du mich so tief erfaßt,
Verklungne Sehnsucht neu erwecket hast,
Mein Herz in seinem tiefsten Grund erschüttert,
Mit unbeschreiblich süßem Schmerz durchzittert?
Wer bist du, die mich Tränen weinen ließ,
Die dieser Töne rauschendes Gedränge,
Die jeden, jeden dieser Klänge
Mich sehnsuchtsvoll empfangen hieß?
Bist du es, die aus jenen ros'gen Lauben
So lockend mir entgegen klingt,
Die mir das Herz, die Sinne möchte rauben,
Ein Zauberband um all mein Wesen schlingt?
Dort wo im Schoß der holden Göttin
Das Haupt des kühnen Sängers ruht,
Dem sie für seiner Lieder Weisen
Gespendet ihrer Liebe Glut.
Doch horch, der Sänger läßt sein Lied ertönen!
Er feiert sie, die Quelle alles Schönen;
Wie singt sein Mund? „Laß mich von hinnen fliehn!
O Königin, Göttin, laß mich ziehn!"
Hörst du, wie's klagend aus dem Liede spricht:
Das war die volle, sel'ge Liebe nicht! —

Wie anders aber klingt's aus Wolframs Liede,
So glockenhell, so engelrein!
Mich überkommt ein selig-süßer Friede,
Ja, das muß stille, sel'ge Liebe sein!
O weihevolle Töne,
Himmlischer Preisgesang,
Der mir mit Engelsschöne
Tief in die Seele drang!
So müssen Engel singen
Im seligen Verein,
Wenn sie der Liebeswunder
Sich andachtsvoll erfreun.
Mir ist's, als wollte mir die Seele schweben
Dahin auf diesem wunderbaren Lied,
Das wie mit süßem Wonnebeben
So leise durch das Herz mir zieht;
Als könnt' ich mit der Harfe klingen
Der reinen Melodieen Strom,
Mich hoch und immer höher schwingen,
Hinauf bis zu des Himmels Dom!
Hier schweigt das Fragen, das Verlangen,
Die ew'ge Lieb' ist aufgegangen,

Die nie im Herzen untergeht,
Wenn auch das Liebste unerreichbar steht;
Die nur zum stillen Abendsterne
Noch sendet ihr ergreifend Lied,
Zu grüßen in der Himmelsferne
Den Engel, wenn er dort vorüberzieht.
Hier will ich ruhn —
und doch, wie Himmelsang
Hör ich ein neues, schönres Lied ertönen,
Es schwillt mein Herz in sehnsuchtsvollem Drang,
Und aus den Augen stürzt ein Strom von Tränen;
Das Lied, der Jungfrau wunderbares Lied
Mit Himmelsmacht mich zu sich zieht.
Oh, laß mich ruhen, ruhn zu deinen Füßen,
Der heißen Tränen Seligkeit genießen,
Der Tränen, die der Schmerz in mir gebar,
Daß ich so lang im tiefen Dunkel war,
Der Freudentränen, daß ich endlich fand,
Was ich so lang mit blödem Aug' verkannt,
Der heißen Träne, die dem Herzen zeugt,
Daß nichts auf Erden dieser Liebe gleicht,
Der Liebe, die so unaussprechlich liebt,
Daß sie die schwerste Schuld vergibt,
Die ihre Hand so schmerzvoll sehnend reicht,
Der Liebe, die sich auch dem Sünder neigt.
Und wären diese Tränen auch das Blut,
Das heiß entströmte meinem Herzen,
Gern ließ ich rinnen diese Tränenflut,
Und fühle Seligkeit in diesen Schmerzen,
Und fühle mich aus tiefen Todeswunden
Aufs neu, und schöner, wunderbar gesunden.
Hier fühl' ich alles selig im Verein,
Was mich erfaßt bei jenen andern Tönen,
Des Sehnens Macht, und doch so himmlisch rein,
Durchschauert mich bei diesen Tränen;
Ich fühl' in dieser wunderbaren Lust
Sich allen Groll mir von der Seele lösen,
Und liebend möcht' ich ziehn an meine Brust,
Was je auf Erden feindlich mir gewesen.
Die Liebe, die mit sehnendem Erbarmen
Sich zu dem Sünder neigt in süßem Schmerz,
Die ihn erfaßt mit wundermächt'gen Armen,
Ihn fest und immer fester zieht ans Herz,
Sie, die in Sehnsucht heiße Tränen weint
Und wieder zwingt zu liebesstarken Tränen,
Sie weiß ans Herz zu ziehn den bittren Feind
Und alles, alles, alles zu versöhnen.

---

## Nacht und Träume.

Heil'ge Nacht, du sinkest nieder,
Nieder wallen auch die Träume,
Wie dein Mondlicht durch die Räume,
Durch der Menschen stille Brust;
Die belauschen sie mit Lust,
Rufen, wenn der Tag erwacht:
Kehre wieder, holde Nacht,
Holde Träume, kehret wieder!

(M. v. Collin)

Heil'ge Nacht, auf sanften Schwingen
Bringst du mir des Liedes Töne,
Die in ihrer reinen Schöne,
Mir so tief bewegt die Brust;
Und ich lausche voller Lust,
Flehe, wenn der Klang verhallt:
Holde Nacht, o kehre bald,
Dieses Lied mir neu zu bringen.

Heil'ge Nacht, mit Liedes Tönen
Bring' die Lippen auch, die holden,
Augen blau und Haare golden,
Bring' des Mädchens volles Bild!
Laß den Blick so still und mild,
Wie aus fernem, sel'gem Land
Auf mir ruhen unverwandt,
Nacht und Traum mir zu verschönen.

(Leop. v. Schroeder)

---

18*

# Anhang II

## Die Schriften Leopold v. Schroeders

### A. Wissenschaftliche Arbeiten, Bücher und Aufsätze.

Die formelle Unterscheidung der Redeteile im Griechischen und Lateinischen, mit besonderer Berücksichtigung der Nominalcomposita, Leipzig 1874.

Die Accentgesetze der homerischen Nominalcomposita, dargestellt und mit denen des Veda verglichen, Zeitschr. für vergl. Sprachforschung von Ad. Kuhn, Bd. XXIV.

Über die Mâitrâyaṇî Saṃhitâ, ihr Alter, ihr Verhältnis zu den verwandten Çâkhâ's, ihre sprachliche und historische Bedeutung, Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. Bd. XXXIII, S. 177 flg. (1879).

Das Kâthakam und die Mâitrâyaṇî Saṃhitâ, Monatsberichte der Kgl. Akademie der Wiss. zu Berlin, Juli 1879.

Mâitrâyaṇî Saṃhitâ, in vier Büchern herausgegeben, gedruckt auf Kosten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1881—1886, F. A. Brockhaus.

Pythagoras und die Inder. Eine Untersuchung über Herkunft und Abstammung der pythagoreischen Lehren, Leipzig 1884.

Die Esten als Bewahrer altindogermanischer Hochzeitsbräuche, Sitzungsberichte der Gelehrt. estn. Gesellsch. zu Dorpat, 1886.

Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung. Ein Zyklus von fünfzig Vorlesungen, zugleich als Handbuch der indischen Literaturgeschichte, nebst zahlreichen in deutscher Übersetzung mitgeteilten Proben aus indischen Schriftwerken, Leipzig 1887, H. Haessel.

Apollon-Agni, Zeitschrift f. vergl. Sprachforschung, N. F. Bd. IX, S. 193 flg., Heft 3 u. 4.

Griechische Götter und Heroen, eine Untersuchung ihres ursprünglichen Wesens mit Hilfe der vergleichenden Mythologie, Heft I, Berlin 1887, Weidmannsche Buchhandlung (Aphrodite, Eros und Hephästos).

Die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger anderer fin-

nisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie, Berlin 1888.

Eine estnische Sitte, im Festgruß an Otto v. Böhtlingk zu seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum, 3. Februar 1888, S. 167.

Ein estnisches Märchen und seine Parallelen in der indogermanischen Sagenwelt, Sitz.-Ber. der Gel. estn. Ges. 1889.

Über Ossetisches und Ugro-finnisches, Sitz.-Ber. der Gel. estn. Ges. 1889.

Die Accentuation der Wiener Kâṭhaka-Handschrift, Zeitschr. d. Dtsch. Morg. Ges. Bd. XLV (1891), S. 432.

Zur Entstehungsgeschichte des Kalewipoeg, Mitteilungen aus Briefen des Dr. F. R. Kreutzwald an die Herren Dr. Sachsendahl und Pastor Reinthal, zusammengestellt und kritisch beleuchtet, — Verhandlungen der Gel. estn. Ges. Bd. XVI, Heft 1 (S. 1—53), 1891.

Die Kâṭhaka-Handschrift des Dayârâm Jotsî in Çrînagar und ihre Accente, Zeitschr. d. Dtsch. Morg. Ges. Bd. XLVI, S. 427 flg., 1892.

Worte der Wahrheit — Dhammapadam — Eine zum buddhistischen Kanon gehörige Spruchsammlung in deutscher Übersetzung, Leipzig 1892, H. Haessel.

Indogermanisches Wergeld, im Festgruß an Rudolf v. Roth, zum fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum, 24. Aug. 1893, von seinen Freunden und Schülern, Stuttgart 1893, S. 49 flg.

Bemerkungen über den Gott Târa, Târ, Tôr und die Donnerstag-Heiligung bei den Esten, Sitz.-Ber. der Gel. estn. Ges. 1893.

Der Begräbnishügel von Lubbenhof im Trikatenschen Kirchspiel, Livland, — Sitz.-Ber. d. Gel. estn. Ges. 1893 (Ausgrabungsbericht).

Die Hügelgräber des Maskat-Gesindes in Planhof (Kirchspiel Trikaten in Livland), Sitz.-Ber. d. Gel. estn. Ges. 1893 (Ausgrabungsbericht).

Das Kâṭhaka, seine Handschriften, seine Accentuation und seine Beziehung zu den indischen Lexikographen und Grammatikern, Zeitschr. d. Dtsch. Morg. Ges. Bd. XLIX, S. 145 flg. (1895).

Über die Entwicklung der Indologie in Europa und ihre Beziehungen zur allgemeinen Völkerkunde (Antrittsvorlesung an der Universität Innsbruck), Wien 1895 (Separat-Abdruck aus den Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien).

Bemerkungen zu Hermann Oldenbergs Religion des Veda, Wiener Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes, Bd. IX, S. 109 flg. und S. 225 flg. (1895).

Zwei neuerworbene Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien mit Fragmenten des Kâṭhaka. Mit zwei Tafeln, Wien 1896 (Sitz.-Ber. der kais. Akad. d. Wiss. in Wien, philos.-histor. Klasse, Bd. CXXXIII).

Einiges über das Kâṭhakam (in der Festgabe zum fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum Albrecht Weber dargebracht von seinen Freunden und Schülern), Leipzig 1896, S. 5 flg.

Aus dem Kâṭhaka, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. X, S. 184 flg. (1896).

Notiz über eine Handschrift des Kâṭhaka, im Anzeiger der philos.-histor. Kl. der kais. Akad. d. Wiss. in Wien 1896 und Berichte der Akademie, Bd. CXXXV, S. XIV.

Ein neuentdecktes Ṛcaka der Kaṭha-Schule, Zeitschr. d. Dtsch. Morgl. Ges., Bd. LI, S. 666 (1897).

Die Kaṭha-Abschnitte des Tâittiriya Âraṇyaka, Wiener Zeitschrift f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XI, S. 118 flg. (1897).

Die Tübinger Kâṭhaka-Handschriften und ihre Beziehung zum Tâittiriya Âraṇyaka, mit einem Nachtrag von G. Bühler, Wien 1898 (Sitz.-Ber. der kais. Akad. d. Wiss. in Wien, philos.-histor. Klasse, Bd. CXXXVII).

Der Rigveda bei den Kaṭhas, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XII, S. 277 flg. (1898).

Ein Fragment der Kapishṭhala-Saṃhitâ, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde d. Morg., Bd. XII, S. 362 flg. (1898).

Indiens geistige Bedeutung für Europa, Antrittsvorlesung, gehalten am 6. Mai 1899 an der k. k. Universität Wien (gedruckt in der Beilage der „Allgem. Zeitung", München 1899, Nr. 151).

Wurzel du „gehen" im Rigveda, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIII, S. 119 (1899).

Wurzel du „gehen" c. upâ „anziehen, anlegen" im Kâ-

ṭhaka und in der Kapishṭhala-Saṃhitâ, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde d. Morg., Bd. XIII, S. 297 (1899).

Eine merkwürdige indische Kopfbedeckung auf Denkmälern des klassischen Altertums, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIII, S. 397 (1899).

Totenbretter bei den Esten, Mitteil. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXIX (1899).

Rigveda V. 1, Wiener Ztschr. f. d. K. d. Morg., Bd. XIV, S. 165 (1900).

armya, adj., „aus einer Trümmerstätte stammend“, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIV, S. 275 (1900).

Ein Erklärungsversuch der Duenos-Inschrift (Jahreshefte des österr. archäol. Institutes, Bd. III, S. 8) (1900).

Kâṭhakam, Die Saṃhitâ der Kaṭha-Çâkhâ, Erstes Buch, gedruckt auf Kosten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1900. Zweites Buch 1909. Drittes Buch 1910.

Über die neuen Entdeckungen buddhistischer Altertümer in Ostturkestan, Vortrag, gehalten in der Anthropol. Ges. in Wien am 24. Febr. 1900 (abgedruckt in der Wiener Zeitung, 2. und 3. März 1900 und in den Mitteilungen der Anthropol. Ges., Jahrgang 1900).

Neue Entdeckungen in Ostturkestan und Kansu, Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXI (1901).

Das Bohnenverbot bei Pythagoras und im Veda, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XV, S. 187 flg. (1901).

Neue Funde in Ostturkestan, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenl., Bd. XV, S. 310 (1901).

Lihgo, Refrain in den Sonnenwendliedern der Letten, Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXXII, Wien 1902.

Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung, in: Beiträge zur Weiterentwicklung der Christlichen Religion, München 1905, J. F. Lehmanns Verlag.

Germanische Elben und Götter beim Estenvolk, Sitz.-Ber. d. kais. Ak. d. Wiss. in Wien, philos.-hist. Kl., Bd. 153, Wien 1906.

Über den Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Ariern, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XIX, S. 1 flg. (1905).

varyah „Die Wasser", Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XX, S. 400 (1906).

prushtâ „Reif", Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XX, S. 401 (1906).

Talapoin, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXI, S. 78 (1907).

Vímanyu R.V. 1, 25, 4 „Zorn stillend", „Grimm vertreibend", Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXI, S. 314 (1907).

Das Apâlâlied, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXII, S. 223 (1908).

Das Tocharische und die Charri-Inschrift, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXII, S. 348 (1908).

Göttertanz und Weltentstehung, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXIII, S. 1 (1909).

Nachträge zum Apâlâlied, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXIII, S. 270 (1909).

Waffentänze bei Slawen und Tibetanern, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXIII, S. 405 (1909).

Mysterium und Mimus im Rigveda, Leipzig 1908, H. Haessel.

Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral, Sitz.-Ber. d. Kais. Ak. d. Wiss. in Wien, philos.-histor. Kl., Bd. 166, 2. Abhdl., Wien 1910.

Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth, München 1911, J. F. Lehmanns Verlag.

Bhagavadgîtâ, des Erhabenen Sang, übertragen und eingeleitet von L. v. Schroeder, Jena 1912, Verlag Eugen Diederichs; 2. Aufl., drittes und viertes Tausend, Jena 1915.

Herakles und Indra, eine mythenvergleichende Untersuchung, Denkschriften der kais. Ak. d. Wiss. in Wien, philos.-histor. Kl., Bd. 58, 3. Abhdl., Wien 1914.

Arische Religion, Erster Band: Einleitung. Der altarische Himmelsgott. Das höchste gute Wesen, Leipzig 1914, H. Haessel.

Arische Religion, Zweiter Band: Naturverehrung und Lebensfeste, Leipzig 1916, H. Haessel Verlag.

Lebensbaum und Lebenstraum, Festschrift f. Ernst Kuhn, Januar 1916.

Die Gotteserkenntnis der Upanishaden und der Bibel (nachgelassene Handschrift; Erscheinen wird vorbereitet.)

## Anhang zu A:
## Anzeigen wissenschaftlicher Werke.

Alfred Hillebrandt, Vedische Mythologie Bd. II, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes, Bd. XIII, S. 287 (1879).

Dr. R. Garbe, „The Çrâuta Sûtra of Âpastamba, belonging to the Tâittirîya Saṃhitâ with the commentary of Rudradatta", in E. Kuhns Literaturblatt f. oriental. Philologie, Oktoberheft 1883, S. 2—11.

Charles Lanman, A Sanskrit Reader, with vocabulary and notes, in E. Kuhns Literaturblatt f. oriental. Philologie, 1884, Bd. LV.

J. Schoenberg, Der Hitopadescha, Altindische Märchen und Sprüche, Deutsche Literatur-Ztg. 1884, Nr. 27.

B. Hale Wortham, The Çatakas of Bhartṛihari. Deutsche Literatur-Ztg. 1886, Nr. 29.

Pandit S. M. Naṭésa Sâstrî, Folklore in Southern India, Dtsch. Lit.-Ztg. 1886 Nr. 43.

James Gray, Ancient Proverbs and Maxims from Burmese Sources, or the Nîti literature of Burma, Deutsche Literatur-Ztg. 1887, Nr. 4.

Th. Koeppen, Materialien zu der Frage von der ursprüngl. Heimat und der Urverwandtschaft des indo-europäischen und des finnisch-ugrischen Stammes, Sitz.-Ber. d. Gel. estn. Ges. f. 1887, S. 20—28.

L. Fritze, Hitopadeça, Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt; Deutsche Literatur-Ztg. 1889, Nr. 30.

Georg Huth, Die Zeit des Kâlidâsa, Deutsche Literatur-Zeitung 1890, Nr. 8.

Joseph Dahlmann, Das Mahâbhârata als Epos und Rechtsbuch, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. X, S. 75 (1896).

Gurupûjâkâumudi, Festgabe zum fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum, Albrecht Weber dargebracht; Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. X, S. 268 (1896).

Joseph Dahlmann, Nirvâṇa, Eine Studie zur Vorgeschichte

des Buddhismus, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XI, S. 190 (1897).

Friedrich Knauer, Das Mânava-Gṛhya-Sûtra, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XI, S. 375 flg. (1897).

Joseph Dahlmann, Buddha, ein Kulturbild des Ostens, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIII, S. 113 (1899).

M. A. Stein, Detailed report of an archaeological tour with the Buner field force, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIII, S. 116 (1899).

Kâçmîraçabdâmṛta, a Kâçmîrî Grammar, written in the Sanskrit language by Içvara-Kaula, edited with notes and additions by G. A. Grierson. Mitteil. der anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIX (1899).

Nachrichten über die von der Kais. Akademie der Wiss. zu St. Petersburg i. J. 1898 ausgerüstete Expedition nach Turfan, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIV, S. 153 (1900).

Herm. Oldenberg, Aus Indien u. Iran, gesammelte Aufsätze, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIV, S. 155 (1900).

Die Çukasaptati, aus dem Sanskrit übersetzt v. Rich. Schmidt. Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes, Bd. XIV, S. 155 (1900).

G. Bühler, Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIV, S. 157 (1900).

C. C. Uhlenbeck, Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch der altindischen Sprache, Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIV, S. 268 (1900).

Albert Grünwedel, Mythologie des Buddhismus, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XIV, S. 352 (1900).

W. Caland, Altindisches Zauberritual, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XV, S. 352 (1901).

C. Mabel Duff, Chronology of India, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XV, S. 298 (1901).

Theodor Aufrecht, Katalog der Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig. I. Die Sanskrit-Handschriften. Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XV, S. 406 (1901).

M. A. Stein, Preliminary Report on a Journey of Archaeological and Topographical Exploration in Chinese Turkestan, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XVI, S. 89 (1902).

Dr. Karl Florenz, Japanische Mythologie, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XVI, S. 92 (1902).

Finnisch-ugrische Forschungen (Zeitschrift f. finnisch-ugr. Sprache u. Volkskunde, Bd. I, Heft 1 u. 2), Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morg., Bd. XVI, S. 91 (1902).

W. Maurice Bloomfield, A Vedic Concordance, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes, Bd. XXI, S. 384 (1907).

A. F. Rudolf Hoernle, A history of India, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXI, S. 386 (1907).

John Faithfull Fleet, Indian Epigraphy, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. XXII, S. 344 (1908).

Adalbert Kuhn, Mythologische Studien, herausgegeben von Ernst Kuhn, II. Band. Hinterlassene mythologische Abhandlungen. Gütersloh 1912 — bespr. in Mitra, Monatsschrift f. vergleich. Mythenforschung, Heft 1, S. 18—22, Wien-Leipzig 1914.

## B. Bücher, Reden und Aufsätze allgemeinverständlichen Inhalts

Zur Charakteristik der Sanskritliteratur I und II und Einleitende Betrachtungen zu den Charakteristiken aus dem Gebiete der Sanskritliteratur, in der Baltischen Monatsschrift 1878.

Über die Poesie des indischen Mittelalters (Vortrag), Dorpat 1882.

Die Volkspoesie der Finnen in deutscher Übersetzung, Zeitung für Stadt und Land, Riga 1889 (29. und 30. Mai); — dasselbe in kürzerer Form in den Sitz.-Ber. der Gel. estn. Ges. 1889.

Die Volkspoesie der Finnen, Wiener Abendpost 1901, 10. und 17. Mai.

Delhi, das indische Rom und seine Campagna, Mitau 1891.

Über die Witwenverbrennung bei den Indern (Vortrag), Balt. Monatsschrift, Bd. 38 (1891).

Aus den Tagen der Empfindsamkeit, Balt. Monatsschrift 1891.

Erinnerungen des weil. Universitäts-Bibliothekars zu Dorpat Emil Anders, Balt. Monatsschrift 1892.

Jugendbriefe K. E. v. Baers an Woldemar v. Ditmar, Balt. Monatsschrift 1893.

Buddhismus und Christentum, was sie gemein haben und was sie unterscheidet, — Balt. Monatsschrift Bd. 40 und separat Reval 1893; zweite, vermehrte Auflage 1898.

Ein noch ungedruckter Brief Immanuel Kants an Christian Heinrich Wolke, Balt. Monatsschrift Bd. 43, S. 138 (1896).

Aus W. v. Ditmars Reisebriefen an seine Eltern (1815 bis 1818), in der Beilage zur Balt. Monatsschrift Bd. 43, Jahrgang 1896; Neue Folge im Jahrgang 1897.

Buddha, im „Türmer", Heft 1 des ersten Jahrgangs 1898.

Ein Wort des Fürsten Bismarck, „Türmer", Novemberheft 1898.

Indische Poesie, „Türmer", Septemberheft 1899.

Der XII. internationale Orientalistenkongreß in Rom, Balt. Monatsschrift 1899.

Neuer Wiener Humor, St. Petersburger Zeitung vom 19. Nov. (2. Dez.) 1900 (Feuilleton).

Indische Gletscherfahrten (Kurt Boeck), in der Wochenschrift „Die Zeit", 29. Sept. 1900. (Nr. 313).

Max Müller, (Nekrolog), „Die Zeit", 3. Nov. 1900 (Nr. 318).

Max Müller, Der Forscher und der Schriftsteller, Wiener Zeitung, 4. Nov. 1900, Nr. 253.

Vom Popularisieren, „Die Zeit", 15. Dezember 1900 (Nr. 324).

Leo Tolstoi und seine Weltanschauung, Wiss. Beilage zur Allgem. Zeitung, München 24. Juni 1901, Nr. 142.

Leo Tolstoi und seine Weltanschauung, (dasselbe in gekürzter Form) „Die Zeit", 13. April 1901, Nr. 341.

Die Religion der Zukunft (Besprechung des so betitelten Buches von Th. Schultze) in der Zeitschrift „Der alte Glaube", Leipzig, 1. Nov. 1901.

Indische Renaissance, in der Wiss. Beilage zur „Allgem. Zeitung“, München 25. und 26. Febr. 1902 (Nr. 46 u. 47).
Durch Indien nach Nepal, „Die Zeit“, 14. Febr. 1903.
Otto Böhtlingk, † Neue Freie Presse, 17. April 1904.
Die kriegerische Bedeutung des Buddhismus in Japan, „Die Zeit“, 2. Aug. 1905.
Orient und Individualismus, „Die Zeit“, 13. Aug. 1905.
Buddha und unsere Zeit, N. Fr. Presse, 15. Okt. 1905.
Ein Ausflug in den Kaukasus, Österreich. Rundschau 1905, (Heft 37—39, vom 13., 20. und 27. Juli 1905).
Steinklopferhans und Bhagavadgîtâ, N. Fr. Presse, 15. Jan. 1906.
Indien ohne die Engländer, Österreich. Rundschau 1906.
Ratthapâlo, „Die Zeit“, 27. Oktober 1906.
Die Reden des Buddha, Österreich. Rundschau 1907.
Der Pilger Kamanita, N. Fr. Presse, 6. Jan. 1907.
Altarische Religion, Österreich. Rundschau 1907.
Die Bedeutung der arischen Sagenquelle für unsere heutige Kultur, „Werdandi“, 1908, Heft 1.
Buddha in Japan, „Die Zeit“, 30. Dezember 1909.
Germanen und Slaven, Eine völkerpsychologische Betrachtung, Öst. Rundschau, Beilage, 28. Dezember 1909.
Der arische Naturkult als Grundlage der Sage vom heil. Gral, Bayreuther Blätter 1911.
Das Rufen Gottes, Vortrag 1912, 2. Aufl. 1914, 3. Aufl. 1917, Furche-Verlag in Berlin.
Reden und Aufsätze, vornehmlich über Indiens Literatur und Kultur, Leipzig 1913, H. Haessel Verlag.
Richard Wagner als nationaler Dramatiker, Festrede, Bayreuth. Blätter 1914.
Die Universität Dorpat, Akademische Rundschau 1915, Leipzig (Aug.-Sept.-Heft).
Die Weltesche, Bayreuther Blätter 1916.
Auferstehung des Ariertums, Ostdeutsche Rundschau, Osterbeilage 1916.
Mahadeva, Symphonisches Drama v. F. Gotthelf, Vortrag, Bayreuth. Blätter 1917.
Der reine Tor in Indien, Vortrag, nebst Nachtrag „Arische

Einflüsse in der Bibel" in den Bayreuth. Blättern 1917, Lutherheft.

Houston Stewart Chamberlain, Ein Abriß seines Lebens auf Grund eigener Mitteilungen, herausgeg. von L. v. Schroeder, München 1918, J. F. Lehmanns Verlag.

Religionslehre. Ein Hilfsbüchlein für Lehrer und Schüler. Aus dem Nachlaß herausgeg. von Karl Völker. Verlag H. Haessel.

## Anhang zu B: Literarische Besprechungen.

Größtenteils unter der Überschrift „Neue Belletristik" besprach L. v. Schroeder in der Baltischen Monatsschrift (Jahrg. 1898—1900) eine größere Anzahl neuer literarischer Erscheinungen: Carl Hunnius, Gedichte; M. v. Stern, Lieder eines Buchhändlers; Zola, Paris; Gustav Falke, Tanz und Andacht, Neue Fahrt; Hugo Salus, Gedichte; Pan, Kunstzeitschrift; Adolf Wilbrandt, Hildegard Mahlmann, Feuerblumen; Charlotte Niese, Die braune Marenz, Auf der Haide; W. v. Heidenstam, Karl XII. und seine Krieger; Friedrich Nietzsche, Gedichte und Sprüche; Jenny von Reuss, Tempi passati; Korfiz Holm, Schloß Übermut; Guy de Maupassant, Gesammelte Werke; Eduard Pötzl, Mitbürger, Landsleute; Leo Tolstoi, Auferstehung; Henrik Ibsen, Wenn wir Toten erwachen; Gerhart Hauptmann, Schluck und Jau, Michael Kramer; Paul Verlaine, Gedichte, übersetzt von O. Hauser; Gabriele d'Annunzio, Triumph des Todes, Feuer, Gioconda; Clara Viebig, Vor Tau und Tag, Dilettanten des Lebens, Die Wacht am Rhein, Es lebe die Kunst, Das Weiberdorf; Anton Tschechoff, Ein bekannter Herr; George Egerton, Die Mühle Gottes; D. G. Rossetti, Das Haus des Lebens; Karl Spitteler, Olympischer Frühling; J. E. v. Grotthuß, Der Segen der Sünde, Probleme und Charakterköpfe, Gottsuchers Wanderlieder; M. v. Stillmark, Erinnerungen eines livländischen Jägers; M. v. Ebner-Eschenbach, Das Gemeindekind; R. Voß, mehrere Novellen und Romane; Russels Seeromane; R. Kipling, Diener der Königin; Multatuli, Auswahl aus seinen Werken; Kalewipoeg, übersetzt von F. Löwe; Helene Engelhardt, Beatennacht.

## C. Dichtungen.

König Sundara, ein Trauerspiel, Dorpat 1887, Verlag von Schnackenburg.

Zwei Novellen, Nordische Rundschau, Februar 1888.

Gedichte, Berlin 1889, Verlag von A. Deubner.

Dara oder Schah Dschehan und seine Söhne, Historisches Trauerspiel in fünf Akten und einem Vorspiel, Mitau 1891, E. Behre's Verlag.

Der Templer und das Kind der Berge, Episches Gedicht, Mitau 1892, Verlag von E. Behre.

Mangoblüten, Eine Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachbildung, Stuttgart 1892, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Der tönende Felsen, Märchen (in dem Sammelband „Aus vereinten Kräften", St Petersburg 1895).

Prinzessin Zofe, Ein Indisches Lustspiel in vier Aufzügen nebst einem Vorspiel, frei für die deutsche Bühne bearbeitet, München 1902.

Sakuntala, Romantisches Märchendrama in fünf Akten und einem Vorspiel, frei nach Kalidasa für die deutsche Bühne bearbeitet, München 1902.

Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder, München 1906, J. F. Lehmanns Verlag.

X Geistliche Gedichte. Aus dem Nachlaß herausgeg. von Heinrich Roehling. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Einzelne Gedichte veröffentlichte L. v. Schroeder an verschiedenen Orten, namentlich in mehreren Bänden der Balt. Monatsschrift und in den in St. Petersburg erschienenen Kalendern für Sehende zum Besten der Blinden; ferner in den „Livonenliedern" in J. E. v. Grotthuß' „Baltischem Dichterbuch", sowie in Heinrich Johansons „Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter".

L. v. Schroeder gab ferner die folgenden Gedichtsammlungen heraus:

Livonenlieder, Dorpat 1877 (darunter ein Gedicht von ihm selbst).

Gedichte von Karl Walfried von Stern, Dorpat 1877.

